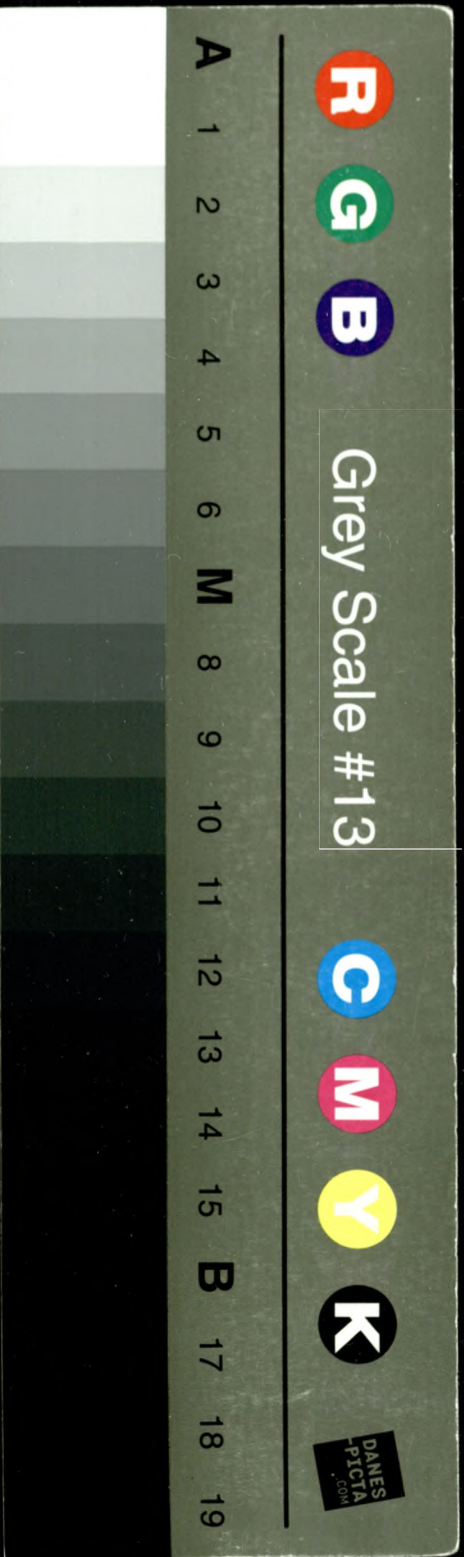
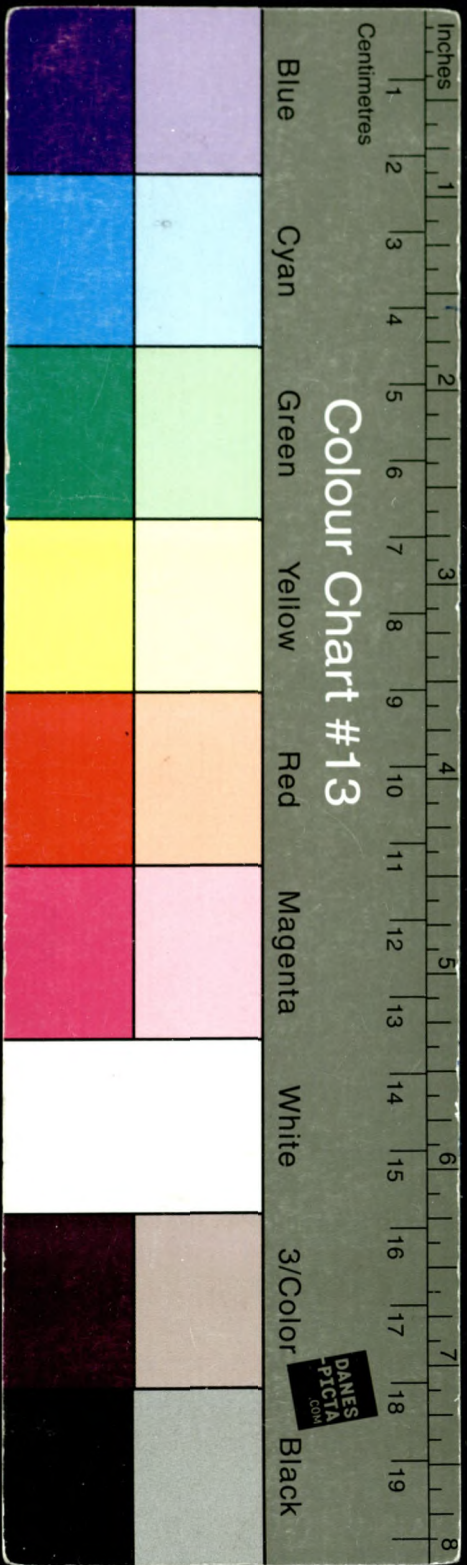


<p>Logotyp</p> 	<p>Nazwa instytucji</p> <p>Muzeum Ustrońskie</p>	
<p>Tytuł jednostki / publikacji / fotografii</p> <p>Deutsches Lesebuch für Madchen – Bürgerschulen Zweiter Theil</p>		
<p>Ilość stron oryginału</p> <p>267</p>	<p>Ilość skanów</p> <p>268</p>	<p>Liczba plików publikacji</p> <p>269</p>
<p>Autor</p> <p>nieznany</p>	<p>Wydawnictwo / zakład fotograficzny</p> <p>Verlag von F. Tempsky</p>	<p>Skan okładki</p> 
<p>Miejsce wydania</p> <p>Praga – Wiedeń – Lipsk</p>	<p>Rok wydania / Data powstania</p> <p>1891</p>	
<p>Sygnatura</p> <p>---</p>	<p>Rodzaj zasobu (np. zdjęcie, czasopismo itp.)</p> <p>Książka</p>	
<p>Wymiary (wys x szer)</p> <p>13,3x20</p>	<p>Stan zachowania</p> <p>---</p>	<p>Charakterystyka skanowanego obiektu</p> <p>Część druga podręcznika do czytania w języku niemieckim dla żeńskich szkół w Monarchii Austro – Węgierskiej, autorstwa dr Franza Josefa Kretschmeyera, wydanie szóste poprawione z 1891 r. Zawiera pisane gotykiem opowiadania, bajki, przypowieści, baśnie (w tym autorstwa braci Grimm i Hansa Christiana Andersena) sagi, opisy przyrody, biograficzne sylwetki znanych postaci z historii (np. Andreasa Hofera, Friedricha Schuberta, Wolfganga Amadeusza Mozarta), opisy krajów, miejscowości (np. Salzburga), ciekawe historie ze świata (np. o poławianiu pereł), opisy technologii (np. produkcji papieru, maszyny do szycia), wzory pisania listów, utwory epickie pisane wierszem oraz poezje (np. Johanna Wolfganga Goethego czy Friedricha Schillera).</p>
<p>Hasła przedmiotowe (okres historyczny, postacie, miejsce)</p> <p>XIX wiek, XX wiek, Franz Josef Kretschmeyer, Otton I, Krzysztof Kolumb, Józef II, Andreas Hofer, Franciszek Schubert, Wolfgang Amadeusz Mozart, Johann Wolfgang von Goethe, Wilhelm Karl Grimm, Jacob Ludwig Karl Grimm, Hans Christian Andersen, Isabella Braun, Friedrich Schiller, Wilhelm Müller, Emanuel Geibel, Karl Egon Ebert Ustroń, Wiedeń, Wien,</p>		
<p>Hasła tematyczne (np. miasto, przemysł, kuznia, letnicy itp.)</p> <p>kultura, szkolnictwo, edukacja, nauka, czytelnictwo, język niemiecki, proza, poezja, poezja niemiecka, historia, geografia, rolnictwo, dawna szkoła, dawny Ustroń, szkoła podstawowa, Austro – Węgry,</p>		
<p>Prawa autorskie</p> <p>---</p>		



MU/K/293

Deutsches Lesebuch

für

Mädchen-Bürgerschulen.

Von

Dr. Franz Josef Kretschmeyer,
k. k. Landeschulinspector.

II. Theil.

Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen.

Sechste, verbesserte Auflage.

Preis geheftet 80 kr., cartoniert 90 kr., gebunden 95 kr.

Prag.
J. Tempsky.

WITZER & CIE
Wien.
J. Tempsky
TESCHEN

Leipzig.
G. Freytag.

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1891.

Druck von Rudolf W. Rohrer in Brünn.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Erzählende Prosa.

a) Erzählungen.

Lesestück Nr.	Seite
1. Ein Sonntagsmorgen, nach Jeremias Gotthelf	1
2. Das Johanniskäferchen, nach Christoph Schmid	2
3. Großmütterstübchen, von Rudolf Reichenau	6
4. Weihnachten im Walde, von Aglaja v. Enderes	9
5. Max Stolprian, von Heinrich Zschokke	11
6. Rannitverstan, von Johann Peter Hebel	15
7. Wie Hans in die weite Welt zieht, von Josef v. Eichendorff	17
8. Die Heide, von Adalbert Stifter	20
9. Die Auswandererlerche, von Emma Miendorf	25
10. Das Bild des Großvaters, von Wilhelm Müller	29
11. Vaterlandsiebe einer Jungfrau	33

b) Fabeln, Parabeln.

12. Zeus und das Schaf, von G. E. Lessing	35
13. Die beiden Frösche, von A. G. Meißner	35
14. Das Wunder, von F. A. Krummacher	36
15. Drei Freunde, von J. G. Herder	37
16. Der Mensch, ein Kind der Barmherzigkeit Gottes, von J. G. Herder	38

c) Märchen und Sagen.

17. Die Füße der Zwerge, Brüder Grimm	38
18. Der Tannenbaum, von H. C. Andersen	39
19. Rothburga, von A. Fichler	48
20. Wunderbare Rettung eines Dichters, von Novalis	53
21. Die steinerne Spinnerin, von J. G. Seidl	54
22. Sagen vom Kaiser Friedrich im Ruffhäuser, nach Bröhle und Bechstein	56
23. Der Frauensand, Brüder Grimm	59
24. Mutterliebe, von H. C. Andersen	61

d) **Geschichtliche und biographische Darstellungen.**

Kesefück Nr.	Seite
25. Die Krönung Ottos I., nach W. Giesebrecht	66
26. Die Gottesurtheile im Mittelalter, nach D. Klopp	68
27. Die Turniere, nach Th. Wester	71
28. Friedrich der Schöne von Osterreich und Ludwig der Boier, nach Feodor Köppen	73
29. Lebensweise der Bürger im Mittelalter, nach F. Pfalz	75
30. Die Entdeckung Amerikas, nach D. Peschel	81
31. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, nach L. Thomas und G. Rierig	84
32. Der dreißigjährige Krieg, von Gustav Freytag	87
33. Die Krönung Josefs II., von Wolfgang Goethe	91
34. Andreas Hofer, nach Dr. v. Haymerle	96
35. Johann Bernhard Fischer von Erlach, nach S. Heller	100
36. Raphael Donner, nach S. Heller	102
37. Wolfgang Amadeus Mozart, nach E. Hanslick	107
38. Franz Schubert, nach E. Hanslick	111

II. **Beschreibungen, Schilderungen und Vergleichen.**a) **Aus der Länder- und Völkerkunde.**

39. Die Erdzonen, nach A. Balbi	113
40. Das Leuchten des Meeres, nach F. W. Zimmermann	115
41. Von Wien nach Alexandrien, vom Kronprinzen Rudolf	116
42. Eine Fahrt über den Semmering, nach Sonklar	120
43. Der steirische Erzberg, nach K. Zauder	122
44. Der Hallstätter See, nach Friedrich Simony	124
45. Hoch-Osterwitz, nach Friedrich Umlauf	128
46. Salzburg, von G. Rasch	134
47. Aus dem Riesengebirge,	136
48. Der Dom zu St. Stephan, nach Dr. v. Haymerle	138
49. Der Prater, nach Adalbert Stifter	141

b) **Aus der Naturkunde und Technologie.**

50. Thierleben im Dümpel, von Aglaja v. Enderes	148
51. Der Maulwurf, nach Karl Müller	150
52. Die Perlenfischerei, nach Schwaiger und Kuzner	152
53. Die Lärche, nach P. K. Rosegger	154
54. Die Rose, nach A. W. Grube	157
55. Das Beilchen, von Hermann Wagner	160
56. Edelweiß, nach Carus Sterne	161
57. Ein Fliederbusch, von Aglaja v. Enderes	162
58. Der Frühling in den Alpen, von Friedrich v. Schudi	165
59. Unsere Brunnen, nach Hermann Wagner	167
60. Der Blitzableiter, nach verschiedenen Quellen	171
61. Kunstindustrie, nach B. Bucher	174
62. Das Flechten, aus dem Buche der Erfindungen	175

Lehrstück Nr.	Seite
63. Die Papierfabrication, nach Dr. Haymerle	177
64. Die Nähmaschine, nach der Gartenlaube	179
65. Die Berkehrsmittel der Gegenwart, nach Dr. Zehden	182

III. Vermischte Aufsätze, Briefe.

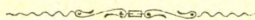
66. Von der Freundschaft, von Matthias Claudius	185
67. Schmeichelei und Dienstfertigkeit, J. G. Seume	186
68. Von der Ordnung, nach Johann Gottfried Seume	188
69. Die Liebe zur Heimat	191
70. Sinnsprüche	193
71. Schiller an seine Schwester	194
72. Schiller an seine Mutter	194
73. Kaiserin Elisabeth an die Erzherzogin Maria	196

IV. Epische Poesie.

74. Der Hänfling, von M. G. Lichtenwer	198
75. Die Schildkröte im Brunnen, von F. Rückert	198
76. Die Ente, von Ch. F. Gellert	199
77. Leben und Tod, von F. Rückert	200
78. Die Armut, von F. Rückert	202
79. Die Elfen, von F. Halm	203
80. Die Sage vom Untersberg bei Salzburg, von J. N. Vogl	204
81. Klein Roland, von L. Uhland	205
82. Roland Schildträger	208
83. Das Kind der Witwe, von F. Halm	211
84. Das Kind am Brunnen, von F. Hebbel	215
85. Das Christusbild in Wien, von R. Simrock	216
86. Johann, der muntre Seifensieder, von F. Hagedorn	216
87. Das Vaterhaus, von Isabella Braun	219
88. Das Kirchlein am Berge, von J. G. Seidl	220
89. Der Glockenguß zu Breslau, von W. Müller	220
90. Der Brief aus der Heimat, von Annette Droste-Hülshoff	222
91. Das Glöcklein des Glücks, von J. G. Seidl	223
92. Der Fischer, von W. Goethe	225
93. Das Schloß im See, von Wilhelm Müller	226
94. Columbus, von Louise Brachmann	227
95. Die Kraniche des Ibykus, von F. Schiller	229
96. Der Ring des Polykrates, von F. Schiller	232
97. Arion, von A. W. Schlegel	234
98. Der Mönch zu Pisa, von J. N. Vogl	237
99. Die letzte Markgräfin von Tirol, von L. A. Frankl	238
100. Herzog Friedl, von J. G. Seidl	239
101. Die Leiche zu Sct. Just, von Anastasius Grün	241
102. Räthsel	241
103. Epigramme	243

V. Lyrische Poesie.

Lehestück Nr.	Seite
104. Mit Gott ans Werk, von C. J. Spitta	245
105. Gebet, von E. Geibel	246
106. Morgenwanderung, von E. Geibel	246
107. Ein geistlich Abendlied, von G. Kinkel	247
108. Der Frühling ist ein starker Held, von E. Geibel	247
109. Herr Frühling, von Robert Prutz	247
110. Gesang im Grünen, von Emanuel Geibel	248
111. Abschied vom Walde, von J. N. Vogl	249
112. Ins Freie, von J. G. Seidl	249
113. Waldlieder, von R. E. Ebert	250
114. Frühmorgens, von J. v. Eichendorff	250
115. Gefunden, von W. Goethe	251
116. Frühlings Auferstehung, von W. Goethe	251
117. Fürbitte, von Hermann Lingg	252
118. Der Lenz, von Nikolaus Lenau	252
119. Drei Kiele, von Friedrich Rückert	252
120. Gute Nacht, von Emanuel Geibel	253
121. Schön, wie's Lied der Nachtigallen, von Hoffmann v. Fallersleben	254
122. Sturmesmythe, von Nikolaus Lenau	254
123. Herbstlied, von Johann Gaudenz-Salis	254
124. Hoffnung, von Emanuel Geibel	255
125. Das Bächlein, von Wolfgang Goethe	255
126. Waldnacht, von Leberecht Dreves	256
127. Meine Muttersprache, von Klaus Groth	256
128. An mein Vaterland, von J. G. Seidl	257
129. Heimkehr, von Hermann Lingg	257
130. Mein Vaterland, von Hoffmann v. Fallersleben	257
131. Mahnung, von Johann N. Vogl	258
132. Guten Morgen! im Urwalde	258
133. Mutterherz, von Albert Träger	259
134. Sehnsucht, von Friedrich Schiller	260
135. Die Mutter an ihre Tochter, von Friedrich Halm	260



I. Erzählende Prosa.

a) Erzählungen.

1. Ein Sonntagmorgen.

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön. Das dunkelgrüne Gras hatte mit demantenen Kränzlein seine Stirne geschmückt und funkelte und duftete in Gottes unermesslichem Tempel. Tausend Finken, tausend Amseln, tausend Lerchen sangen ihre Lieder; weißbärtig, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den gefurchten Wangen sahen die alten Berge auf all diese Herrlichkeit hernieder, und als Priesterin Gottes erhob sich hoch über alle die goldene Sonne und spendete in funkelnden Strahlen ihren Segen. Der tausendstimmige Gesang und des Lobes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemüthes dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchgieng mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras, stand am üppigen Kornacker still, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen, dem sanft sich wiegenden Flachse; er betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleinen Früchten starrenden Bäume mit Kernobst, band hier etwas auf und las dort etwas Schädliches ab und freute sich bei allem nicht nur des Preises, den es einstens gelten, nicht nur des Gewinnes, den er machen werde, sondern des Herrn, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu ist jeden Morgen. Und er gedachte, wie alles Kraut und jedes Thier jetzt den Schöpfer preise, so sollte es auch der Mensch thun, und mit dem Munde nicht nur, sondern mit seinem ganzen Wesen, wie der Baum in seiner Pracht, wie der Kornacker in seiner Fülle, so der Mensch in seinem Thun und Lassen. „Gott Lob und Dank!“ dachte er, „ich und mein Weib und meine Kinder, wir wollen dem Herrn dienen. Wir sind wohl auch arme Sünder und haben nur einen geringen Anfang von Gottseligkeit; aber wir haben doch ein Herz zu ihm und vergessen ihn nie einen Tag lang und essen nichts, trinken nichts, das wir ihm nicht danken, und nicht nur mit Worten, sondern vom Herzensgrund.“

(Jeremias Gotthelf.)

2. Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines schwülen Sommertages saß eine arme Witwe an dem offenen Fenster ihres Stübchens und sah hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürr ward, den Nachmittag angehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglomm bereits am Rande des wolkenlosen Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das freundliche Stübchen und malte die lichten Vierecke der geöffneten und die hellen runden Scheiben der geschlossenen Fenster sammt dem Rebblau, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleines Töchterchen stand in der Fensterecke, an den Sims gelehnt, und auch ihr blühendes Angesicht und die gelben Locken waren hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden und machte sie ihre Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlszeit, einer Schüssel voll Milch, worin Brot gebrockt war, hatte sie kaum ein paar Löffel voll genossen. Die kleine Marie war auch ganz bestürzt und rührte sich nicht, weil sie die Mutter so traurig sah. Auch sie hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselnchen stand beinahe noch voll, wie es aufgetragen war, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da und warf einen hellen runderlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Die Mutter war zu Anfang des verklossenen Frühlings Witwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste Mann des ganzen Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit soviel zusammengebracht, die kleine Hütte mit dem Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen, grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die den Mann mit aller Liebe pflegte, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurückgekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Orts, dem sogenannten

Meierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt und ihm 300 Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünfundzwanzig Gulden abzahle und ebensoviel abverdienne. Der Mann hatte dies auch bis zu dem Jahre, da er erkrankte, richtig eingehalten und seine Schuld betrug noch fünfzig Gulden. Das alles wußte die Mutter gar wohl.

Nun starb der Meierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber gesprochen hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Witwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles bis auf fünfzig Gulden abbezahlt habe. Allein alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die Arme nichts hatte als ihr Hättlein und den Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden.

Guter Gott, dachte sie, so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute von dem Baume dort für meine Marie brach, sind die letzten Früchte, die das arme Mädchen von den Bäumen genießt, die ihr Vater mit so unsäglichem Fleiße gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letztemal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem andern, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel. Sie stieg heftig an zu schluchzen.

Da kam die kleine Marie, die sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich! Sieh, sonst kann ich nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb? Weinet doch nicht so! sagte er. Gott ist der Vater der armen Witwen und Waisen. Ruft ihn an in der Noth; er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?“

„Ja, liebes Kind,“ sprach die Mutter, „so ist's!“ „Nun,“ sagte die Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen.“

„Gutes Kind, du hast recht!“ sagte die Mutter und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und die Kleine faltete die Händchen auch und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fieng an zu beten, und die Kleine sprach ihr jedes Wort nach. „Lieber Vater im Himmel!“ sagte sie, „ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind! Eine arme Witwe und ihr armes Waislein blicken zu dir auf. Wir sind in großer Noth und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter sein. O, zu dir flehen wir! Verstöß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein väterliches Erbtheil nicht. Oder hast du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden und gib uns Trost ins Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir fortziehen und vom Hügel dort uns das leztmal nach unserer Hütte umsehen!“

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden — sie blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief die Kleine, die noch immer mit erhobenen Händchen dagestanden hatte, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter, sieh doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O, sieh — jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!“

„Das ist ein Johanniskäferchen, liebe Marie,“ sagte die Mutter. „Bei Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein.“

„Darf ich es fangen?“ sagte die Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?“

„Es brennt dich nicht,“ sagte die Mutter und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fang es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes.“

Die Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle — schwebte, zu haſchen.

Aber — „O weh!“ rief jetzt die Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da sie die Hand ausstreckte es zu nehmen, sich hinter dem großen Kasten an der Wand verborgen. Sie blickte unter den Kasten. „Ich seh' es wohl deutlich,“ sagte sie; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hin schiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz.“

„Habe nur Geduld,“ sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen.“

Das Mädchen wartete ein wenig und kam dann zur Mutter herbei und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! o lange du es hervor, oder rücke den Kasten ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen.“

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und die Kleine nahm nun das ruhende Käserchen und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamanten hatte.

Die Mutter war aber auf etwas anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, was zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that — indem sie es aufhob — einen lauten Schrei „Gott!“ — rief sie — „nun ist uns ja auf einmal aus der Noth geholfen. Da ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich so lange vergebens gesucht habe. Ach, ich glaubte, er sei während meiner Krankheit, als ich besinnungslos da lag, durch fremde Hände als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt hat. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, der, seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam.“

Sie zündete sogleich ein Licht an und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abgezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Meierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sanct Martins-Tag habe ich mit Johann Blum abgerechnet, und er ist mir weiter nichts mehr schuldig als 50 Gulden, sage fünfzig Gulden.“

Die Mutter schlug vor Freude die Hände zusammen, umarmte das Kind und rief entzückt: „O, Marie, danke doch auch dem lieben Gott! denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserem Häuschen bleiben.“

„Nicht wahr,“ sagte die Kleine, „daran bin ich schuld! Wenn ich dich nicht so gebeten hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden.“

Die Mutter schwieg betroffen still und sagte dann: „O, mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Böglein herein und leuchtete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserem Haupte. Merke dir dies dein Leben lang und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden, er kann es durch ein besügeltes Würmchen.“

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht beschimpft und als ehrlos geschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sei. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die Witwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Das ist Gottes Finger, er hat Euch sichtbar geholfen.“

Der junge Meierbauer aber stand sehr gerührt da und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's! Gott ist der Vater der Witwen und Waisen — und auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen, denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht, und ihm vertrauen ist ein sichereres Capital als der größte Reichtum.“ (Nach Christoph Schmied.)

3. Großmutterstübchen.

(Rudolf Reichenau.)

Die Großmutter ist schon sehr alt und schwach; sie kann den Kindern nicht mehr viel sein. Aber weiß Gott, wie es zugeht, ihr Liebestübchen ist der gemüthlichste Raum des ganzen Hauses.

In der Frühe, wenn die Sonne kommt, ihren goldenen Strahlenfinger auf die Commode am Fensterpfeiler legt und nach dem Kaffeetische zeigt, sieht es doch gerade so aus, als wollte sie sagen: „Da möchte ich auch lieber sitzen, als draußen der Welt zu ihren alten Thorheiten leuchten!“ — und abends weilt die Dämmerung nirgends länger als hier; es hat dann das officielle Plauderstündchen geschlagen, für das jeder in der Familie, wäre er auch noch so beschäftigt, gern ein paar Augenblicke erübrigt, und zu dem die vom Spaziergange zurückkehrenden Freunde einsprechen, die frische freie Feldluft noch in den Kleidern mitführend, die das Großmütterstübchen wie ein Hauch aus der guten alten Zeit durchweht, da die Großeltern eben so rüstig mitziengen; aber das ist lange her, der Großvater schläft schon viele Jahre draußen im Schlummergarten vor dem Thore.

Zu Mittag ist's gleichfalls nicht ungemüthlich im Siebelstübchen der Großmutter. „Bei der Großmutter schmeckt doch immer alles besser,“ sagen die Kinder, obwohl in der elterlichen Küche mit verzeihlicher Eifersucht behauptet wird, das „alte Lieschen“ — die Köchin der Großmutter — koche auch nicht anders als mit Wasser. Die Kinder bleiben aber dabei, oben bei der Großmutter schmecke es am besten, am allerbesten, versteht sich, das Übriggebliebene, das hinter den mit grünen Seidenfächchen verhängten Glasthüren des Schenkstisches aufgehoben wird. Daher die zauberhafte Anziehungskraft der grünen Thürchen auf jeden eintretenden kleinen Gast.

Reichtümer gibt es nicht im Großmutterstübchen, es trifft sich nur zufällig so, daß dort meistens zu haben ist, was eben am dringendsten gebraucht wird und sonst nirgend zu finden war: ein Faden bunter Seide oder Zeichengarns, ein passender Knopf aus dem Knopfkästchen, das richtige Spiel Nadeln zu einer kunstreichen Strickarbeit, vor allen Dingen Pflasterchen zum Verbinden blosserter Enkelfinger; und die alleinige Bedingung, die sich mitunter an die freigebigste Gewährung des Begehrten knüpft, ist die: „Bringt mir nur zurück, was ihr nicht mehr davon braucht, damit auch ein andermal wieder etwas da ist.“

Und nicht nur mit materiellen Anliegen kommen die Kinder, sie wissen recht wohl, daß alles, was ihre jungen Seelen bewegt, hier ein stets geneigtes Ohr findet. Im Großmütterstübchen ist guter Rath nicht theuer, im Großmutterstübchen gewinnt man die wirksamste Fürsprache, wenn der Rath fehlt, die Bitte unvermittelt an die Eltern gelangen zu lassen, im Großmutterstübchen wohnt ein so liebevolles Verständnis für die Freuden und kleinen Leiden der Kindheit, das Großmutterstübchen hat ein Wort

der Belehrung für jede wißbegierige Frage, eine liebevolle Ermahnung für jeden reinigen kleinen Sünder, einen frommen Kernspruch für jeden Sonntagmorgen, wenn die Glocken zur Kirche rufen, ein Lächeln für jeden Kinder scherz, einen Trost für jeden kindlichen Kummer, und erscheinen ungebetene Gäste — Eigensinn, Unart, üble Laune, die selbst nicht weiß, was sie will, so können sie sich darauf verlassen, ihnen wird unverblümt die heilsame, gerade, durchfahrende Wahrheit zutheil.

Nur eine Zeit ist, wann die Kinder nicht kommen sollen, gleich nach Tisch während der Mittagsruhe. „St! die Großmutter schläft.“ — Die Thür drückt sich leise wieder zu, wie tief beschämt über die Unachtsamkeit, so leise, als ließe sich durch reuevolle Sanftheit des Rückzuges die Störung ungeschehen machen.

Sonst ist im Großmutterstübchen zu jeder Tageszeit Empfangsstunde und Besuch um so willkommener, als die Großmutter selbst fast gar nicht mehr ausgeht. Sogar zu den eigenen Kindern kommt sie äußerst selten einmal.

„Großchen, kommst du heute zu uns? Wenn dir das Treppensteigen schwer fällt, wir tragen dich.“

„Ich weiß, ihr habt über Riesenkräfte zu verfügen.“

„Einziges, bestes Großchen, thu uns die Liebe!“

„Nun, nun, erdrückt mich nur nicht mit euren Umarmungen, dann kann ich gewiß nicht kommen.“

„Wir sind dir ja nur so unmenschlich gut, Großchen!“

Zu der That, wenn zärtlichstes Schmeicheln und Streicheln, Handküsse und Fußfälle einigermaßen für den Ausdruck unmenschlichen Gutseins gelten können, so darf die Aufrichtigkeit der geäußerten Gesinnung nicht bezweifelt werden.

„Denke doch an den Weihnachtsabend, wie gut es da gieng, und wie es dir so wohl bekam!“

Damals hatte die Großmutter den Bitten nachgegeben; sogleich lief die Nachricht durch das ganze Haus, und die Kinder kamen eins nach dem andern heraufgesprungen, sich durch eigenen Augenschein zu überführen, daß es kein schwindelhaftes Gerücht sei. Nein, es war wirklich die Wahrheit. Keines konnte genug rühmen, wie „hübsch es der Großchen ließe“ im glänzenden Seidenrocke, und wie sie lange nicht so wohl und klar aus den Augen geblickt. Ein jedes wollte den geliebten Ehrengast beim Gange die Treppe hinab führen, stützen, das umhüllende Tuch noch dichter zusammenziehen, vorlaufend die Thüren öffnen und ungehörig offen stehende Thüren

schließen, damit keine Idee eines Zuglüstchens die Passage unsicher mache, und wenn gar nichts Positives zur Förderung des so freudig begrüßten Unternehmens beizutragen übrig blieb, der gab wenigstens, um seine herzlichste Theilnahme zu bekunden, dem Zuge das Ehrengelcit.

Einen einzigen Fehler hat das Giebelstübchen der Großmutter: man kommt nicht so leicht daraus fort. Da heißt es dann: „Bleibe doch ein bißchen,“ oder „ihr wollt schon wieder laufen?“ oder „wer weiß, wie lange ihr mich noch habt,“ oder „ja, was ich doch sagen wollte,“ oder „warte wenigstens, bis ich die Nadel abgestriekt, den Strumpf zugemacht,“ und was sich sonst immer an liebenswürdigen Vorwänden ersinnen läßt.

Ja, die Großmutter hat ganz recht, sie ist so alt und schwach, sie kann den Kindern nicht viel mehr sein, sie selbst sagt das, also muß es wohl wahr sein. Und doch — ihr Giebelstübchen mit seiner traulichen Enge, mit seinem behaglichen Stilleben des Alters, mit seinen sonnigen Morgenstunden, mit seinen gastlichen Familienabenden zur Winterszeit, während im Sommer schattige Baumwipfel vor seinen Fenstern rauschen und ferner Lerchensang herübertönt, mit seinem altherwürdigen Hausrath, das Großmutterstübchen mit seiner harmlosen Heiterkeit, seiner groß und klein verwohnenden Nachsicht, mit seinem reichen Schatze von Erfahrung und Lebensweisheit, ist allen, die mit Kindesrechten darin ein- und ausgehen, der Heimat heimatlichste Stätte, der gemüthlichste Raum des Hauses.

4. Weihnachten im Walde.

(Aglaja von Enderes.)

Schnee liegt draußen, blendender, glänzender Schnee, so weit das Auge reicht. Millionen von feinen Sternchen sind seit Tagen vom Himmel gefallen, stille, weiche Flöckchen, die unhörbar durch die Luft herabsanken erst auf die Wipfel der Bäume, dann von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, bis sie unten am Boden anlangten und sich eines zum anderen über die Erde legten und sie verhüllten. Das war eine lange Arbeit, bis die winzigen Flöckchen das ganze große Stück Land bedeckten; aber nun ist das große Werk vollbracht, und alles hat ein wolfiges Schneekleid bekommen. — Hin und wieder hat der weiße Schmuck einzelnen Dingen einen wunderbaren Glanz verliehen. Da ist ein Büschel hochstämmigen Grases, dessen dürre langschäftige Blätter sich unter der Last des Schnees wie Palmenzweige auseinander biegen und mit den feinen Spitzen den Boden berühren; da sind die grünen Nadeln der Föhren, an die sich die blinkenden Sternchen an einer Seite festgehangen, so zart, so durchsichtig,

dass jede der Nadeln wie eine Feder erscheint, mit silbernem Flaumbart und dunkelgrünem Kiele. Am köstlichsten sehen die Moose aus, die weichen, regellosen Ästchen und Bäumchen, die aus dem Schnee hervorragen.

Auch manch schwierigeres, großartigeres Werk haben Schnee und Frost im Walde zustande gebracht. Da haben die Flocken einen Baum überstreut, jachte Stern um Stern auf einander gehäuft, bis das schlanke Kind des Waldes sich unter der Last zu beugen begann immer tiefer, immer näher zur Erde, bis der Wipfel den Boden berührte; und nun steht der Baum tief gebückt und harrt der Stunde der Erlösung von den schweren, bedrückenden Fesseln. — Dort hat der Schnee den dunklen Stämmen der alten, mächtigen Fichten auf der Wetterseite eine feine, weiße Schleppe angeheftet, die von der Krone herabfließt, immer breiter und stattlicher wird, unten vom Stamme weg sich über Moos und Wurzeln und Waldgetrümmer hin dehnt, bis sie unten an das Bett des kleinen Waldbaches kommt, der an das lose, weiche Gewebe einen glänzenden, schweren Rand von blinkendem Eise heftete.

Überall herrscht Ruhe; doch so ganz lautlos geht es nicht im Walde her. Es ist da so manches Volk, das trotz Frost und Schnee und Winterzeit seine Herberge zwischen den alten Fichten und Föhren behauptet. Da sind die Meisen, die kleinen plaudernden Gesellen, die zur Nachtzeit nach dem Walde kommen, um unter den schweren Zweigen der Bäume Schutz und Schirm zu suchen. Da ist der Goldammer mit der hellen, blinkenden Brust, der rothbefiederte Gimpel mit dem glänzendschwarzen Käppchen, das Goldhähnchen, der Zaunkönig, die über die Waldwiese geflogen kommen und sich zwischen den grünen Nadelzweigen herum treiben, hie und da am Boden und an den Büschen nach einem Körnchen suchen und unter dem Regen von knisternden Flöckchen auf und nieder hüpfen. Zuweilen kommt der Specht und schlägt mit hartem Schnabel auf die Rinde eines Baumes, dass es weit hinaus dröhnt durch den stillen Wald; zuweilen auch zieht eine Schar von Krähen vorüber. Des Morgens und des Abends kommt auch wohl ein Häslein durch den Schnee gesprungen, oder ein Reh guckt durch die Stämme und nascht am bereiften Busche, oder sucht ein Plätzchen zur Nachtruhe. Noch später, wenn alles zum Schlafe gerüstet, schleichen Fuchs und Marder durch den Forst und hüpfen auf leichten Sohlen ihrem blutigen Gewerbe nach.

Am Morgen kommt die Sonne ihre einsame, glänzende Bahn herauf und weckt Millionen von flimmernden Juwelen auf Busch und Baum zu wunderbarer Pracht. Vom Morgen bis zum Abend streut sie ihre Strahlen-

fünkchen über dem Lande aus, und des Nachts blitzen die Sterne darüber, als hätten sie ihr Gefunkel von da unten geholt.

So geht es im Walde her zur Weihnachtszeit bis zu dem Tage, wo die jungen Bäume fortgeholt werden aus ihrer stillen Heimat, aus der Gesellschaft ihrer Genossen, um nach der Stadt zu wandern, und um dort zu prangen in märchenhafter Pracht.

Aber auch draußen im Walde beginnt der Weihnachtsabend. Da kommen die Sterne am blauen Zelte, und einer um den andern brennt sein Fünkchen an und hängt sein Lichtlein in die weißen, hellen Zweige der Bäume und spielt darin mit sanftem Geflimmer; und endlich kommt der Mond herauf und legt sein Silberlicht über Thal und Hügel und macht die Tausende von blitzenden Eiskrystallen erglänzen, die wie silbernes Geschmeide an jedem Zweiglein, an jeder Nadel hängen.

5. Max Stolprian.

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, lieber Leser, das man freilich für kein Unglück hält, und das doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon.

Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren.

Man sagte überall von mir: „Herr Max Stolprian ist ein gar geschickter Mann; aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann.“

So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unordentlich und unreinlich. — Ich war fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern; lief davon, wenn fremde Leute kamen und wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder arredecete.

Genug, ^{Was} man Höflichkeit und feine Sitten nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brot und Erdäpfel und ein Glas Wein.

Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst noch nicht weit gebracht, wie ich merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieh't's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände

einquartieren soll, bald steckt er sie in die Tasche, bald kratzt er sich damit zur Abwechslung im Nacken.

* Ich bitte daher, meine Geschichte und mein Unglück zu lesen und andern bekannt zu machen; denn manches böse Schicksal habe ich mir durch meine Unbeholfenheit zugezogen.

Sobald meine Base Sparhasen gestorben und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahr ein Mädchen zur Frau geben, das hauswirthlich, tugendhaft, freundlich und vermögend war.*

Jungfer Bärbeli gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden; ich sollte Jungfer Bärbeli näher kennen lernen; ich ward von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte.

Ich gieng nicht gern in große Gesellschaft, weil ich scheu und schüchtern war. Aber was blieb mir übrig?

Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider; weiße, seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknöpfen — genug ich war zierlich wie ein Bräutigam.

Als ich aber vor das Haus des Veters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!“ dachte ich. „Wenn's nur erst vorbei wäre!“

Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolprian!“ sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszu sehen und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopfe.

Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat und den Streusand sucht, spring ich gar dienstfertig hinzu, will den Sand aufs Papier streuen, greife ungeschickter Weise das Tintenfass statt des Sandfasses und schütte ihm einen Strom der besten Tinte über das zierliche Conto. — Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eile mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche und wischte damit auf.

„Ei behüte, was treibt Ihr da, Herr Stolprian,“ rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen Schnupftuch zurück und brachte seine Sachen in Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gutes Gewissen und bemerkte beim Niedersetzen nicht ohne Entsetzen einen thalergroßen Tintenleck auf meinem weißen Seiden-

strumpf am linken Bein. — „Hilf Himmel,“ seufzt' ich bei mir; „was wird die große Gesellschaft sagen?“

Die Thür des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursch will mich gar gewandt und galant, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfte in den Saal hinein, mache Bücklinge hinten und vorn, frage mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Magd steht, die im Begriffe ist, eine Pastete zum Tische hinzutragen, fahre ihr mit dem Kopfe in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spaziere ich mit meinen Complimenten und Reverenzen blindlings vorwärts; — es war mir zu muth, als stünd' ich vor dem Feinde und sollte ins Feuer rücken.

Welche Complimente die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Muth aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kratzfüßen, Bücklingen und gehorsamen Dienern um mich herum fort, bis ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte.

Ich war nämlich bei meinem eifrigen Complimentieren mit den Füßen bis zur Pastete avanciert, die noch dasag, weil sich die Magd von ihrem Schrecken noch lange nicht erholt hatte und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen.

Da fährt bei einem neuen Complimente mein tintenbefleckter Fuß in die Pastete — ich sah nichts; denn mir war vor Höflichkeit alles blau vor den Augen geworden. Ich glitschte in dem Pastetenteige schmählicher, doch höchst natürlicher Weise aus, verliere das Gleichgewicht und falle, so lang ich bin, auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerten Gesellschaft.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte; und ein junges, artiges Mädchen, das sich auf einem derselben vermuthlich niederlassen wollte, lag eben so schnell als ihr Stuhl neben mir am Boden. — O Himmel, und das war Bärbeli!

Es erhob sich nun ein entsetzliches Petergeschrei, und ich am Boden schrie auch; denn da ich neben mir an der Erde außer zwei Stühlen noch eine Person liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben.

Zum höchsten Glück war es kein Erdbeben, das diesen erbärmlichen Fall verursacht hatte, sondern nur, wie gesagt, eine Kälberpastete.

Wir standen auf. Der Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er hatte aber gut spassen. Ich hätte weinen mögen und schämte mich fast todt. Ich stellte mich an den Ofen und sagte kein Wort zu

meiner Entschuldigung, sondern, weil alles um mich her lachte und kicherte, lacht' ich auch und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Käälberpastete.

Man mußte sich endlich zu Tische begeben. Der Herr Vetter war so aufmerksam, mich neben Bärbeli zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeienden Berge gegessen, als neben diesem guten Kinde. Denn es ward mir wunderbarlich zu muthe neben meiner zukünftigen Hochzeiterin. — Ich sah die große Gesellschaft am Tische nur sehr flüchtig an.

Da ward die Suppe herungereicht, Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie hatte noch keine Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlofen Complimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Bärbeli gar dringend, doch die Suppe zu behalten, und sah ihr bittend in die Augen und sah nicht auf den Teller, und die siedend heiße Suppe floß richtig auf Bärbelis Kleider; und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoß und über meine Serviette und Kleider. Es war brüderlich getheilt. Ich vergesse es nie; es ist mir alles noch wie heute. Es war eine Krebsuppe.

Das gute Bärbeli verließ den Tisch. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen anderen Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Überschwemmung; ich knüpfte mir, statt der Serviette, einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider wechseln müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte.

Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, war mir auch wieder wohl zu muthe, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Gesicht, versteht sich, nicht mit der Hand, sondern, mit dem Schnupstuch.

Aber das ungelige Schnupstuch! — Ich hatte die Tintengeschichte rein vergessen über allem, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit der Tinte ein, daß, als ich das Schnupstuch wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohn umgewandelt sah.

Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie und lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich bemerkte, daß sich die Frauen immer vor meinem schrecklichen Tintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, das mich das Schnupstuch zum Narren im Spiel gemacht hatte und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse.

Erhrocken und eifertig sprang ich vom Tische auf, um mich nach der Küche zu flüchten und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinat, Bouteillen, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfaßlein u. s. f. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Munde wie versteinert da und sahen die herrlichen Gerichte sämmtlich vor ihren Augen verschwinden und so manchen Leckerbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten.

Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten, hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Wether mit beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste.

Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppe hinunter, über die Straße und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heiraten, ohne Schwindel, und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen. (Heinrich Zichoffe.)

6. Kannitverstan.

(Johann Peter Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zur Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft noch keins erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört, mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?“ Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte

kurz und schnauzig: „Kan nit verstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach welchem gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr „Kan verstan!“ dachte er und gieng weiter. Gass aus, Gass ein kam er endli an den Meerbusen, der da heißt: Het Gy, oder auf deutsch: das Opsilo. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere hinausgewälzt in Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lang zusehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achse herastrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle die Waren an das Land bringe. „Kan nit verstan!“ war die Antwort. Er dachte er: „Haha, schaut's da heraus!“ Kein Wunder, wenn das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt zu stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldete Scherben.“ Jetzt gieng er wieder zurück und stellte eine recht traurig Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Kan nit verstan es hat!“ kam er um die Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarze verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Fremden und Bekannten des Verstorbeneu folgte nach, Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unser Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seine Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner 10 Gulden aufschlüge ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn um Entschuldigung. „Das muß auch wohl ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das

Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kan nit verstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Freunde ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan,“ rief er aus, „was hast du nu von all deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichtem Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse; und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

7. Wie Hans in die weite Welt zieht.

(Josef von Eichendorff.)

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte eifrig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Thürschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! Da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Thür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot!“ — „Nun,“ sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb; denn es war mir kurz vorher selber eingefallen auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ Ich

gieng also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das ganze Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen und graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufriedenen Abjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüthe. Und als ich endlich ins Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Günst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Keh! und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' außs best' bestellt!

Wie ich mich so umsehe, kommt ein köstlicher Reifewagen ganz nahe an mich heran; der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne dafs ich es bemerkte, weil mein Herz so voller Klang war; denn es gieng ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen!“ Ich nicht zu faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßst' ich noch viel schönere.“ Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?“ Da schämte ich mich, dafs ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien.“ Nun sprachen beide mit einander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere aber lachte in einem fort und rief mir endlich

zu: „Spring Er mir hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Verbeugung und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiß.

Hinter mir giengen nun Dorf, Gärten und Kirchthürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf: unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren, blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unter dem Arm hielt. Wie aber dann die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere, weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so curios zu muthe, als müßt ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Thürme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß und sprang geschwind in das Schloß hinein. Da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse gieng es mir wunderlich. Zuerst, wie ich mich in der weiten, kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir jemand mit dem Stock auf die Schulter. Ich kehre mich schnell um, und da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Band von Gold und Seide bis an die Hüften überhängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand und einer außerordentlich langen, gebogenen Nase im Gesicht, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bediente die Treppe herauf und herunter gerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und sagte, die gnädige Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte. Ich griff nach der Weste: meine paar

Groschen — weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein — waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenpiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorübergehen sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: „Ja,“ noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Thurmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gefindel und Bauernlummeln unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur sein nüchtern und arbeitfam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnte ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren; ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Ueberhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war; ich sagte nur immerfort zu allem ja, denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote.

8. Die Heide.

(Adalbert Stifter.)

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Heide, wohin ich den lieben Leser und Zuhörer führen will, sondern weit von unserer Stadt ein liebes Fleckchen Landes, welches sie die Heide nennen, weil seit unvor-denklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Heidesöhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Woll-flöckchen hieng von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wacholder-staude da, im weiteren aber kein anderer Schmuck mehr; man müßte nur die fernen Berge hierher rechnen, die ein wunder schönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des öftern geht, daß tiefsinnige Menschen gerade solche Orte auffuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Heideslecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten, sieng er inzwischen an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen

zu machen, welche die Heide hegte und schloß mit ihnen Bündnis und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein reichlicher vorfand und sich gleichsam emporhob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wacholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweiger Abstammung und Sippchaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume waren aber gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blaudüftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg; aus welchen Gründen ist unbekannt, da hier nie seit Menschengedenken ein Pferd gieng, was überhaupt ein für die Heide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften giengen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Gesellschaft verließ und er sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen mußte. Auf dem Hügel des Roßberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat und durch mühevolltes, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für einen, dann füglich für drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Heidesack legte und sein Brot und die unzähligen Heidegäste, die er oft hieher zusammentrug. Gesellschaft war im Übermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten: die kleinen liebte er alle. Dann war der Wacholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; — seine Äste starren rings von Nadeln, strotzen aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie Jahr aus Jahr ein den reichlichen Heidegästen aufsticht: die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wunderbaren Heideblümchen, glutfarbig und himmelblau brennend zwischen dem sonnigen Gras

des Gesteins, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wacholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperrten mit einem gelben Zünglein darinnen; — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträucher, und sogar, zwischen den Steinen empornwachsend, eine lange Haselruth. Böje Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparjam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Heide; seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte; — aber von anderem muß gesprochen werden. Da war einer seiner Günstlinge ein schnarrender, purpurflüglicher Springer, der duzendweise vor ihm aufflog und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreifete; — da waren dessen unzählbare Vetter, die größern und kleinern Heuschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heidenucken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Gefänge längs der ganzen Heide war; — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Heidegras oder über seinen Filzhut, auf den er sie gerne setzte; — dann die Fliegen, summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflüglige; dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Rehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Auglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln wie eitel Abendröthe; — dann endlich war die Ammer und sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkehlchen, die Heidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hieng; der Distelfink, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manches rothe Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt und ihn mit den glänzenden, erschrockenen Auglein ansah. Von Wölfen oder anderen gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaukende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er, oder gieng, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen voll Liebe und Kühnheit. Um die Stirne war eine Wildnis dunkelbrauner Haare kunstlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Heide von Bethlehem sein Herz fand und seinen Gott und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts, als ein tüchtig Stück schwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicher Weise seinen blühenden Körper und den noch blühenderen Geist nährte, und ein klares, kühles Wasser, das unweit des Kossberges vorquoll, ein Brunnlein füllte und dann flink längs der Heide forteilte, um mit anderen Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ocean der heilsamsten Luft um sich und eine Farbe und Gesundheit reisende Lichtfülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten aufthat, sondern meistens in seinem Schlosse an einen Holznagel hieng, den er in die Felsenriße geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig und wußte sich oft nicht zu halten vor Frohinn. Von seinem Königsitze aus herrschte er über die Heide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit gieng die Phantasie mit, oder sie gieng noch weiter und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadenetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so da's er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht und Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter und das Volk und Heerführer und Kinder und Kindeskinde,

zahlreich wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Befehring — und alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, daß sie Heldenthaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder zu wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an in die entferntesten und entlegensten Theile der Heide, wohin er wohl eine Viertelstunde zu gehen hatte — zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter und nahm es ein mit der Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitaufge Stadt; — er baute sie aus den kleinen Steinen des Kofsberges und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entstehe, das niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommt werde, den gottlosen König Belsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorher gesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn anderer Wege; — oder er that das alles nicht, sondern entschloß auf der offenen Fläche und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben. Die Sonne sah ihn an und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röthe, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Äpfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüsse, und wenn sie endlich gar die hellen, großen Tropfen auf seine Stirne gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe, und sie weckte ihn mit einem heißen Kusse.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Heide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und stillere Gewalten. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Heide geben konnte, das hatte sie gegeben; der reife Geist schmachtete nun nach seinem Brote, dem Wissen, und das Herz nach seinem Weine, der Liebe. Sein Auge gieng über die fernen Dunststreifen des Moores und noch weiter hinaus, als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürtten, den Stab nehmen, und weit, weit von seiner Herde gehen.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlaß den kleinen Engel nur seinem eignen innern Gotte und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach

Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf.

Und somit laßt uns Abschied nehmen von dem Knaben auf der Heide.

9. Die Auswandererlerche.

Manchem hat es wohl schon wie ein Messer durch das Herz geschnitten, wenn er zum letztenmale am Ufer seiner Heimat stand, noch einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderspiele, seines Jugendhoffens, wo eine ganze Welt hinter ihm verjant. Wie der Tod nichts anderes als eine weite Reise, ist ein solches Scheiden auch eine Art von Sterben. Das mochten Patterson und sein Weib jetzt fühlen, als sie an Bord des nach Quebek segelnden Handelschiffes traten. Er war ein armer Schuhflicker im reichen London. Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der großen Stadt für den kleinen Haushalt ließen sich nicht erschwingen, es gieng immermehr zurück. Man schrieb damals 1834. „Elisabeth,“ sagte der Mann, „willst du mir folgen, auch über das Meer, auch wenn wir in Kanada das Glück suchen müßten?“ — Sie nickte mit dem Kopfe und sah ihn lang und fest an aus ihrem klaren, blauen Auge. Darin stand zu lesen: „Henry, da wo du bist, bin ich überall daheim.“ — Die schmale Barschaft, die gerade ausreichte, um die Überfahrt zu bezahlen, war schnell zusammen gerafft. Leicht geht der Arme auf die Wanderschaft im Leben und aus dem Leben. Er hat nicht viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut, der thut es aus voller, warmer Seele.

Der Schuhflicker ließ einen Freund zurück unter so viel hunderttausend Menschen, einen trauten Freund, etwas minder arm als der ehrliche Meister selbst, einen Vogelfänger, Charles Nash geheißten, allen Liebhabern in der Hauptstadt an der Themse wohlbekannt. „Wenn der Henry durchaus fort muß,“ meinte Freund Nash, „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein sein in dem fremden Welttheile, soll etwas von mir mitnehmen, mein Liebstes, das ich weiß. — Die beste Lerche Altenglands muß es sein.“ Er mustert sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da macht er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzuspüren. Glückselig kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pförtchen des Schuhflickers. Aber da hilft kein Klopfen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben gieng das Schiff unter Segel. Nash läßt sich nicht irre machen, steigt in ein Dampfboot, folgt dem Schiffe und trifft es bei Gravesend.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdecke unter vielen, vielen Familien von Auswanderern; unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern: Kinder, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen, die Luft zu trinken; Greise, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der anderen Halbkugel die Sonne zu sehen, die Luft zu trinken. Ringsum lauter hoffende oder verzweifelnde Gesichter. Henry und sein Weib schauten zum letztenmale hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Wiege, welche die Meerwellen zu schaukeln schienen.

In diesem Augenblicke kam der kleine Nachen, den Nash gemietet, an das Schiff heran, „Henry,“ schreit er hinauf und steigt zwei Stufen an der Strickleiter empor; „Henry, ich bringe dir einen Vogel, einen rechten Sänger, der wird hoffentlich die Stimme auf dem Meere nicht verlieren.“ — Patterson klettert die Leiter herab, streckt den Arm aus und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das bleiche Gesicht hinunter. Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis das Rähnlein, das die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont. „Wir wollen sie Charlotte heißen,“ sagte Patterson, „zu Ehren meines treuen Charles.“

Wie ein Kleinod tragen sie das Vöglein über die Flut. Er ist ihnen Heimat auf der Wasserwüste, ist ihnen eine Hoffnung, der Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch im Himmelsblau die Tagwache schlägt. Sonst durchschneidet die Lerche mit glänzenden Schwingen den Äther; jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannte, wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurpiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigen schwarzen Riesenschwingen jagt er das arme, unermüdliche Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet am Sanct Lorenzbuken. Die Schiffbrüchigen müssen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so ans Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth und mit der kleinen gefiederten Freundin. Sein Weib trug er im Arme; die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtlein Toronto. Bald brachte es der emsige Schuster soweit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude mieten konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste

ist. Sie liegt gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und allmorgentlich, bevor er sich auf sein Bänkchen an das Tagwerk setzte, hieng er ganz sorgsam an diesen Nagel einen demüthigen Käfig mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er ein Schöllchen Erde mit etwas Grasshalmen hinein. Da hatte die Lerche freilich nur kargen Raum, konnte bloß von ihrem Stänglein auf den Boden und vom Boden wieder auf das Stänglein hüpfen. Sie that es auch stundenlang, tanzte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den kleinen Schnabel in das Näpfschen voll frischen Wassers, sprang auf ihren Sitz zurück und streckte ihr Schnäblein zum Himmel und zur Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Sehnen über sie, ein Heimweh nach den reinen freien Lüften, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Berggipfel röthete. Sie streckt den kleinen Hals, neigt ihr Köpflein und läßt unter leisem Beben der Schwingen ihr Lied ertönen, das den jungen Tag grüßt. Wenn er auch auf einer andern Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes streut ihm ihre Melodien entgegen, von denen die Wälder Kanadas nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Kehlen. Die dortigen Vögel, in Gefieder von brennender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr geputzten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt jene Harmonien nicht.

Unserer Lerche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch Meere von ihm getrennt, in einsamer Fremde geweint hat, kann fühlen, wie das Lerchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmetternd wieder auf den heimischen Fluren zu sein glaubten, bei dem väterlichen Kirchturme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen. Wie oft haben Elisabeth und Henry den guten Nash gesegnet! Die Lerche war all ihr Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gute. Jung und alt, reich und arm strömte an die Bude, um dem Wunderdinge zu lauschen. Männer und Frauen, zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, alles blieb wie von einem geheimen Zauber gefesselt vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vöglein verfiel dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. Hat Pathe Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme gibt immer hundertfach — weil er mit dem Herzen gibt. Das Liebesgeschenk der Demuth führt vom Himmel ganz besondern Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würde ihm doch nicht gestatten wollten, sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Besucher dem wackern Schuster. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammerfängerin Charlotte; und dreimal wies Patterson, während er den Klopfer auf das Oberleder fallen ließ und mit beiden Armen seinen gewichsten Fäden kräftig auszog, das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können. Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich in das Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vöglein, als volle Kisten und Schränke haben. Die Lerche gehört nun einmal zur Familie. „Sie ist unser Kind,“ sagte der Mann; „wir haben durch sie unsere Heimat wieder.“ — Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig hergibt, begibt sich eines Segens.“

Aber an einem trübem Octobertage im Jahre 1837 sah man die Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen, und die Leute wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagwerke. Da lag er, bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Henry. Ein ungeschickter Jäger hatte ihn mit einem aus Versehen losgegangenem Flintenschusse getödtet. Der arme Auswanderer war nun in sein Vaterhaus heimgekehrt. Der Morgengefang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Pattersons Abendlied gewesen. Elisabeth faltete seine starren Hände und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirne. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdball, seit ihr Henry fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sei er nur nach Europa gegangen, und sie müsse ihm nach und könne ihn in England wieder finden in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, so lange Henry nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmer mehr wohl werden, seit er nicht mehr da. Sie wollte den lieben Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfennig. So hilflos und schwach blieb die Witwe zurück, daß sie, um nicht sammt ihrem Vöglein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz anderen Heimweh krank als früher. Ihr Henry hat das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur kaufte die Lerche. Drei Monate lang war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton von ihr vernahm. Trauerte sie um ihren Herrn?

Als er Kanada verließ, schenkte er sie einem alten Diener, der ihn begleitet hatte, und nicht reicher war als Patterson. Die Lerche schien nun einmal ihre göttliche Mission, die Seelen der Armen zu erquickern und zu erheben, recht eigentlich bestätigen zu wollen. Kaum sah sich das Vöglein wieder in den gewohnten, bescheidenen Räumen, in seinem am Nagel schwebenden Käfig, unter schlichtem Hausgeräthe, fleißigen, frommen Menschen, so brach es sein Schweigen. Die silberhelle Stimme ertönte von neuem, ganz Toronto bewunderte seinen Liebling, dessen Lied noch während der Herrschaft von zwei Nachfolgern des Gouverneurs erklang. Zuletzt schlug aber auch der Lerche das Stündlein. Sie verstummte; ihr trost- und gesangreiches Leben endete. Der letzte Besitzer unserer Charlotte schickte ihr Schnäblein, dem einst so süße Melodien entströmten, ihr Gefieder und ihre kleinen Krallen nach England, wo die Reste der Sängerin einem mit dem Ausstopfen der Vögel für das britische Museum beauftragten Künstler vertraut wurden. Die kleine Feldlerche erstand noch einmal. Sie hat wiederholt den Ocean durchschiffet. Von dem Kleeblatte, das zusammen das Vaterland verließ, kehrte sie allein dahin zurück. Da habt ihr sie wieder in ihrer frühesten Heimat, in ihrer gewohnten Stellung: den Hals gewendet, das Auge glänzend, die Schwingen gesenkt, wie das Volk zu Toronto sie einst bewunderte. Hinter ihren Glaskäfig, ihr letztes Haus, schrieb der Gouverneur mit eigener Hand auf einen Papierstreif: „Diese Lerche, die ein britischer Auswanderer mit nach Kanada nahm, litt Schiffbruch im Sanct Lorenzobusen und starb, nachdem sie durch ihr Talent neun Jahre die Wonne von Toronto war, in dieser Stadt, den 14. März 1843, allgemein bedauert.“

Es ist kein Leben so klein, daß es nicht viele Freude und Segen zu streuen vermag. (Emma Miendorf.)

10. Das Bild des Großvaters.

(Wilhelm Müller.)

Zu den Zeiten unserer Väter saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterchen, namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Warenlager von Nürnberger Spielsachen, bunten Bilderbogen und einigem alten Gerümpel feil bot.

Die Bude war, wie das Mütterchen, alt und gebrechlich; denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge, blühende Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Witwe; sie

saß hier mit bleichem Angesicht und rothgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchgelebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trüber; denn nur selten blieb noch ein Käufer vor der kleinen Bude stehen, ja oft, sehr oft mußte sie ihr kleines Warenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte zwar nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von einem Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber war ihre Noth überaus groß geworden; denn schon seit drei Tagen hatte sie auch gar nichts verkauft, und doch war die Miete für die kleine Kammer, in welcher sie des Nachts schlief, fällig. Zwar machte ihr diese Schuld nicht gerade großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Noth nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Spielsachen und die bunten Bilder bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er hatte gedroht, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude zu verkaufen, sie selbst aber in den Schuldhurm sperren zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hageren Hände gefaltet. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühling war gekommen; aber ihr ward immer weher ums Herz, und sie wünschte sich sehulichst dorthin, wo ihr braver Mann und ihre Kinder längst ruheten.

Da kam ein Mann dahergeschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Wünschen. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst war er aber noch ziemlich rüstig und kräftig. Was er war, das verrieth seine Theerjacke und der breite, schwankende Gang, nämlich, daß er ein Seefahrer war. Er hatte die Arme übereinander geschlagen und sah, wie es schien befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebände langsam gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch manches in Danzig verändert! In dieser kleinen Bude saß einst eine muntere junge Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?“

Die Alte lächelte wehmüthig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch niemand anderer gewesen sein als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre.“

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirn und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß auch ich gegen vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen. — Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wohl schon lange todt?“

„Selbst gekannt habe ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. Er starb im Spittel!“ entgegnete Else.

„Im Spittel?“ wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt,“ fuhr die Alte fort, „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben sollte. — Er war der Sohn von Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Geldeswert in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde gieng. — Nun war der alte Mann ganz allein. Er begann noch manches; aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die armen konnten ihm nicht helfen, die reichen wollten nicht. So geschah es denn, daß er krank und lebensmüde ins Spital gehen mußte.“

Über das Gesicht des Unbekannten zuckte es finster hin. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen, aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn Peter Braun begraben?“ „Auf dem Armenkirchhofe,“ antwortete Else. Der Fremde schien diese Antwort erwartet zu haben, er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes, verloschenes Ölgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt Ihr für das Bild?“ fragte der Mann.

„Ich habe es,“ entgegnete die Alte, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein geringes erkauf. Es mag wohl nichts mehr wert sein; denn niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es Euch, lieber

Herr, so mögt Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden."

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bild. „Ach, lieber Herr,“ rief die Alte, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln; denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen.“ — „Laßt es nur gut sein, Mütterchen,“ versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich nur ein armer Teufel, der sich auch zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildnis meines Großvaters nicht zu theuer.“

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder eine Antwort zu hören.

Else war anfangs mehr erschrocken als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und seiner eigenen Rede selbst nur arm war, ihr für das alte, verlöschene Bild einen Thaler gegeben hatte. — Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das blanke Silberstück würde ihr aus den Händen entschwinden oder mindestens in eine Kohle sich verwandeln. Aber wie sie den Spanier auch wandte, er verschwand und verwandelte sich nicht. Da schwoll ihr welches Herz auf vor lauter Freude, die in brünstige Dankgebete aufgieng zu ihrem treuesten Freund, dem sie erst kurz vorher ihre Noth geklagt, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihre Noth geendet. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, daß er damit sich wohl einstweilen begnügen werde. Vorhin in ihrer Angst und Sorge war ihr Auge trocken geblieben, und jetzt — weinte sie. Das waren Freudenthränen, ein stummes und doch so beredtes Dankopfer ihrer Seele.

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Sein Gesicht war jetzt hochgeröthet, als sei es vom Trunke oder Zorne erhitzt. Er stürzte in gewaltiger Hast auf die Budè der alten Else los und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waren ein, daß er mit diesem Schlage sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierne Soldaten vernichtete. „Liebe Alte,“ rief er in ungezügelter Freude, „thu mir den Gefallen und wirf deinen ganzen Plunder auf die Straße, daß sich die Zungen daran freuen; du sollst es fortan nicht mehr nöthig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen. Heiße! das Glück ist bei mir eingekehrt wundervoll und unverhofft. Vierzig Jahre habe ich diesem Glücke auf allen Meeren und allen Zonen nachgejagt: es wandte mir überall den Rücken, siehe, da finde ich es plötzlich in der Heimat an dem Grabe meines Vaters. — Es war

eine bittere, trübe Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater ausgezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber alles anders gekommen; er ruhte in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen war. Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich dir meinen letzten Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmüthigen Zügen zu erfreuen, die mich, wilden Buben, so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet hat, brach der morsche Rahmen zusammen, und — aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Wert sich durch die Jahre und durch den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater darüber Nachricht geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden! Sene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigenthum; denn bei diesem Schätze lag zugleich ein Testament, das mich im Falle des Ablebens meines Vaters zum Erben des Großvaters ernennt. Jetzt kaufe ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder wie in früheren Zeiten das Bildnis des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich den Reichthum nicht theilen, wohl aber mit dir, du wackeres Mütterchen, das Gott erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten. Komm mit mir, du sollst bei Jürge Braun gute Tage haben.“

So geschah es auch. Mutter Else zog zu Jürge Braun, den man nun, wie einstmal seinen Großvater, nur den reichen Braun nannte, — und sie führte ihm die Wirthschaft.

Jürge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten; denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie wie für seine Mutter und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

Beide ruhen nun längst in Frieden. Jürge Braun aber hat all sein Hab und Gut, das er in dieser Welt zurücklassen mußte, dem Spital vermacht, in welchem einst sein Vater verstorben war.

11. Vaterlandsliebe einer Jungfrau.

Im Jahre 1813 vereinigte sich Kaiser Franz von Oesterreich mit dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland, um die Franzosen

aus Deutschland zu verjagen und Napoleons schweres Joch zu brechen. Allgemein war die Begeisterung; Jünglinge, ja sogar Knaben verließen die Schulen, Männer ihr Amt und Geschäft, Gatten trennten sich von Weib und Kind. Alles strömte den Sammelplätzen zu. Von hier aus gieng es ins Feld, zum Kampfe für Freiheit und Vaterland. Auch Frauen und Jungfrauen nahmen einen begeisterten Antheil an dem Kampfe der Männer; viele brachten ihren Schmuck dar, andere gaben ihre Ersparnisse hin, viel und wenig, wie sie es vermochten, andere pflegten unermüdet verwundete und kranke Soldaten. In dieser Zeit der Opferfreudigkeit und Begeisterung begaben sich drei Frauen von ihrem Landgute nach Wien. In dem Gasthose in Wien, wo sie abstiegen, lag eben auf der Wirtstafel eine gedruckte Bitte um Beiträge für die Vertheidiger des Vaterlandes. Die Frauen leerten gleich ihre Geldbörsen auf einen Teller: dabei zog die eine von ihnen noch die Ringe ab und legte sie bei, die andere ihre Ohrringe.

Ein Fräulein von S , die sich in der Gesellschaft befand, war sehr arm. Sie schaute vergeblich in ihre Geldbörse; da war nichts darin. An ihren Ohren hatte sie keinen Schmuck befestigt, und ihre Finger trugen keine Ringe.

In ihren Augen, die unwillkürlich nach irgend einer Gabe suchten, glänzten große Thränen. Geben wollen und nichts haben, das thut so weh!

Sie trat an ein Fenster und verbarg ihre Thränen. Die andern Frauen wollten sie zart beruhigen. „Noch nie,“ sagte sie, „hat mich meine Armut so gedrückt wie jetzt. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch möchte ich so gerne auch etwas für mein Vaterland geben können!“ Plötzlich aber war ihr bekümmertes Gesicht wie mit einem Strahle der Freude erleuchtet. „Ich habe doch noch etwas!“ rief sie aus. Schnell schickte sie nach einem Perückenmacher und ließ sich ihr Haar, das sehr schön und blond war, abschneiden. Der Perückenmacher zahlte ihr gern über fünf Gulden dafür, und mit stiller Seelenfreude legte Fräulein von S den Erlös auf den Teller. Der Beamte, der die Gaben einsammelte, vernahm die Sache, kaufte dem Perückenmacher die Haare wieder ab und ließ sie in goldene Ringe fassen. Nun wollte jedermana einen solchen Ring tragen als Denkzeichen dieses schönen Opfers einer Jungfrau für ihr Vaterland. Wie schlug ihr Herz vor Freude, als sie hörte, ihre Haare hätten der Cassa mehr als 1200 Gulden eingetragen!

b) Fabeln, Parabeln.

12. Zeus und das Schaf.

(Gotthold Ephraim Lessing.)

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor Zeus und bat, sein Glend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“ — „O nein,“ sagte das Schaf; „ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“ — „Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“ — „Ach!“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt.“ „Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“ — „Auch nicht, gütiger Vater, ich könnte leicht so stößig werden wie der Bock.“ — „Und gleichwohl,“ sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen.“ — „Müßte ich das?“ senkte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.“ Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund' an zu klagen.

13. Die beiden Frösche.

(Alfred G. Meißner.)

Ein übermäßig heißer Sommer hatte einst einen Sumpf ausgetrocknet, und die Frösche, die ihn bisher bewohnt hatten, mußten nunmehr nach anderen Wohnorten sich umsehen. — Zwei von ihnen kamen zu einem sehr tiefen Brunnen, wo es noch Wasser genug gab. — „Ach, sieh da!“ — rief der eine, „was brauchen wir weiter zu gehen? Laß uns hier hinunterhüpfen!“ — „Ganz wohl,“ erwiderte der andere, „hinunterspringen ist leicht; doch wenn auch dieser Brunnen vertrocknete, dürfte herauszukommen desto schwerer sein.“

Bei jedem Unternehmen denke an die Zukunft! Was dir für heute nützlich war, kann dir leicht für morgen verderblich werden.

14. Das Wunder.

Eines Tages im Lenze saß Salomo, der Jüngling, unter den Palmen, in den Gärten seines Vaters, des Königs David, und schaute vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer zu ihm, und sprach: „Was sinnest du ernst unter den Palmen?“

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: „Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!“

Der Prophet lächelte und sprach: „Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte.“

„Und ward er dir gewährt?“ fragte eilends der Königssohn,

„Ein Mann Gottes,“ fuhr Nathan fort, „trat zu mir und trug einen Granatkern in der Hand. „Siehe,“ sprach er, „was aus diesem Kern werden wird!“ Darauf machte er mit seinem Finger eine Öffnung in die Erde und legte den Kern ^{hin} in die Erde und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sah zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander, und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: „Gib acht!“ Und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Äste aus dem Stamme gleich wie die sieben Arme am Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. „Siehe,“ sprach er, „bald werden neue Schöpfungen beginnen!“

Darauf faßte er Wasser in seine hohle Hand aus dem Bächlein und besprengte dreimal die Äste, und siehe, nun hiengen die Äste alleammt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. „Woher,“ rief ich, „diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten?“ —

„Siehst du nicht,“ sprach der Mann Gottes, „die purpurfarbige Blüte, wie sie aus den grünen Blättern hervorsproßt und in Büscheln herniederhängt?“

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern und streute die Blüten um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüten gesunken, so hiengen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Aarons. Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.“

Hier endete Nathan. Da sagte hastig Salomo: „Wo ist er? Wie heißt der Name des göttlichen Mannes? Lebt er noch?“ —

Da erwiderte Nathan: „Sohn Davids, ich habe dir ein Traum-
gesicht erzählt.“ —

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: „Wie vermagst du mich also zu täuschen?“

Nathan aber fuhr fort: „Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe, in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschieht nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und anderen Bäumen dasselbige?“

„Ja,“ sagte Salomo, „aber unbemerkt und in langer Zeit.“

Da antwortete Nathan: „Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dachte, es wäre um desto göttlicher.“

„Erkenne erst die Natur,“ sprach er darauf, „und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein Höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.“

(Fried. Adolf Krummacher.)

15. Drei Freunde.

(Johann Gottfried v. Herder.)

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast! An der Tafel des Gastmahles gibt es mehr derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig aber hart verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnt.“

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses, dann wandte er sich und gieng zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, gieng hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und

kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

16. Der Mensch, ein Kind der Barmherzigkeit Gottes.

(Johann Gottfried v. Herder.)

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich. — „Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächeren handeln.“ — „Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.“ — „Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen“, so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Spiegel, auf sein Antlitz prägest.“ —

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind zu seinem Throne trat und seine Knie umfaßte. — „Bild' ihn,“ sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihn liebend beistehn, und mittelst seiner Fehler selbst ihn zum Guten lenken. Des Starken Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt; so sollen selbst die Folgen seines Irrthums mit dazu dienen, daß er sich bessere.“

Der Vater erschuf den Menschen, ein Geschöpf, das fehlen konnte und fallen, — gefallen ist, doch aber ein Zögling seiner Güte, ein Sohn der Barmherzigkeit geblieben ist, die nimmer ihn verlassen hat.

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt.

c) Märchen und Fagen.

17. Die Füße der Zwerge.

(Brüder Grimm.)

Vor alten Zeiten wohnten die Menschen im Thal und rings um sie in Klüften und Höhlen die Zwerge, freundlich und gut mit den Leuten, denen sie manch schwere Arbeit nachts verrichteten. Wenn

nun das Landvolk des Morgens mit Wagen und Geräth herbeizog und erstaunte, dass alles schon gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden; aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wohl sahen, dass vielmehr kein Hälmlin dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem voraussichtigen Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge; sie entflohen, und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berge einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es sich, dass dreimal hintereinander nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand anders als die redlichen Zwerglein, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen daher getrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagewerk. Schon vielmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern lässt sie kommen und gehen.“ Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewusst, warum die Zwerge ihre Füße so sorgfältig bergen, und ob diese anders gestaltet wären als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, dass die Zwerge heimlich die Kirschen abbrechen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streuete sie rings um den Baum herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin; der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsefüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und spottete, dass der Zwerge Geheimnis verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten diese die Häuser und flohen tiefer in den Berg hinab, grollten dem Menschengeschlecht und versagten ihm fortan ihre Hilfe. Jener Hirt aber, der sie verrathen hatte, wurde siech und blödsinnig bis an sein Lebensende.

18. Der Tannenbaum.

(H. C. Andersen.)

Draußen im Walde stand ein niedlicher, kleiner Tannenbaum. Er hatte einen guten Platz; Sonne konnte er bekommen, Luft war

genug da, und ringsumher wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen als Fichten. Der kleine Tannenbaum wünschte aber so sehnlich, größer zu werden! Er achtete nicht der warmen Sonne und der frischen Luft, er kümmerte sich nicht um die Bauernkinder, die da umhergingen und plauderten, wenn sie herausgekommen waren, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oft kamen sie mit einem ganzen Topf voll oder hatten Erdbeeren auf einen Strohhalm gereiht; dann setzten sie sich neben den kleinen Tannenbaum und sagten: „Nein, wie niedlich klein ist der!“ Das mochte der Baum gar nicht hören.

Im folgenden Jahre war er um ein langes Glied größer, und das Jahr darauf war er um noch eins länger; denn an den Tannenbäumen kann man immer an den vielen Gliedern, die sie haben, sehen, wie viele Jahre sie gewachsen sind.

„O, wäre ich doch ein so großer Baum, wie die andern!“ seufzte das kleine Bäumchen, „dann könnte ich meine Zweige so weit umher ausbreiten und mit der Krone in die weite Welt hinaus blicken! Die Vögel würden dann Nester in meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich so vornehm nicken, gerade wie die andern dort!“

Er hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln und an den rothen Wolken, die morgens und abends über ihn hinsegelten.

War es dann Winter, und der Schnee lag funkelnd weiß ringsumher, so kam häufig ein Hase angesprungen und setzte gerade über den kleinen Baum weg — o, das war ihm so ärgerlich! — Aber zwei Winter vergiengen, und im dritten war das Bäumchen so groß dass der Hase um dasselbe herumlaufen musste. „O, wachsen, wachsen, groß und alt werden; das ist doch das einzig Schöne in dieser Welt!“ dachte der Baum.

Im Herbste kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume; das geschah jedes Jahr, und der junge Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, schauderte dabei; denn die großen prächtigen Bäume fielen mit Knacken und Krachen zur Erde, die Zweige wurden ihnen abgehauen; die Bäume saher ganz nackt, lang und schmal aus; sie waren fast nicht mehr zu erkennen. Aber dann wurden sie auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon, aus dem Walde hinaus.

Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und Störche kamen, fragte der Baum sie: „Wisst ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?“

Die Schwalben wussten nichts, aber der Storch sah nachdenklich aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaube wohl! Mir begegneten viele neue Schiffe, als ich aus Ägypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume; ich darf annehmen, dass sie es waren; sie hatten Tannengeruch; ich kann vielmals grüßen; die prangen, die prangen!“

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hin fahren zu können! Wie ist das eigentlich, dieses Meer, und wie sieht es aus?“

„Ja, das zu erklären, ist zu weitläufig,“ sagte der Storch, und damit gieng er fort.

„Freue dich deiner Jugend!“ sagten die Sonnenstrahlen; „freue dich deines frischen Wachstums, des jungen Lebens, das in dir ist!“

Und der Wind küsste den Baum, und der Thau weinte Thränen über ihn; aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Wenn es gegen die Weihnachtszeit gieng, wurden ganz junge Bäume gefällt. Bäume, die oft nicht einmal so groß oder gleichen Alters mit diesem Tannenbaum waren, der weder Ruhe noch Rast hatte, sondern immer davon wollte. Diese jungen Bäume, und es waren gerade die allerschönsten, behielten immer alle ihre Zweige; sie wurden auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon, aus dem Walde hinaus.

„Wohin sollen die?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, vielmehr war einer da, der war viel kleiner! Weshalb behalten sie alle ihre Zweige? Wo fahren sie hin?“

„Das wissen wir! das wissen wir!“ zwitscherten die Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir in die Fenster gesehen! Wir wissen, wohin sie fahren! O, sie gelangen zur höchsten Pracht und Herrlichkeit, die man nur denken kann! Wir haben in die Fenster gesehen und haben wahrgenommen, dass sie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den schönsten Sachen, vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen hunderten von Lichtern geschmückt werden.“

„Und dann —?“ fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen! Das war unvergleichlich.“ —

„Ob ich wohl auch bestimmt bin, diesen strahlenden Weg zu betreten?“ jubelte der Tannenbaum. „Das ist noch besser, als über das Meer zu ziehen! Wie leide ich an Sehnsucht! Wäre es doch Weihnachten! Nun bin ich groß und ausgewachsen wie die anderen, die im vorigen Jahre weggeführt wurden! — O, wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich doch in der warmen Stube mit aller Pracht und Herrlichkeit! Und dann —? Ja, dann kommt noch etwas Besseres, noch weit Schöneres, weshalb würden sie mich sonst so schmücken? Es muss noch etwas Größeres, noch etwas Herrlicheres kommen —! Aber was? O, ich leide! ich sehne mich! ich weiß selbst nicht, wie mir ist!“

„Freue dich unser!“ sagten die Luft und das Sonnenlicht, „freue dich deiner frischen Jugend im Freien!“

Aber er freute sich durchaus nicht und wuchs und wuchs; Winter und Sommer stand er grün, dunkelgrün stand er da; die Leute, die ihn sahen, sagten: „Das ist ein schöner Baum!“ Und zur Weihnachtszeit wurde er vor allen zuerst gefällt. Die Axt hieb tief durch das Mark; der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden; er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht; er konnte gar nicht an irgend ein Glück denken, er war betrübt, von der Heimat scheiden zu müssen, von dem Flecke, auf dem er emporgeschossen war; er wusste ja, dass er die lieben alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen ringsumher, nie mehr sehen würde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Die Abreise war durchaus nicht angenehm.

Der Baum kam erst wieder zu sich selbst, als er im Hofe mit anderen Bäumen abgepackt, einen Mann sagen hörte: „Dieser hier ist prächtig! Wir brauchen nur diesen!“

Nun kamen zwei Diener und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. Ringsherum an den Wänden hiengen Bilder, und neben dem großen Kachelofen standen große chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln; da gab es Schaukelstühle, seidene Sofas, große Tische voller Bilderbücher und Spielzeug für hundertmal hundert Thaler — wenigstens sagten das die Kinder. Und der Tannenbaum wurde in ein großes, mit Sand gefülltes Fass gestellt; aber niemand konnte sehen, dass es ein Fass war, denn es wurde rund herum mit grünem Zeug behängt und stand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum bebte! Was wird nun wohl vorgehen? Sowohl die

Diener als die Fräulein schmückten ihn. An einen Zweig hängten sie kleine Netze, ausgeschnitten aus farbigem Papier; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt; vergoldete Äpfel und Walnüsse hiengen herab, als wären sie festgewachsen, und über hundert rothe, blaue und weiße Lichterchen wurden in den Zweigen festgesteckt. Puppen, die leibhaftig wie Menschen aussahen — der Baum hatte früher nie solche gesehen — schwebten im Grünen, und hoch oben auf der Spitze wurde ein Stern von Flittergold befestigt; das war prächtig, ganz außerordentlich prächtig.

„Heut abends“, sagten alle, „heut abends wird es strahlen!“

„O!“ dachte der Baum, „wäre es doch Abend! Würden nur die Lichter bald angezündet! Und was dann wohl geschieht? Ob da wohl Bäume aus dem Walde kommen, mich zu sehen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachse und Winter und Sommer geschmückt stehen werde?“

Ja; er rieth nicht übel! Aber er hatte ordentliche Borkenschmerzen vor lauter Sehnsucht, und Borkenschmerzen sind für einen Baum ebenso schlimm wie Kopfschmerzen für uns andere.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz, welche Pracht! Der Baum bebte dabei in allen Zweigen so, dass eins der Lichter das Grüne abbrannte; es sengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!“ schrien die Fräulein und löschten es hastig aus.

Nun durfte der Baum nicht einmal beben. O, das war ein Grauen! Ihm war so bange, etwas von seinem Schmuck zu verlieren; er war ganz betäubt von all dem Glanze. — Und nun giengen beide Flügelthüren auf — und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den ganzen Baum umwerfen; die älteren Leute kamen bedächtig nach. Die Kleinen standen ganz stumm -- aber nur einen Augenblick, dann jubelten sie wieder, dass es nur so schallte; sie tanzten um den Baum herum, und ein Geschenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was machen sie?“ dachte der Baum. „Was soll geschehen?“ Und die Lichter brannten bis dicht an die Zweige herunter, und je nachdem sie niederbrannten, wurden sie ausgelöscht, und dann erhielten die Kinder die Erlaubnis, den Baum zu plündern. O, sie stürzten auf ihn ein, dass es in allen Zweigen knackte; wäre er nicht mit der

Spitze und mit dem Goldsterne an der Decke befestigt gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug herum, niemand sah nach dem Baume, ausgenommen das alte Kindermädchen, welches kam und zwischen die Zweige blickte, aber nur, um zu sehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergessen worden wäre.

„Eine Geschichte, eine Geschichte!“ riefen die Kinder und zogen einen kleinen, dicken Mann zu dem Baume hin; und er setzte sich gerade unter denselben, „denn da sind wir im Grünen,“ sagte er, „und der Baum kann besonderen Nutzen davon haben zuzuhören! Aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppen herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzessin erhielt?“

„Ivede-Avede!“ schrien einige, „Klumpe-Dumpe!“ schrien andere; das war ein Rufen und Schreien! Nur der Tannenbaum schwieg ganz still und dachte: „Komme ich gar nicht mit, werde ich nichts dabei zu thun haben?“ Er war ja mit gewesen, hat ja geleistet, was er sollte.

Und der Mann erzählte von „Klumpe-Dumpe“, welcher die Treppe herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzessin erhielt. Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Erzähle! erzähle!“ Sie wollten auch die Geschichte von Ivede-Avede hören, aber sie bekamen nur die von Klumpe-Dumpe. Der Tannenbaum stand ganz stumm und gedankenvoll; nie hatten die Vögel im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppen herunter und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt zu!“ dachte der Tannenbaum und glaubte, dass es wahr sei, weil es ein so netter Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann es wissen! Vielleicht falle ich auch die Treppe hinunter und bekomme eine Prinzessin.“ Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit Lichtern und Spielzeug, Gold und Früchten angeputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!“ dachte er. „Ich will mich recht aller meiner Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe und vielleicht auch die von Ivede-Avede hören.“ Und der Baum stand die ganze Nacht still und gedankenvoll.

Am Morgen kamen die Diener und das Mädchen herein,

„Nun beginnt der Schmuck aufs neue!“ dachte der Baum. Aber sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinan, auf den Boden, und hier in einem dunkeln Winkel, wo kein Tageslicht hinschien, stellten sie ihn hin. „Was sollte das bedeuten?“ dachte der Baum, „Was soll ich hier wohl machen? Was soll ich hier wohl hören?“ Und er lehnte sich an die Mauer und dachte und dachte. — Und er hatte Zeit genug, denn es vergiengen Tage und Nächte, niemand kam herauf; und als endlich jemand kam, so geschah es, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen. Nun stand der Baum ganz versteckt; man musste glauben, dass er völlig vergessen war.

„Jetzt ist es Winter draußen!“ dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen; deshalb soll ich wohl bis zum Frühjahr hier im Schutz stehen! Wie wohlbedacht das ist! Wie die Menschen doch so gut sind! — Wäre es hier nur nicht so dunkel und so erschrecklich einsam! — Nicht einmal ein kleiner Hase! — Das war doch so niedlich da draußen im Walde, wenn der Schnee lag und der Hase sprang vorbei; ja, selbst als er über mich hinwegsprang; aber damals konnte ich es nicht leiden. Hier oben ist es doch schrecklich einsam.“

„Pip, pip!“ sagte eine kleine Maus und huschte hervor; und dann kam noch eine kleine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum, und dann schlüpfen sie zwischen seine Zweige.

„Es ist eine greuliche Kälte!“ sagten die kleinen Mäuse. „Sonst ist es hier gut sein! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Tannenbaum! „es gibt viele, die viel älter sind als ich!“

„Wo kommst du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren so gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem schönsten Ort auf Erden! Bist du dort gewesen? Bist du in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Brettern liegen und Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglicht tanzt, mager hineingeht und fett heraus kommt?“

„Das kenne ich nicht!“ sagte der Baum. „Aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint und wo die Vögel singen!“ Und dann erzählte er alles aus seiner Jugend, und die kleinen Mäuse hatten früher dergleichen nie gehört, und sie horchten auf und sagten: „Nein, wie viel du gesehen hast! Wie glücklich du gewesen bist!“

setzten sich vor das Feuer, blickten in dasselbe hinein und riefen: „Piff! Piff!“ Aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde oder eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten; er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, welches er gehört hatte und zu erzählen wusste, und dann war der Baum verbrannt.

Die Knaben spielten im Garten, und der kleinste hatte den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen; nun war der vorbei, und mit dem Baum war es vorbei und mit der Geschichte auch; vorbei, vorbei — und so geht es mit allen Geschichten! —

Ähnlich ergeht es aber auch vielen Kindern, die so gerne vor der Zeit groß und alt sein möchten, die sich hinaus sehnen aus den einfachen Verhältnissen ihres Vaterhauses und ihrer Heimat, — hinaus in die fremde, weite Welt, und die von einem unklaren, aber unendlichen Glücke in dieser fremden Welt träumen: — bis sie, zu spät, einsehen, dass doch das reinste, schönste Glück des Lebens ihre Kindheit und Jugend war im Elternhause.

19. Nothburga.

(Von A. Pichler.)

Zu Rottenberg in Tirol lebte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Hutmacher schlecht und recht, wie's eben kam, mit seinem Weibe. Hatte er nicht viel, so hatte er doch genug, um für die Erziehung eines Töchterleins, unserer Nothburga, zu sorgen, dass sie ein rechtschaffenes und braves Mädchen vor Gott und Menschen würde. Da half der alte Spruch: „Bete und arbeite!“ dass Nothburga zur Lust der Eltern heranwuchs; die Nachbarn hatten auch Freude daran, und so drang ihr guter Ruf, wie der Duft der Nelken und Gelbveigelein vor ihrem Fenster, aus der Stube auf die Gasse und von der Gasse über die rissigen Mauern bis in das Schloss der stolzen Rottenburger. Dort herrschte der alte Graf Heinrich mit seiner Gutta, die man wohl die Gute nennen durfte, so trost- und hilfreich war sie jedem, der sich ihr näherte, Trost und Hilfe zu suchen. Zwei Söhne, Heinrich und Siegfried, waren bereits erwachsen; dieser, wild, leidenschaftlich und gewaltthätig, trat als Vasall beim Herzog von Baiern ein, wo es Fehden genug auszufechten gab. Beide konnten der greisen

Mutter bei der Wirtschaft nicht helfen; die Sorge für das Schloss und seine Bewohner drückte immer schwerer auf sie, und gern hätte sie den Schlüsselbund einer jüngeren Hand anvertraut. Da ritt ihr Gemahl nach Rottenberg, und als er wieder heimkehrte, folgte ihm bescheidenen Schrittes unsere Nothburga mit einem kleinen Bündelchen unter dem Arme. Sie wurde als Schaffnerin über Knechte und Mägde gesetzt, und obwohl jünger als sie, gewann sie doch das Vertrauen und die Liebe aller. So vergieng ein Tag wie der andere, im Sommer unter den duftigen Linden des Schlosshofes, im Winter am breiten grünen Kachelofen der Stube beim schnurrenden Spinnrad.

Ein Frühling brachte jedoch nicht bloß Veilchen und Rosen, er brachte auch eine reiche Frau Ottilie, die sich der Junker als Gattin erkoren. Schön, prächtig, glänzend wie ein Pfau, aber auch stolz, herrschsüchtig und tückisch. Solang das alte Paar die Zügel führte, musste sie sich schmiegen und fügen; kaum hatte jedoch dieses die Augen geschlossen, so war sie obenaus und nirgendsan. Sie drückte Nothburga, welche sie mit dem Instincte gemeiner Naturen hasste, obwohl ihr diese nie etwas zuleid gethan, zur gemeinen Hausmagd herab, spottete und quälte die Arme von früh bis spät, dass sie gern aus diesem Fegefeuer der Geduld nach Rottenberg zurückgekehrt wäre; allein ihre Eltern waren auch schon hinübergegangen in die Ewigkeit. So hatte sie niemand mehr als den, welcher es als himmelschreiende Sünde strafft, wenn man redliche Dienstboten kränkt und schädigt. Ihm und ihrem treuen Herzen traute sie. Eines trug sie am schwersten: sie konnte bisher Dürftigen und Unglücklichen, die am Schlossthor warteten, mit Zustimmung der alten Herrschaft Speisereste und abgetragene Kleider spenden; das junge Paar verbot ihr dieses und ließ das Bettelpack unbarmherzig von der Schwelle jagen. Da sparte sich Nothburga den kargen Bissen vom eigenen Mund und trug das wenige den Berg hinab zu einer kranken Frau. Allein der Argwohn hat scharfe Brillen, bald merkte es die Herrin; höhnisch erzählte sie dem Gemahl, wie die so treue Nothburga das Haus bestele und dem Gebot zuwider handle. Er lauerte ihr auf. In der Schürze trug sie Brotstückchen, in der Flasche den herben Wein. Rasch fasste er sie; sie blieb ruhig stehen und schaute ihm ernst in die zornigen Augen. Er riss die Schürze auseinander; da war es ihm, als fielen Holzspäne heraus, und der Wein schien ihm wie Lauge. Zornig rief er ihr Scheltworte zu, denn er glaubte sich verspottet. Nothburga stieg den Berg

hinab und labte die kranke Frau; doch als sie zurückkehrte, fand sie das Thor verschlossen wie vor dem Feinde. Weinend übergab ihr der Wächter das Päckchen mit ihrem Gewand, denn er dürfe sie als Diebin nicht mehr einlassen. Sie gieng schweigend in den Abend, in die Nacht hinein. Die Sterne funkelten hell, sie blieb stehen, faltete die Hände und wendete sich an den Vater im Himmel, der alles sieht, alles hört und zur rechten Zeit an das Licht bringt.

Jenseits des Inn dehnt sich zwischen zwei Bergen eine Ebene, dahinter spiegelt ruhig und unbewegt der Achensee die Wolken, noch weiter rückwärts ragen die steilen Schrofen des Kar. Zur Hochebene führt von Jenbach die Straße durch eine waldige Schlucht empor, auf der Fläche wechseln gelbe Saatfelder mit grünen Wiesen, neben dem spitzen Kirchthurm verbirgt sich links ein Bauernhaus zwischen Apfelbäumen. Dort trat Nothburga in den Dienst. Hatte sie früher in der Speisekammer und im Keller gewirtschaftet, so gieng sie jetzt mit Knechten und Dirnen auf das Feld und arbeitete gleich ihnen in Schweiß des Angesichts.

Der Bauer, der sie gedungen, war eben ein Bauer wie viele andere; wuchs ihm das Korn aufwärts entgegen, so beugte er sich, den Thieren gleich, niederwärts tief zum Acker, welcher seiner Gier nicht genug lieferte. Mit dem ersten Hahnenschrei trieb er die Dienstboten auf das Feld, und wenn die Sonne untergieng, schüttelte er unwillig den Kopf. Nothburga klagte nie; sie that, was er befahl, und noch mehr aus Liebe zu den Kindern, die seit dem Tode der Mutter verwahrlost wie das Unkraut aufwuchsen. Was sie in der Stadtschule zu Rottenberg gelernt, lehrte sie wieder; der rohe Bauer meinte zwar, es wäre besser, wenn sie Erbsen ausklaubten; da jedoch keine Arbeit versäumt wurde, so hörte er auf zu brummen. Nur einmal widersprach sie ihm fest und entschieden. An Feierabenden vor den Festtagen herrscht auf dem Lande der schöne Brauch, dass durch die Kirchenglocken die Arbeit etwas früher eingestellt wird. Die Menschen sollen Leib und Kleider für das Fest auf morgen reinigen, sie sollen auch ihre Seele zur Feier würdig vorbereiten.

Es war anfangs Juli, der Bauer wollte mit seinen Leuten den Roggen einbringen, damit er ihm nicht über den Sonntag auf dem Acker bleibe, und er montags eine neue Arbeit beginnen könne. Noch war die Sonne nicht unter, da klang dreimal das Glockenzeichen vom Thurme. Die Schnitter beteten ihren Abendsegen und wollten sich

heimwärts wenden. Da fluchte der Bauer, dass der Küster die Glocke zu früh gezogen; vor der Dämmerung dürfe keiner fort. Knechte und Mägde murrten, er fluchte noch toller; da rief Nothburga: „Ich lass es darauf ankommen, wer recht hat. Wenn ich meine Sichel emporwerfe, und sie bleibt am Sonnenstrahl in der Luft hängen, dann füge dich in Demuth; sonst wollen wir fortarbeiten in die tiefe Nacht.“ Der Bauer grinste höhnisch, da warf sie die Sichel empor, und diese schwebte in der Luft schimmernd wie der Mond. Den Bauer fasste Entsetzen; sein Trotz war gebrochen, dass er nie mehr wagte, Unrechtes zu verlangen.

Seit der Vertreibung Nothburgas war Rottenburg eine Stätte des Unglücks geworden. Kriege brachen herein, bairische Scharen verwüsteten das Thal und besetzten das Schloss. Siegfried kämpfte gegen seinen Bruder, der wilde Zwist verheerte alles. Dazu der häusliche Jammer! Anstatt in die Wunden Balsam zu träufeln, wurde Otilie verbissener und herrschsüchtiger; die braven und rechtschaffenen Dienstboten kündeten ihr auf und verließen das Schloss, schlechte kamen und häuften Unheil auf Unheil. Nach einem Leben voll Bitterkeit und Verdruss erlag das stolze Weib endlich einer schweren Krankheit.

In seinem Elend erinnerte sich der Graf an Nothburga, wie mit ihr das Glück im Schlosse eingekehrt und mit ihr aus dem Schlosse verschwunden sei. Denn ein guter, edler Mensch wirkt nicht bloß unmittelbar durch seine Thaten, mit seiner Gegenwart kehrt auch Frieden und Segen am Herde ein, wo er sich niedergelassen.

Er ritt hinauf zum Bauer nach Eben, so heißt das Dorf, und Nothburga folgte ihm auf das Schloss, welches für sie so reich an freundlichen und bitteren Erinnerungen war. Und es wurde auf dem Schlosse wieder, wie es in den Tagen des Glückes gewesen; eine neue Gebieterin zog durch das festlich geschmückte Thor, sie glich der edlen Mutter des Grafen, der sich dieses mal vorsichtig die Braut unter den Edelfräulein Tirols erkoren hatte. Ja, es wurde wieder, wie es unter Gutta gewesen!

Nothburga aber waltete nicht bloß als Schaffnerin im Hause; weither kamen die Leute, welche guten Rathes bedurften, zur Tochter des schlichten Bürgers von Rottenberg. Vor allem gelang es ihr, entzweite Gemüther zu versöhnen, Eltern mit Kindern, Gatten mit Gatten, Brüder mit Brüdern, so dass durch sie das schöne Wort: „Selig sind die Friedfertigen“ zur vollen Wahrheit wurde.

So nahte sie dem Ende ihrer irdischen Bahn. Am 14. December 1313 verschied sie. Aus allen Thälern strömten Menschen zusammen, die sie verehrten wie eine Heilige. Vor dem Tode hatte sie den Grafen gebeten, er möge ihren Leichnam in einen schlichten Sarg auf einen Wagen legen und an dessen Deichsel zwei weiße Stiere spannen lassen; sie bedürften weder eines Führers noch eines Treibers. Es geschah. Die Menge des Volkes folgte betend dem Gespann. Die Stiere zogen langsam den Berg hinab zum Inn, die Wellen theilten sich, sie schritten hindurch, die Begleiter nach, ohne sich den Fuß zu netzen. Auf einem Anger bei Jenbach rasteten die Stiere, dort wo die weiße Kapelle steht. Dann bergauf, zum Dorfe Eben; vor der Kirche machten sie halt und legten sich nieder. Der Sarg wurde von Jungfrauen herabgehoben, in die Kirche getragen und dort unter einer Steinplatte vor dem Hochaltar begrabten.

Der Ruf Nothburgas erhielt sich; von allen Seiten kamen die Wallfahrer und so fort durch die Jahrhunderte. Um 1620 zeichnete ein berühmter Arzt ihre Lebensgeschichte auf, wie sie sich in der mündlichen Überlieferung der Bauern fortgepflanzt, weitergebildet und mit manchen wunderbaren Zuthaten geschmückt hatte. Die Fürsten des Landes ehrten das Grab der frommen Magd; 1718 hob man ihre Gebeine aus der Erde, zwei Gräfinnen von Tanneberg fassten sie zu Schwaz 1735 in Gold und Seide. So prangt sie jetzt auf dem Hochaltar hinter einem Vorhange; die Wände der Kirche sind mit Votivtafeln, welche Wallfahrer als Zeichen frommer Gelübde, inniger Verehrung malen ließen, überdeckt. Nothburga wurde die Heilige für Dienstboten und Arbeiter. Allerorts begegnen wir ihrem Bilde; in der Einsamkeit des Waldes am Achensee steht es aus Holz geschnitzt übergroß vor der Brücke, über die man nach Falzthurn wandert. Als schlichte Magd gekleidet, den Goldreif um das Haar, hält sie in der Rechten die Sichel, in der Linken trägt sie den Brotwecken und die Flasche. Die Hirten legen ihr rothe Alpenrosen und blauen Enzian zu Füßen. Oft schreitet sie über die Bretter des Bauerntheaters, und das Volk betrachtet stets mit Rührung diese Gestalt, welche im besten Sinne ganz ihm gehört.

Das ist die Geschichte von Nothburga.

20. Wunderbare Rettung eines Dichters.

In alten Zeiten hat es sich einmal zugetragen, dass ein Dichter übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber ihre Habsucht so sehr, dass sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meer waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, dass er sterben müsse, weil sie beschlossen hatten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine noch das andere konnte sie bewegen; denn sie fürchteten, dass er ihre böse That verrathen möchte. Da er sie nun fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, dass er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten, hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wussten recht wohl, dass, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, dass sie nichts davon vernähmen und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten.

Der Sänger stimmte einen herrlichen, rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Scharen von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heiterer Miene in den finstern Abgrund, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthieres unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hin gewollt hatte, und setzte ihn sanft

im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und gieng von dannen.

Nach einiger Zeit gieng er am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so wert gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden und hatte in einem mörderischen Kampfe geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon und kamen mit leeren Händen und zerissenen Kleidern ans Land; und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthieres, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück. (Novalis.)

21. Die steinerne Spinnerin.

(Johann Gabriel Seidl.)

Im Weichselboden, einer wilden Gebirgsgegend der oberen Steiermark, lebte einmal eine Dirne, die aus dem, was bei andern eine Tugend ist, eine Sünde machte. Sie war überaus fleißig und emsig, das konnte ihr niemand abstreiten, schon am frühen Morgen saß sie beim Rocken und ließ den Faden durch die Finger laufen, und noch spät in der Nacht beim flackernden Span schnurrte ihr Spinnrad. Daran wäre nun wohl nichts zu tadeln gewesen; allein sie gieng zu weit, denn selbst am Tage des Herrn ließ sie die Arbeit nicht ruhen, und während die andern Dirnen sich aufmachten und der entlegenen Kirche zueilten, sagte sie: „Ei, das wäre mir leid um die Zeit! Die Stunden, welche ihr auf dem Wege zur Kirche zubringt, kann ich beim Rocken verwenden.“ Das war nun wohl keine fromme Rede, denn der Himmel selbst will ja, dass der Mensch sechs Tage in der Woche arbeite, am siebenten aber ruhe. Zudem that sie das nicht aus Liebe zur Arbeit, sondern nur aus Habsucht, weil es sie verdross, eine arme Dirne zu heißen, und weil sie um jeden Preis reich werden

wollte. Gar oft warnten sie die Nachbarn und hielten ihr vor, dass es eine Sünde sei, den Tag des Herrn zu entweihen, und dass es nichts fromme, wenn man die ganze Welt besäße, an seiner Seele aber Schaden litte. Allein die Dirne hatte für Ermahnungen und Zurechtweisungen kein Ohr, sondern wies sie trotzig zurück und sagte einmal: „Sagt, was ihr wollt, ich aber sage: warum hat mir's der liebe Gott so sauer gemacht, mir einen Brautschatz zu erwerben? Warum hat er mir nicht Geld und Gut gegeben wie den andern Dirnen? Aber ich will ihm zeigen, dass ich nicht anstehe auf seine Gnade. Mir selber will ich's zu danken haben, was mir im Leben weiter helfen soll; darum will ich Tag und Nacht am Rocken sitzen und spinnen, und sollt ich so lange spinnen, bis von Mariazell der letzte Wallfahrer gekommen ist.“

Diese übermüthigen Worte waren nicht in den Wind gesprochen. An einem stürmischen Wintersonntage, während die frommen Gemeindeglieder in der Kirche waren und die habsüchtige Spinnerin eben wieder zu Hause saß und, der Andacht ihrer Nachbarinnen spottend, ihr Rädchen drehte, brauste ein wilder Orkan daher, zerspaltete die Hütte, worin sie hauste, wie eine Nusschale, fasste sie sammt ihrem Rade, trug sie im Wirbel fort und setzte sie auf einem hohen Felsen ab, wo sie zur Strafe ihrer Gotteslästerung und unheiligen Geldgier zu Stein erstarrte. Wohl hörten die Leute in der Kirche das dumpfe Brausen; allein sie ließen sich in ihrer Andacht nicht stören, sondern dankten vielmehr Gott, dass sie innerhalb der Wände ihres Tempels vor dem Unwetter geschützt waren. Als sie aber heimkehrten, da der Sturm sich schon gelegt hatte, und an der Stelle vorüberkamen, wo vor einer Stunde noch das Hüttchen der Spinnerin gestanden, da erblickten sie mit Schauern den Greuel der Verwüstung und starrten sprachlos zu dem Felsen empor, auf welchem sie nun als Warnungszeichen für Kinder und Kindeskindern sammt ihrem Spinnrade versteinert saß.

Und so sitzt sie noch immer dort; wohl hat die Zeit die Umrisse der Gestalt schon unkenntlicher gemacht, aber das Rad ist stets noch deutlich zu erkennen, und das Auge dessen, der die Geschichte weiß, findet auch bald die Spinnerin selbst heraus. Noch immer aber pilgern die frommen Wallfahrer nach Mariazell, und die Spinnerin wird lange zu sitzen haben, wenn die letzte Stunde der Erlösung nicht eher schlagen soll, als bis von Zell der letzte Wallfahrer kommt.

im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und gieng von dannen.

Nach einiger Zeit gieng er am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so wert gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden und hatte in einem mörderischen Kampfe geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land; und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthieres, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück. (Novalis.)

21. Die steinerne Spinnerin.

(Johann Gabriel Seidl.)

Im Weichselboden, einer wilden Gebirgsgegend der oberen Steiermark, lebte einmal eine Dirne, die aus dem, was bei andern eine Tugend ist, eine Sünde machte. Sie war überaus fleißig und emsig, das konnte ihr niemand abstreiten, schon am frühen Morgen saß sie beim Rocken und ließ den Faden durch die Finger laufen, und noch spät in der Nacht beim flackernden Span schnurrte ihr Spinnrad. Daran wäre nun wohl nichts zu tadeln gewesen; allein sie gieng zu weit, denn selbst am Tage des Herrn ließ sie die Arbeit nicht ruhen, und während die andern Dirnen sich aufmachten und der entlegenen Kirche zueilten, sagte sie: „Ei, das wäre mir leid um die Zeit! Die Stunden, welche ihr auf dem Wege zur Kirche zubringt, kann ich beim Rocken verwenden.“ Das war nun wohl keine fromme Rede, denn der Himmel selbst will ja, dass der Mensch sechs Tage in der Woche arbeite, am siebenten aber ruhe. Zudem that sie das nicht aus Liebe zur Arbeit, sondern nur aus Habsucht, weil es sie verdross, eine arme Dirne zu heißen, und weil sie um jeden Preis reich werden

wollte. Gar oft warnten sie die Nachbarn und hielten ihr vor, dass es eine Sünde sei, den Tag des Herrn zu entweihen, und dass es nichts fromme, wenn man die ganze Welt besäße, an seiner Seele aber Schaden litte. Allein die Dirne hatte für Ermahnungen und Zurechtweisungen kein Ohr, sondern wies sie trotzig zurück und sagte einmal: „Sagt, was ihr wollt, ich aber sage: warum hat mir's der liebe Gott so sauer gemacht, mir einen Brautschatz zu erwerben? Warum hat er mir nicht Geld und Gut gegeben wie den andern Dirnen? Aber ich will ihm zeigen, dass ich nicht anstehe auf seine Gnade. Mir selber will ich's zu danken haben, was mir im Leben weiter helfen soll; darum will ich Tag und Nacht am Rocken sitzen und spinnen, und sollt ich so lange spinnen, bis von Mariazell der letzte Wallfahrer gekommen ist.“

Diese übermüthigen Worte waren nicht in den Wind gesprochen. An einem stürmischen Wintersonntage, während die frommen Gemeindeglieder in der Kirche waren und die habsüchtige Spinnerin eben wieder zu Hause saß und, der Andacht ihrer Nachbarinnen spottend, ihr Rädchen drehte, brauste ein wilder Orkan daher, zerspellte die Hütte, worin sie hauste, wie eine Nusschale, fasste sie sammt ihrem Rade, trug sie im Wirbel fort und setzte sie auf einem hohen Felsen ab, wo sie zur Strafe ihrer Gotteslästerung und unheiligen Geldgier zu Stein erstarrte. Wohl hörten die Leute in der Kirche das dumpfe Brausen; allein sie ließen sich in ihrer Andacht nicht stören, sondern dankten vielmehr Gott, dass sie innerhalb der Wände ihres Tempels vor dem Unwetter geschützt waren. Als sie aber heimkehrten, da der Sturm sich schon gelegt hatte, und an der Stelle vorüberkamen, wo vor einer Stunde noch das Hüttchen der Spinnerin gestanden, da erblickten sie mit Schauern den Greuel der Verwüstung und starrten sprachlos zu dem Felsen empor, auf welchem sie nun als Warnungszeichen für Kinder und Kindeskinde sammt ihrem Spinnrade versteinert saß.

Und so sitzt sie noch immer dort; wohl hat die Zeit die Umrisse der Gestalt schon unkenntlicher gemacht, aber das Rad ist stets noch deutlich zu erkennen, und das Auge dessen, der die Geschichte weiß, findet auch bald die Spinnerin selbst heraus. Noch immer aber pilgern die frommen Wallfahrer nach Mariazell, und die Spinnerin wird lange zu sitzen haben, wenn die letzte Stunde der Erlösung nicht eher schlagen soll, als bis von Zell der letzte Wallfahrer kommt.

22. Sagen vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser.

a) Der Kyffhäuserthurm.

Neben den weitläufigen Ruinen der Kaiserburg Kyffhausen im heutigen Schwarzburg-Rudolstadt steht noch wohlerhalten ein alter Burghurm. In demselben sitzt unter der Erde Kaiser Friedrich Rothbart mit der Prinzessin Utchen, seiner Tochter und mit dem ganzen wunderlichen Hofstaate, hofft aber, wie man hört, noch einmal wieder herauszukommen, wenn die schwarzen Vögel, die Raben, nicht mehr um den Berg flögen; weil er aber in Schlaf versunken und sein rother Bart schon durch den steinernen Tisch gewachsen sein soll, so ist solch muthiges Wort des alten Kaisers ein Spott der Thoren und ein Märlein der Kinder geworden. Es sitzt auch ein Vogel bei ihm im Thurme, welcher ihm alles anzeigt, insonderheit wenn Besuch zu ihm gekommen ist. Und es sind immer noch viele im Lande, welche auf den alten Kaiser Friedrich warten.

An dem Thurme ist unten kein Eingang wahrzunehmen; man kann jedoch an vorspringenden Steinen zu einer oder zu zwei offenstehenden Luken emporklettern. Das nahmen sich Soldaten vor, welche im Dorfe Tilleda ins Quartier kamen und in ihrer Heimat viel vom Kyffhäuser gehört hatten. Aber sie kamen unverrichteter Sache in Tilleda an, denn die sonst offenstehenden Luken waren mit eisernen Läden geschlossen gewesen. Als die Leute in Tilleda das hörten, sprachen sie: „So ist euch alle Herrlichkeit des Kyffhäusers beschert gewesen, und ihr habt sie verscherzt. Die eisernen Läden hättet ihr nur zu nehmen brauchen, und sie hätten sich in goldene verwandelt.“ Spornstreichs eilten die Soldaten auf den Kyffhäuser, aber die eisernen Läden waren verschwunden.

b) Das Brautpaar von Bennungen.

Der Hirt von Bennungen wollte sich ein Weib nehmen. Die Braut vermochte wohl eine kleine Hochzeit zuzurichten; aber das Tafelgeschirr mussten sie von Utchen aus dem Kyffhäuser borgen und sich den Hochzeitswein von ihr erbitten. Ihnen that sich dann auch eine Thüre in dem Berge auf, allwo ihnen eine schöne Musik entgegen scholl. Utchen aber füllte ihren Korb mit Tellern, Schüsseln, Messern, Bechern und kostbarem Weine. Darauf zeigte ihnen Utchen die Schönheiten des unterirdischen Schlosses, und sie sahen auch den Kaiser Friedrich in seiner Herrlichkeit. Zuletzt giengen sie herunter,

und wiewohl es ihnen lange gedäucht hatte, so glaubten sie doch nur eine Nacht im Kyffhäuser gewesen zu sein. Sie schritten in den hellen Morgen hinein nach Bennungen zu. Da aber war ihnen alles fremd, und die Leute sahen sie lange verwundert an. Endlich trat einer näher und fragte: „Seid ihr denn aus Bennungen?“ — „Ei freilich,“ antwortete die Braut, „wir wollen Hochzeit machen, sind schon zweimal dort in der Kirche aufgeboten und haben uns nur das Geschirr und den Wein vom Kaiser Rothbart und von Utchen geholt.“ Darüber lachten die Leute, denn das Brautpaar war steinalt geworden, und die ältesten Männer und Frauen hatten nicht mehr so altfränkische Kleidung gesehen, wie die beiden trugen. Wegen des Lachens wurde der Bräutigam fast böse und sprach: „Ei, ich bin ja der Hirt von Bennungen!“ Darüber lachten alle noch lauter, denn er hatte einen eisgrauen Bart bekommen. Nun giengen sie zum Pfarrer, denn sie verlangten sehnlich, ein Ehepaar zu werden. Der Pfarrer fand im Kirchenbuche, dass dies Brautpaar vor 200 Jahren in den Kyffhäuser gegangen und verschwunden sei. Er ließ sich bewegen, es zum drittenmale aufzubieten und zu trauen. Auch rüsteten die Leute eine kleine Hochzeit aus, wobei das Brautpaar ihnen Utchens Wein vorsetzte und das Geschirr aus dem Kyffhäuser gebracht wurde. Nachmals trug das Paar das Geschirr wieder in den Kyffhäuser, aber Utchen war diesmal sehr böse, weil sie ihr keinen Hochzeitskuchen mitbrachten.

c) Kaiser und Junker.

Drei Musikanten beschlossen, auf den Kyffhäuser zu gehen und zu spielen. „Wo ist Utchen?“ riefen sie oben. Da fieng sogleich droben der Hahn zu krähen an, und neben ihnen stand Utchen. Sie begrüßten sie und sagten, dass sie dem Kaiser Friedrich ein Ständchen bringen wollten. Sie spielten drei Stücke, erhielten aber nur drei Eichenzweige, welche Utchen zum Lohne an ihre Hüte steckte. Ein tiefsinniger Musikant wollte nun noch immer fortspielen. Allein die andern sagten bald: „Lasst uns zum Ritter auf die Rothenburg gehen! Da ist's doch noch ein ander Werk, als bei dem alten Kaiser in seinem Thurme. Der zahlt doch noch mit ordentlichem Golde und isst und trinkt wie unsereins und wohnt mit nichten unten im Thurm, sondern in einem schönen, anmuthigen Schlosse mit stattlichen Zimmern. Kaiser hin, Kaiser her! Der Junker ist unser Mann.“ Sie machten sich also auf den Weg zu dem Ritter nach der Rothenburg, deren

Trümmer noch heutzutage an der Nordwestseite des Kyffhäusers über dem Dorfe Kelbra zu sehen sind. Uthens Sträube rissen sie von den Hüten; nur der eine, welcher noch länger in den Ruinen des Kyffhäuserschlusses hatte spielen wollen, ließ die Zweige sitzen. Als sie nun der Rothenburg sich näherten, riefen sie: „Juchhe, juchhe: Pförtner, thu auf! Die lustigen Musikanten kommen! Der Ritter von der Rothenburg mit seiner gnädigen Gemahlin lebe hoch!“ Da schwenkten sie wohl alle die Hüte, aber nur an dem Hute des tief-sinnigen Musikanten klinkerte es. Er trug einen goldenen Eichenzweig am Hute. Da eilten die andern Musikanten nach dem Kyffhäuser zurück, um ihre grünen Zweige zu suchen; sie waren aber verschwunden.

d) Kaiser Friedrichs Herrlichkeit im Kyffhäuser.

Auf dem Kyffhäuser Berge hütete einst ein junger Schäfer, der hatte auch viel gehört von dem Kaiser Friedrich und gedachte bei sich, dass er ihn wohl einmal sehen möchte, und piff deshalb ein höfisches Liedlein auf seiner Schalmei. Mit einemmale rauschte es nahe in den Büschen, und über einer Felsenklippe ward ein ehrwürdiges Greisenhaupt sichtbar, das rief mit milder Stimme: „Knabe, sprich, wem du mit deinem Liedchen hofieret hast!“ Der Junge besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Das hat Kaiser Friedrich gegolten.“ — „So komm mit mir, dass ich dir auch lohne!“ sprach die Gestalt, und der Hirt folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Es gieng viele Stufen abwärts bis an eine metallene Thür, die mit hellem Krachen aufsprang; da sah nun der Schäfer eine große, mächtige Halle voll Gold, Edelsteine, Wehr und Waffen und eine Schar stattlich gerüsteter Ritter, die sich alle tief vor seinem Führer neigten; da merkte der Schäfer, dass der alte Rothbart selbst sein Führer gewesen war, und erschrak. Doch der Kaiser sprach ihm Muth ein und sagte zu seinem Hofgesinde: „Dieser Knabe hat uns geehrt.“ Er zeigte ihm allen Glanz und alle Pracht der Halle, kostbare Waffen und Truhen voll Gold; dann fragte er den Hirten, welchen Lohn er begehre. Dieser erwiderte: „Keinen.“ Da brach der Kaiser den Fuß von einem Handfass, reichte diesen dem Jungen dar und sprach: „Nimm das und geh; sage auch droben, dass, wenn die Zeit sich erfüllt hat, der Herr uns erlösen wird aus diesem Banne; dann soll

das deutsche Reich frei und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöst werden.“ Der Hirt kam hinauf, und der Berg that sich zu. Der Fuß des Handfasses war aber von lauterem Golde.

(Nach Pröhle und Bechstein.)

23. Der Frauensand.

(Brüder Grimm.)

Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meer Gräser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchenthürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maß ihrer Übelthaten erfüllt war, giengen sie bald zugrunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendste aller Insassen der Stadt Stavoren war eine Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie bloß, ihre Schätze immer noch mehr zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser unmäßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht kannte und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlassen.

Eines Tages rief diese Jungfrau ihren Schiffsmeister und befahl ihm auszufahren und des Edelsten und Besten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünktliche und bestimmte Aufträge, nähere Weisung; die Jungfrau bestand zornig auf ihrem Wort und hieß ihn alsdann in die See stechen.

Der Schiffsmeister fuhr unschlüssig und unsicher ab, er wusste nicht, wie er dem Geheiß seiner Frau, deren bösen, strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen mochte, und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizens bringen; denn was ist Schöneres und Edleres zu finden auf Erden, als dies herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann? Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimat zurück. „Wie, Schiffsmeister,“ rief die Jungfrau ihm entgegen, „du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Afrika, um Gold und Elfenbein zu handeln, lass sehen, was du geladen hast.“

Zögernd, denn an ihren Reden sah er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er: „Meine Frau, ich führe Euch zu den köstlichsten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.“ — „Weizen?“ sprach sie, „so elendes Zeug bringst du mir?“ — „Ich dachte, so elend wäre das nicht, was uns unser tägliches und gesundes Brot gibt.“ — „Ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung ist; von welcher Seite ist das Schiff geladen?“ — „Von der rechten Seite,“ sprach der Schiffsmeister. — „Wohlan, so befehl' ich dir, dass du die ganze Ladung zur Stunde auf der linken Seite in die See schüttest. Ich komme selbst hin und sehe, ob mein Befehl erfüllt worden.“

Der Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen, der sich so greulich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in aller Eile alle armen und dürftigen Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und frug: „Wie ist mein Befehl ausgeführt worden?“ Da fiel eine Schar von Armen auf die Knie vor ihr und bat, dass sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verschlingen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffsmeister länger nicht und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, dass der Himmel das Gute belohnt und das Böse bestraft; es wird ein Tag kommen, wo Ihr gern die edlen Körner, die Ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet, Euren Hunger zu stillen.“ — „Wie,“ rief sie mit höllischem Gelächter aus, „ich soll dürftig werden können, ich soll in Armut und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.“ Bei diesen Worten zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Einige Tage darauf gieng die Magd dieser Frau zu Markt, kaufte einen Schellfisch und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frau. Wie ihn die Meisterin sah, erkannte sie ihn gleich für ihren Ring, den sie neulich ins Wasser geworfen hatte, erleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr

Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf, ihre ganze, aus dem Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet! Wenige Tage darauf kam eine neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken. Der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück, und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie, je länger je mehr, in Noth und Elend, hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd. Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, spross und wuchs das folgende Jahr, doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit der Stavoren wuchs von Jahr zu Jahr; da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Nach einer Zeit schöpfte man Hering und Butt aus dem Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschlang drei Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinahe jedes Jahr versinken einige Hütten der Insassen, und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüte trägt und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Ähre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünet, liegt entlang der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen als den des Frauensandes.

24. Mutterliebe.

(Von H. Andersen.)

Eine Mutter saß bei ihrem kleinen Kinde; sie war so betrübt, so besorgt, dass es sterben könnte. Es war so bleich; die kleinen Augen hatten sich geschlossen. Das Kind holte so schwer und zuweilen so tief Athem, als wenn es seufzte; und die Mutter sah noch trauriger auf das kleine Wesen.

Da klopfte es an die Thür, und ein armer, alter Mann trat ein, der in eine große Pferddecke eingehüllt war; denn sie hält warm, und das hatte er nöthig; es war ja kalter Winter. Draußen war alles mit Eis und Schnee bedeckt, und der Wind blies scharf.

Weil der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick schlief, gieng die Mutter und setzte Bier in einem kleinen Topf in den Ofen, um es für ihn zu wärmen. Und der alte Mann saß und wiegte, und die Mutter saß auf einem Stuhl neben ihm, sah auf ihr krankes Kind, das so tief Athem holte, und erfasste die kleine Hand.

„Nicht wahr, du glaubst doch auch, dass ich ihn behalten werde?“ fragte sie, „der liebe Gott wird ihn nicht von mir nehmen!“

Doch der alte Mann — es war der Tod selbst — nickte so sonderbar; das konnte eben so gut Ja wie Nein bedeuten. Und die Mutter schlug die Augen nieder, und Thränen rollten ihr die Wangen herunter. — Der Kopf ward ihr so schwer, in drei Tagen und drei Nächten hatte sie kein Auge zugemacht; und nun schlief sie, aber nur eine Minute; dann fuhr sie auf und bebte vor Kälte.

„Was ist das?“ fragte sie und sah sich nach allen Seiten um. Aber der alte Mann war fort, und ihr kleines Kind war fort; er hatte es mit sich genommen. Und dort in der Ecke schnurrte und surrte die alte Uhr; das schwere Bleigewicht lief bis auf den Fußboden herab.

Die arme Mutter stürzte zum Haus hinaus und rief nach ihrem Kinde.

Draußen, mitten im Schnee, saß eine Frau in langen, schwarzen Kleidern, und sie sprach: „Der Tod ist bei dir in deiner Stube gewesen; ich sah ihn mit deinem kleinen Kinde davoneilen; er schreitet schneller als der Wind und bringt niemals zurück, was er genommen hat!“

„Sage mir bloß, welchen Weg er gegangen ist!“ sagte die Mutter. „Sage mir den Weg, und ich werde ihn finden.“

„Ich kenne ihn,“ sagte die Frau in den schwarzen Kleidern, „aber bevor ich ihn dir sage, musst du mir erst alle die Lieder vorsingen, die du deinem Kinde vorgesungen hast. Ich liebe diese Lieder, ich habe sie früher gehört; ich bin die Nacht und sah deine Thränen, als du sie sangst.“

„Ich will sie alle, alle singen!“ sagte die Mutter. „Aber halte mich nicht auf, damit ich ihn einholen, damit ich mein Kind finden kann!“

Doch die Nacht saß stumm und still. Da rang die Mutter die Hände, sang und weinte. Und es gab viele Lieder, aber noch mehr

Thränen! Und dann sagte die Nacht: „Geh rechts in den düstern Fichtenwald hinein; dahin sah ich den Tod mit dem kleinen Kind seinen Weg nehmen.“

Im Walde kam sie an einen großen See, auf dem sich weder Schiff, noch Kahn befand. Der See war nicht genug gefroren, sie tragen zu können, und auch nicht offen und seicht genug, durchwatet zu werden — und doch musste sie über denselben, wollte sie ihr Kind finden. Da legte sie sich nieder, um den See auszutrinken; und das war ja unmöglich für einen Menschen. Aber die betrübte Mutter dachte, dass vielleicht ein Wunder geschehen könnte.

„Nein, das wird niemals gehen!“ sagte der See. „Lass uns zwei lieber sehen, dass wir einig werden! Ich liebe es, Perlen zu sammeln, und deine Augen sind die zwei klarsten, die ich je gesehen. Willst du sie in mich ausweinen, dann will ich dich nach dem großen Treibhaus hinübertragen, wo der Tod wohnt und Blumen und Bäume pflegt; jeder von diesen ist ein Menschenleben!“

„O! was gebe ich nicht, um zu meinem Kinde zu kommen!“ sagte die verweinte Mutter. Und sie weinte noch mehr, und ihre Augen fielen auf den Grund des Sees hinab und wurden zwei kostbare Perlen. Aber der See hob die Frau in die Höhe, als säße sie in einer Schaukel, und in einer Schwingung flog sie an das jenseitige Ufer, wo ein meilenlanges, wunderbares Haus stand. Man wusste nicht, ob es ein Berg mit Wäldern und Höhlen, oder ob es gezimmert war. Aber die arme Mutter konnte es nicht sehen, sie hatte ja ihre Augen ausgeweint.

„Wo werde ich den Tod finden, der mir mit meinem Kinde davon gieng?“ fragte sie.

„Hier ist er noch nicht angekommen!“ sagte ein altes, graues Weib, das dort umhergieng und auf das Treibhaus des Todes Achtung geben musste. „Wie aber hast du denn hierher gefunden, und wer hat dir geholfen?“

„Der liebe Gott hat mir geholfen!“ antwortete sie. „Er ist barmherzig, und das wirst du auch sein. Wo werde ich mein Kind finden?“

„Ich kenne es nicht,“ sagte das alte Weib, „und du kannst ja nicht sehen! — Viele Blumen und Bäume sind diese Nacht verwelkt, der Tod wird bald kommen und sie umpflanzen. Du weißt es wohl, dass jeder Mensch seinen Lebensbaum oder seine Lebensblume hat, wie gerade ein jeder eingerichtet ist. Sie sehen aus wie andere Gewächse,

aber ihre Herzen schlagen. Kinderherzen können auch schlagen. Danach richte dich, vielleicht erkennst du den Herzschlag deines Kindes. Aber was gibst du mir, wenn ich dir sage, was du noch mehr thun mußt?“

„Ich habe nichts zu geben,“ sagte die betrübte Mutter. „Aber ich will für dich bis ans Ende der Welt gehen.“

„Da habe ich nichts zu besorgen,“ sagte das alte Weib. „Aber du kannst mir dein langes, schwarzes Haar geben; du weißt wohl selbst, dass es schön ist; das gefällt mir! Du kannst mein weißes Haar dafür wieder bekommen; das ist doch immer etwas!“

„Verlangst du weiter nichts?“ sagte sie. „Das gebe ich dir alle Freuden!“ Und sie gab ihr das schöne Haar und erhielt dafür die schneeweiße des alten Weibes.

Und dann giengen sie in das große Treibhaus des Todes hinein, wo Blumen und Bäume wunderbar durcheinander wuchsen. Da standen feine Hyacinthen unter Glasglocken und große baumstarke Pfingstrosen. Da wuchsen Wasserpflanzen, einige ganz frisch, andere halb krank. Die Wasserschlangen legten sich auf sie, und schwarze Krebse klemmten sich am Stengel fest. Da standen prächtige Palmbäume, Eichen und Platanen; da stand Petersilie und blühender Thymian. Jeder Baum und jede Blume hatten ihren Namen; sie waren jedes ein Menschenleben; die Menschen lebten noch, der eine in China, der andere in Grönland, rund umher in der Welt. Da waren große Bäume in kleinen Töpfen, so dass sie ganz beengt dastanden und nahe daran waren den Topf zu sprengen; es war auch manche kleine, schwächliche Blume da in fetter Erde, mit Moos rund umher, und gewartet und gepflegt. Aber die betrübte Mutter beugte sich über alle die kleinen Pflanzen hin, sie hörte in jeder das Menschenherz schlagen, und endlich erkannte sie das ihres Kindes heraus.

„Da ist es!“ rief sie und streckte die Hand über eine kleine Crocusblume aus, die ganz krank nach einer Seite hinüber hieng.

„Rühre die Blume nicht an!“ sagte das alte Weib. „Aber steh dich hieher, und wenn dann der Tod kommt — ich erwarte ihn jeden Augenblick — da lass ihn die Pflanze nicht herausreißen, sondern drohe ihm, dass du dasselbe mit den andern Blumen thun würdest, dann wird er bange! Er muss dem lieben Gott dafür einstehen; kein Mensch darf herausgerissen werden, bevor der die Erlaubnis dazu gibt!“

Da sauste es mit einemmale eiskalt durch den Saal, und die blinde Mutter fühlte, dass es der Tod war, der nun ankam.

„Wie hast du den Weg hieher finden können?“ fragte er. „Wie hast du schneller ankommen können als ich?“

„Ich bin eine Mutter!“ antwortete sie.

Und der Tod streckte seine lange Hand nach der kleinen, feinen Blume aus; aber sie hielt ihre Hände fest um dieselbe, so dicht, so dicht, und dennoch voll ängstlicher Sorgfalt, dass sie keines der Blätter berühre. Da hauchte der Tod auf ihre Hände; und sie fühlte, dass dies kälter war, als der kalte Wind; und ihre Hände sanken matt herab.

„Gegen mich kannst du doch nichts ausrichten!“ sagte der Tod.

„Aber der liebe Gott kann es!“ sagte sie.

„Ich thue nur, was der will!“ sagte der Tod. „Ich bin sein Gärtner. Ich nehme alle seine Blumen und Bäume und verpflanze sie in den großen Paradiesgarten, in das unbekannte Land. Wie sie aber dort gedeihen, und wie es dort ist, das darf ich dir nicht sagen!“

„Gib mir mein Kind zurück!“ sagte die Mutter und weinte und lehte. Mit einemmal fasste sie mit den Händen zwei Blumen fest an und rief dem Tode zu: „Ich reiße alle deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung!“

„Rühre sie nicht an!“ sagte der Tod. „Du sagst, dass du so unglücklich bist, und nun wolltest du eine andere Mutter eben so unglücklich machen?“

„Eine andere Mutter!“ sagte die arme Frau und ließ sogleich beide Blumen los.

„Da hast du deine Augen,“ sagte der Tod. „Ich habe sie aus dem See aufgefischt; sie glänzten so hell; ich wusste nicht, dass es sie deinigen waren. Nimm sie zurück, sie sind jetzt noch klarer als früher; dann sieh hinab in den tiefen Brunnen hier nebenan. Ich will dir die zwei Blumen zeigen, die du ausreißen wolltest, und du wirst ihre Zukunft sehen, ihr ganzes Menschenleben, du wirst sehen, was du zerstören und zugrunde richten wolltest!“

Und sie sah hinab in den Brunnen; und es war eine Glückseligkeit, zu sehen, wie die eine ein Segen für die Welt ward, zu sehen, wie viel Glück und Freude sich um dieselbe verbreitete. Und sie sah das Leben der andern, und das waren Sorgen und Noth, Jammer und Elend.

„Beides ist Gottes Wille!“ sagte der Tod.

„Welche von ihnen ist die Blume des Unglücks, und welche die gesegnete?“ fragte sie.

„Das sage ich dir nicht,“ antwortete der Tod; „aber das sollst du von mir erfahren, dass die eine Blume die deines eigenen Kindes war. Es war das Schicksal deines Kindes, was du sahst, die Zukunft deines eigenen Kindes!“

Da schrie die Mutter vor Schrecken laut auf. „Welche von ihnen ist die meines Kindes! Sag’ mir das! Befreie das unschuldige Kind! Erlöse mein Kind von all dem Elend! Trag es lieber fort! Trag es in Gottes Reich! Vergiss meine Thränen, vergiss mein Flehen und alles, was ich gethan habe!“

„Ich verstehe dich nicht!“ sagte der Tod. „Willst du dein Kind zurück haben, oder soll ich mit ihm nach jenem Orte gehen, den du nicht kennst?“

Da rang die Mutter die Hände, fiel auf die Knie und bat den lieben Gott: „Erhöre mich nicht, wenn ich gegen deinen Willen bitte, der allezeit der beste ist! Erhöre mich nicht!“

Und sie ließ ihr Haupt auf die Brust hinabsinken.

Und der Tod gieng mit ihrem Kinde nach dem unbekanntem Lande.

A) Geschichtliche und biographische Darstellungen.

25. Die Krönung Ottos I.

Die Wahl Ottos I. fand am 8. August des Jahres 936 zu Aachen statt. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband, — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — stand der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erzthron des Reichs; hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher.

Nach der Huldigung begab sich Otto, von den Herzogen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münster. Wer nach Aachen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zweifacher Umgang von mit Säulen gezierten Arcaden; in der Mitte aber,

auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof von Mainz mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehent, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehent und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin das Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden bis an das Ende.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor allem aber,“ fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Witwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohne empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Ölhorn, salbte ihn mit dem heiligen Öle, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihilfe des Erzbischofs von Köln das Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne empor, der zwischen zwei Marmoräulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und selbst von allen gesehen wurde. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue König zu Tische und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzoge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen, und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzoge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts anderes sein sollten und wollten als die ersten seines Gefolges. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von altersher die mächtigsten und angesehensten unter den Gefolgsgenossen als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person des Fürsten umgaben und ihrer warteten, so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Nachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die alte Kaiserstadt reichte nicht aus, die Zahl aller Herren, die nach Nachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

(Nach Wilhelm Giesebrecht.)

26. Die Gottesurtheile im Mittelalter.

Mit dem Namen der Gottesurtheile bezeichneten unsere Vorfahren verschiedene Versuche, welche angestellt wurden, um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten aufzuhellen, zuweisen auch um die Aussage des Klägers zu erhärten. Das wesentliche Erfordernis solcher Versuche bestand darin, daß der Angeklagte, oder wer sich sonst dem Gottesurtheile unterzog, sich in eine Gefahr begab, aus welcher er nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht unverlezt hervorgehen konnte; er steckte die Hand in siedendes Wasser, trug glühendes Eisen in den Händen u. dgl. mehr. Man hatte dabei den Glauben, daß Gott zur Rettung der Unschuld durch unmittelbare Einwirkung die Kräfte der Natur hemmen und demnach nur der Schuldige sich beschädigen, der Unschuldige unverlezt aus der Prüfung hervorgehen werde. Darum bekam diese den Namen „Gottesurtheil“ oder auch „Urtheil“ schlechtweg.

Am gewöhnlichsten waren die Gottesurtheile des kalten und des heißen Wassers und des glühenden Eisens. Wer sich der Probe des kalten Wassers

unterziehen wollte, gieng zuvor in die Kirche und empfieng dort, nach der Abmahnung des Priesters vor dem unwürdigem Genuße das Abendmahl. Dann begleiteten ihn die Priester, die Richter und das Volk an den Ort, wo die Prüfung vorgenommen werden sollte. Dort gab ihm der Priester geweihtes Wasser zu trinken mit den Worten: „Dies diene zur Stärkung deines Glaubens!“ wandte sich dann zu dem Wasser des Sees oder Teiches und sprach: „Ich beschwöre dich, Wasser, bei dem Namen des allmächtigen Gottes, der dich geschaffen und den Menschen zum Gebrauche angewiesen hat; ich beschwöre dich bei dem Namen des Sohnes, der mit seinen Füßen auf dir gewandelt und sich mit dir hat taufen lassen; ich beschwöre dich bei dem heiligen Geiste, nach dessen Willen sich das Meer zerteilte und das Volk Israel trockenen Fußes hindurch gehen ließ, daß du diesen Menschen, wenn er schuldig ist an der ihm zur Last gelegten Frevelthat, nicht in dich aufnehmen, sondern auf dir schwimmen lasset.“ Dann redete der Priester abermals den Angeklagten an und mahnte ihn, abzustehen von seinem Beginnen, wenn er sich in irgend einer Weise schuldig wisse. Gab er nicht nach, so ward er entkleidet, Arme und Beine soweit gefesselt, daß ihm der freie Gebrauch derselben genommen war, ein Strick um seine Hüften geschlungen und darüber ein Knoten gemacht. An diesem Stricke schwebend, ließ man ihn leise und langsam nieder in die Flut. Sank er so weit ein, daß der Knoten benetzt wurde, so hob man ihn als unschuldig wieder empor; wenn er nicht einsank, galt er für schuldig und wurde demgemäß bestraft.

Die Wahrscheinlichkeit des günstigen Erfolges für den Angeklagten war hiebei so augenfällig, daß schon früh Stimmen gegen diese Art der Probe laut wurden. Karl der Große untersagte seinen kaiserlichen Sendboten geradezu, sie zu gestatten.

Gefährlicher und häufiger in der ältern Zeit war jedoch die Probe mit dem heißen Wasser. Es wurde ein Gegenstand, in der Regel ein Ring, in einen mit siedendem Wasser gefüllten Kessel geworfen; und wer von den beiden Streitenden mit entblößtem Arme unverfehrt denselben wieder herausholte, mit dem, glaubte man, sei Gott, und der hatte die Rechtsache gewonnen.

Mindestens eben so häufig waren die Gottesurtheile des Feuers selbst in ihren verschiedenen Anwendungen. Der Angeklagte mußte eine festgesetzte Zeit hindurch seine Hand in loderndes Feuer stecken; war sie beim Herausziehen unverfehrt, so galt er für unschuldig, wo nicht, so wurde er als schuldig bestraft. Häufiger war die Anwendung des glühenden Eisens, das

man eine Strecke weit trug. Es wog in der Regel nur ein Pfund; die dreifache Masse desselben galt bei den Angelsachsen für ein dreifaches Gottesurtheil. Zu einer andern Probe wurden neun oder zwölf glühende Pflugschare neben einander auf den Boden gelegt, und der Angeklagte mußte barfuß langsam hinüberschreiten. Ward er versengt, so galt er für schuldig. Der also erwiesenen Schuld folgte die Strafe des Abschneidens der Haare, der Schläge und des Brandmals auf der Backe.

Audere Gottesurtheile waren: das Kreuzurtheil und das Bahrgericht.

Bei jenem kamen beide Theile, Kläger und Beklagter, in Thätigkeit. Zu Anfang des Gottesdienstes erhielt jeder von ihnen ein Kreuz und mußte es während desselben und überhaupt, so lange er konnte, mit aufgehobenen Händen emporhalten. Wer zuerst nieder sank, oder die Hände fallen ließ, hatte seine Sache verloren. Auf das Bahrgericht gab man so viel, daß man es selbst gerichtlich anwendete. So mußte in Niederachsen noch in späteren Jahrhunderten der eines Mordes Angeschuldigte vor das Gericht treten; es wurde ihm die abgenommene Hand des Ermordeten vorgehalten und dreimal mußte er seine Finger darauflegen. Erneuerte sich das Bluten der Hand, so galt der Angeklagte für schuldig.

Die verschiedenen Gottesurtheile haben bis ins 13. Jahrhundert gedauert. Am längsten von allen hielt sich der Zweikampf. Die Gesetze der alten Deutschen forderten bei den geringsten Anlässen den Zeugeneid und zur Bekräftigung eines solchen Zeugeneides wiederum eine ganze Reihe von Eideshelfern. Die Glaubwürdigkeit der Eide aber ward beurtheilt nach dem Stande der schwörenden Personen und ihrer Zahl. Was ein Adelliger mit drei Zeugen beweisen konnte, vermochte ein Bauer nur mit sieben zu entkräften. Gleicherweise stieg die Zahl der verlangten Zeugen mit der Wichtigkeit der Sache. Da man immerfort Eide gegen Eide stellte, so mußten unausbleiblich in jeder Sache eine beträchtliche Anzahl Meineide geschworen werden. Das Auge der Menschen jener Zeit war nicht verschlossen für diese Wahrnehmung; und in diesem Sinne beschloß Kaiser Otto I. mit einer großen Anzahl deutscher und italienischer Fürsten: „Weil es eine gottlose und abscheuliche Gewohnheit sei, entgegengesetzte Ansprüche durch Scharen von Zeugen gegen einander beschwören zu lassen, so solle statt dessen das Gottesgericht des Zweikampfes eintreten.“ In diesem Sinne erkannte ihn auch die Kirche an; und war sie früher dagegen, so war sie von nun an beflissen, ihn mit den andern Gottesurtheilen in den Kreis ihrer Beaufsichtigung zu ziehen, und gab deshalb willig die Plätze vor Kirchen und Klöstern dazu her. Bevor die Kämpfer den Platz betraten, beichteten sie, hörten die Messe

und empfiengen das Abendmahl. Sie selbst und ihre Waffen wurden eingegnet, und sie machten das Zeichen des Kreuzes, sobald ihr Fuß in die Schranken trat.

Im 11. Jahrhundert, unter den fränkischen Kaisern, hat die Neigung zum Zweikampfe eher zu- als abgenommen. Selbst einzelne Könige nahmen nun theil an dieser Sitte.

Bei allen andern Ständen ward er allgemein. Wir finden nicht bloß Beispiele, daß Geistliche sich in solche Kämpfe einließen, sondern selbst Weiber, die sich ihrer Kraft bewußt waren, unternahmen es, mit den Männern zu kämpfen. Dabei wurden Vorkehrungen zum Schutze des schwächern Geschlechtes getroffen. Der Mann mußte in eine runde Grube treten, die er nicht verlassen, auf deren Rand er sich nicht einmal legen durfte. Er war bewaffnet mit einer Keule, während die Frau ein Tuch von gleicher Länge hatte, in dessen Ende ein schwerer Stein geknotet war. Gelang es dem Manne, die Frau zu sich in die Grube zu reißen, so konnte er sie tödten; aber das gleiche Loß harrte seiner, wenn sie es vermochte, das Tuch so um seine Keule zu schlagen, daß sie ihn zugleich wehrlos machen und unreißen konnte. In der Regel jedoch ließen Geistliche und Frauen sich durch einen Kämpfer vertreten, deren sich immer einige fanden; denn solcher Ritterdienst wurde reichlich belohnt. (Nach Dnno Klopp.)

27. Die Turniere.

Das Hauptvergnügen der Ritter waren die Turniere. Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. In Deutschland wurden sie gewöhnlich auf dem Markte, oder auf einem andern freien Plage in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtwoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehenen Personen.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die an Pracht und Aufwand einander zu übertreffen suchten. Die alten Geschichtschreiber erzählen recht ergößlich von dem großen Pompe bei diesen Aufzügen; von dem schönen Schmucke der Frauen, von den herrlichen

Schaubühnen und Zelten. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündete die Ankunft der Ritter. Auf schraubenden Rossen, in strahlender Silberrüstung, mit wehenden Helmbüscheln ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles Erwartung, alles Ungebuld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visier, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Kampfrichtern seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe, und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingeleger Lanze im vollen Galopp auf einander los. Die Spitze stand über des Pferdes linkes Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer gut traf und selber fest im Bügel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel, oder er zerplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg. Denn blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er gar nicht, oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer anderen; mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so gieng es weiter, meist drei Tage, oft aber auch wochenlang. Manchmal traten die Ritter auch scharenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Vertheilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter ertheilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt ebensoviel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank vertheilten, und empfing auf den Knien aus schöner Hand irgend ein theures Kleinod, einen Helm, oder ein Schwert, oder eine goldene Kette, oder einen Ring und dergleichen. Die Pauken und Trompeten erklangen dabei aufs neue. Dann ward der Sieger feierlich, unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge, in das Schloß geführt. Hier empfing ihn ein schöner Kranz von Edelfrauen, welche ihm die schwere Rüstung abnahmen und ihn mit den prachtvollsten Feierkleidern schmückten. Am

Abende folgte ein kostbarer Schmaus und großer Ball. An der Tafel bekam der Sieger einen Ehrenplatz und wurde zuerst bedient; er eröffnete am Abende auch den Ball.

(Nach Theodor Welter.)

28. Friedrich der Schöne von Osterreich und Ludwig der Baier.

Die im Jahre 1314 nach dem Tode Heinrichs VII. von Luxemburg zur Kaiserwahl in Frankfurt versammelten Fürsten waren uneinig. Ein Theil erklärte sich für Ludwig von Baiern, ein anderer Theil für Friedrich von Osterreich, dem der Adel in Osterreich, Schwaben und dem Elsaß zugehan war, und der an seinem Bruder, dem feurigen und kriegslustigen Leopold, eine mächtige Stütze besaß. Beide Fürsten waren von Jugend auf durch die Bande innigster Herzensfreundschaft verbunden, sie waren edel und hochgesinnt, tapfer und geehrt. Jetzt sollte der Streit um die Kaiserkrone sie in zwei feindliche Lager einander gegenüber führen; denn keiner wollte dem anderen weichen, keiner freiwillig auf den höchsten Fürstenschmuck verzichten.

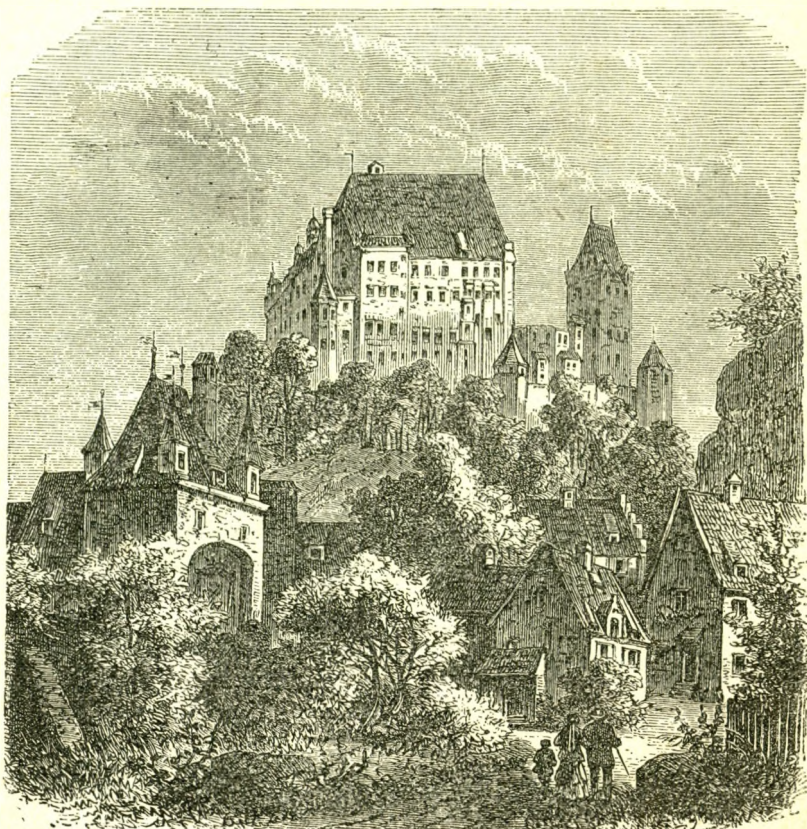
Acht Jahre währte bereits der unheilvolle Streit; da beschloffen die Brüder Friedrich und Leopold, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Friedrich wollte von Osterreich her über den Inn, Leopold von Schwaben her über den Lech in Baiern eindringen. Als aber Friedrich den Inn überschritten hatte, sah er zu seiner Verwunderung in der weiten Ebene bei Mühlbors und Ampsing vor sich das Lager Ludwigs des Baiern, der zu kräftigem Widerstand bereit war. Da riethen ihm seine Führer, von dem Angriffe abzustehen, bis Leopold zu ihm gestoßen sein würde. Allein Friedrich, der die endliche Entscheidung des Streites nicht wieder hinauschieben wollte, wagte den ungleichen Kampf und verlor die Schlacht nach heldenmüthiger Gegenwehr durch eine Kriegslist des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, der seine Reiter unter östereichischem Banner, als wären sie die ersehnten Krieger Leopolds, aus dem Waldesgrunde hervorbrechen ließ.

Als der gefangene Herzog Friedrich vor den Sieger geführt ward, wehrlos und gebeugt, mit zerhauennem Schildbrand, da gedachte wohl Ludwig der alten Freundschaft, bot ihm die Rechte und sprach mit tröstlichem Gruße: „Wir sehen Euch gerne wieder, lieber Vetter!“

Wenige Tage nach der Schlacht trat Friedrich seinen Weg nach dem Gefängnisse an, wozu ihm die Burg Trausnitz an der Iyar bestimmt war. Als er das Thal hinaufritt und droben über dem Städtchen Lands-

hut die Mauern und Thürme der Burgfeste ragen sah, sagte er zu seinen Begleitern, die ihm den Namen der Burg nannten: „Ihr Name paßt zu meinem Schicksal; hätte ich dem Glücke nit getraut, so wäre ich nicht hierher geführt worden.“

Mit der Besiegung und Gefangennehmung Friedrichs aber war der Kampf nicht beendet. Herzog Leopold schloß einen Bund mit Frankreich



Schloß Trausnitz.

und dem Papste zur Befreiung seines Bruders. Ludwig, von neuen Feinden bedroht, brach mit wenig Begleitern von München nach der Trausnitz auf und, indem er an ihre alte Jugendfreundschaft erinnerte, überredete er Friedrich, selbst in das Lager Leopolds zu gehen, ihn zur Niederlegung der Waffen und zur Anerkennung der Kaiserwürde Ludwigs zu bewegen.

Falls ihm dies nicht gelingen sollte, versprach Friedrich in die Gefangenschaft zurück zu kehren.

Wohl trat an Friedrich die Versuchung heran, daß er seine Freiheit benutze, um sich von neuem an die Spitze der Gegner Ludwigs zu stellen. Aus allen Burgen des Heimatlandes zogen ihm Ritter und Edle entgegen, um ihn als König zu begrüßen und ihm ihre Dienste anzubieten. Leopold wollte von einer Unterwerfung unter Ludwig nichts hören und wollte die Waffen neuerdings entscheiden lassen. Friedrich aber sprach: „Manneswort ist Manneswort; ich will mein Gelübde heilig halten, damit man nicht sagen möge, ich habe als Deutscher die deutsche Treue gebrochen.“ Und er kehrte in die Gefangenschaft zurück.

Solche Treue rührte Ludwigs Herz. Nicht als Gefangenen behandelte er den zurückkehrenden Beter, sondern er bat ihn, fortan sein Genosse auf dem Throne zu werden und mit ihm die Herrschaft zu theilen.

Beide Fürsten söhnten sich aus; Friedrich behielt den Königstitel, nahm aber an der Regierung geringen Antheil. Durch den Tod seines Bruders Leopold und das Schicksal seiner Gemahlin, die im herben Schmerze über seine Gefangennehmung sich blind geweint hatte, gebeugt, zog er sich nach Gutenstein zurück, wo er 1330 starb. (Nach Feodor Köppen.)

29. Die Lebensweise der Bürger im Mittelalter.

Die Ernährungsweise im Mittelalter ist von der unsrigen nicht allzuletzt verschieden. Brot und Fleisch bildeten die Hauptnahrung, als Zuzust zum Brote gebrauchte man wie heute Butter und Käse, daneben war Schmalz, das man beim Zurichten der Speisen nur ungern entbehrte, ein Hauptstück in der Borrathskammer und ein wichtiger Handelsartikel. Käse war auch als Gericht an sich gebräuchlich und galt als solches für eine Ehrengabe bei festlichen Gelegenheiten. Neben dem Brote hatte man Semmeln aus feinem Weizenmehl; Kuchen, besonders „Fladen“ gaben schon damals den Festtagen einen besonderen Reiz. Der Luxus unserer Conditoreiwaren war dem Mittelalter noch unbekannt, aber die Süßbäcker sorgten auch schon durch Luftbrote, Brezeln und welsche Backen für das Ergözen des Gaumens, und die Apotheker verkauften Zuckerdüten mit Ingwer, gebackenem Anis und gebackenem Coriander. Wild war seit alters sehr beliebt, Hasen und kleine Vögel, darunter auch Lerchen, wurden auf dem Markte feilgeboten. Fische gaben selbst die kleineren Flüsse, deren viele früher zuverlässig bedeutend wasserreicher gewesen sind als jetzt, in Menge.

Lachse, Karpfen, Hechte wurden als Geschenke gern verwendet. Störe kamen im Handel häufig vor. In unermesslicher Menge wurde der Hering verzehrt. Er war in noch ganz anderem Sinne als jetzt einer der wichtigsten Handelsartikel, und die Heringer, die den Fisch im einzelnen vertrieben, bildeten eine angesehenere Zunft. Fleisch, nicht künstlich zubereitet, aber stark gewürzt, bildete den Mittelpunkt der Mahlzeiten. Auf den Tafeln der ritterlichen Geschlechter prangte noch lange der riesige Braten, der am Bratspieß bei hellem Feuer geröstet, seit den frühesten Zeiten als echt ritterliches Labjal gegolten hatte; in bescheidenen, bürgerlichen Haushaltungen zog er sich etwas in die Enge, Hühnerjuppen, Eierspeisen, gebratene Gänse machten ihm hier vielfach den Ehrenplatz streitig. Des Zugemüses wird in der Regel nur im ganzen und großen und in Zeiten der Noth gedacht. Erbsen, Linjen, Hirse, auch Kraut, Kohl und Rüben gehörten zwar zu den nothwendigsten Erfordernissen einer bürgerlichen Haushaltung, aber man vermifste die heutige Mannigfaltigkeit der Beigerichte.

Manches, was uns heute ganz unentbehrlich geworden ist, war selten oder gar nicht vorhanden, so Reis und Kartoffeln. Deren Stelle scheint in den Hütten der Armut das Hafermus vertreten zu haben. So ist es ferner eine nicht uninteressante Frage, wie man im Mittelalter die warmen Getränke, welche uns heute so sehr Bedürfnis geworden sind, Kaffee, Thee und Chocolate entbehrt hat. Dafs das Frühstück, wie heute noch sehr häufig, früher in der Regel aus Suppe bestanden hat, dafür sprechen deutliche Zeugnisse; als Labjal bei festlichen Gelegenheiten diente den Frauen Mandelmilch und Mandelmus. Die Männer aber hielten sich an Bier, Meth und Wein. Das Mittelalter ist als trinklustiges Zeitalter berühmt. Die schweren Humpen und Zechtiiche in allen alten Ritterburgen, die Kellereien und Speisesäle erzählen uns von endlosen Zechgelagen. Auch die Bürger verstanden sich auf einen herzhaften Trunk und hatten die volle Kanne gern in nächster Nähe. Bier- und Weinmangel war ihnen ebenso, ja noch mehr empfindlich als Brotmangel. Dieser große mittelalterliche Durst hieng eng zusammen mit der vorwiegenden Fleischnahrung und ganz besonders damit, dafs man das Fleisch übermäfsig würzte. Pfeffer war ein sehr bedeutender Handelsartikel. Ein Pfund Pfeffer wollte in einer mittelalterlichen Haushaltung nicht weit reichen. Kein Wunder, wenn man viel trank! In jeder Stadt gab es Brauereien in Menge, an vielen Orten hatten die anfsässigen Bürger alle die Braugerechtigkeit; die Klöster brauten, auf den Dörfern wurde gebraut, und außerdem wurden noch schwere fremde Biere in Masse eingeführt. Das Brauen selbst, die Zeit, in der es geschehen

durfte, der Preis des Bieres, das Biermaß, alles wurde von der Obrigkeit und von der trinklustigen Bürgerschaft zugleich aufs strengste überwacht.

Meth wurde besonders in bienenreichen Gegenden, wie in Schwaben, in Mittelfranken und in den Heiden Norddeutschlands viel gebraut. Der Meth behauptete sich immer in einem etwas hohen Preise, er war theurer als Bier und inländischer Wein. Der Methverbrauch blieb immer ein beschränkter, dem des Bieres und Weines kam er niemals gleich.

In hoher Gunst stand der Wein. Nicht allein in den Rhein- und unteren Donaugegenden, überall von den Alpen bis zur Nordsee ward er von reich und arm reichlich genossen. Die Bürger lagen dem Weinbau mit großem Eifer ob, sie legten Nebengärten an, wo sich nur irgend eine sonnige Hügelwand darbot, und wir hören erstaunt Gegenden als weinreich bezeichnen, wo heute keine Traube mehr wächst. Der Weinhandel war in voller Blüte. Sehr beliebt war der Elssasser Wein, den die Straßburger aufkauften und nach allen Gegenden versuhren, neben ihm wird der Rheinwein häufig genannt. Von den edlen Rheinweinen giengen schwere Ladungen den Strom hinab über Köln ins Ausland, doch litten auch die deutschen Märkte daran nicht Mangel.

Mehr als in der Nahrung wich das Mittelalter in der Kleidung von uns ab. Die Urform der Kleidung, der weiblichen ebensowohl als der männlichen, war ein enger, leinener Leibrock, der über den Kopf gesteckt und mit einem Gürtel zusammengehalten wurde, darüber ein langer Mantel, ebenfalls von Leinwand oder von Wollenzeug, der auf der Schulter mit einer Heftel befestigt war und die ganze Gestalt einhüllte. Bei den Frauen reichte der Leibrock bis auf die Füße herab, bei den Männern nur bis an die Knie. Leibeigene und arme Handwerker giengen mit nackten Beinen einher, Wohlhabendere zogen lange, tricotähnliche Strümpfe aus Leinenzeug an und steckten die Füße in Schuhe oder Stiefel. Einer Kopfbedeckung, etwa eines Hutes oder einer Mütze, bediente man sich nur auf Reisen. Die Kleider waren einfarbig, bei den Vornehmen roth, blau purpurfarbig, weiß, bei Geringeren grau, braun, violett. Gemusterte Zeuge hatte man nicht; zwar kamen aus dem Orient kostbare Stoffe, in welche große Blumen und Arabesken hineingewebt waren, aber man verwandte sie nur zur Wandbekleidung und zum Priesterornat. Zum Ersatz ließen Edle das Oberkleid von anderer Farbe sein als das Unterkleid und richteten es so ein, daß dieses unter jenem ein wenig vorjah; ferner besetzten sie die Säume und Nähte mit kostbarem Pelzwerk oder breiten Borten und schmückten die einfarbigen Flächen mit Edelsteinen und Goldstickereien. Ein

Hauptmerkmal dieser altdeutschen Kleidung war der steife Faltenwurf und der formlose Zuschnitt; die schwere Leinwand wollte auf eine plastische Darstellung der Menschengestalt nicht eingehen, sie stand ab vom Körper und fiel nieder wie ein Brett.

Das Ritterthum bewirkte wie in allen Lebensverhältnissen so auch in der Tracht einen gänzlichen Umschwung. An die Stelle der steifen Leinwand traten schmiegsame, wollene und seidene Stoffe, die alte Formlosigkeit machte einer geschmackvollen Eleganz Platz. Die Zahl der Kleidungsstücke mehrte sich. Die Kleidung der Männer ward kürzer, die der Frauen länger; vom Gürtel ab flossen die weiblichen Gewänder in kunstvollen Falten. Die Überladung der alten Zeit, die Borten und der Steinbesatz, verschwanden; in edler Einfachheit zeigte das Kleid den schlanken Wuchs des menschlichen Körpers. Nur der kostbare Pelz blieb als Besatz und als Unterfutter des Oberkleides noch immer in hohem Ansehen. Die Kleidstoffe fiengen an, sich in größerer Auswahl darzubieten, unter den Wollenzeugen stand der Scharlach, unter den seidenen Stoffen der Pappel obenan. Den Scharlach hatte man nicht allein in roth, auch in braun und in anderen Farben. Seide und Seidenzeuge waren fremdländische Producte; man wußte, daß sie aus Indien und den Ländern der Saracenen herbeigeführt wurden, aber ihre Entstehung und Bereitung war in märchenhaftes Dunkel gehüllt. Im fernen Morgenlande, fabelte die staunende Menge, würde der glänzende Stoff im Schoße der Berge von Zwergen Händen gesponnen.

Besondere Sorgfalt verwandten die ritterlichen Damen auf das Haar. Sie ließen es gern in zarten Wellen über die Schultern fließen und hielten es nur über der Stirn mit einem oft von Edelsteinen leuchtenden Diadem, oder mit einem Kranze aus lebenden Blumen, oder auch mit einem steifen, breiten Bande, das barettähnlich emporstand, zusammen. So dürfen wir uns die Städterinnen bei den Tänzen und feierlichen Gastmählern vorstellen. Die Frauen der Handwerker und Krämer verharrten unterdes noch lang bei der altgewohnten Tracht.

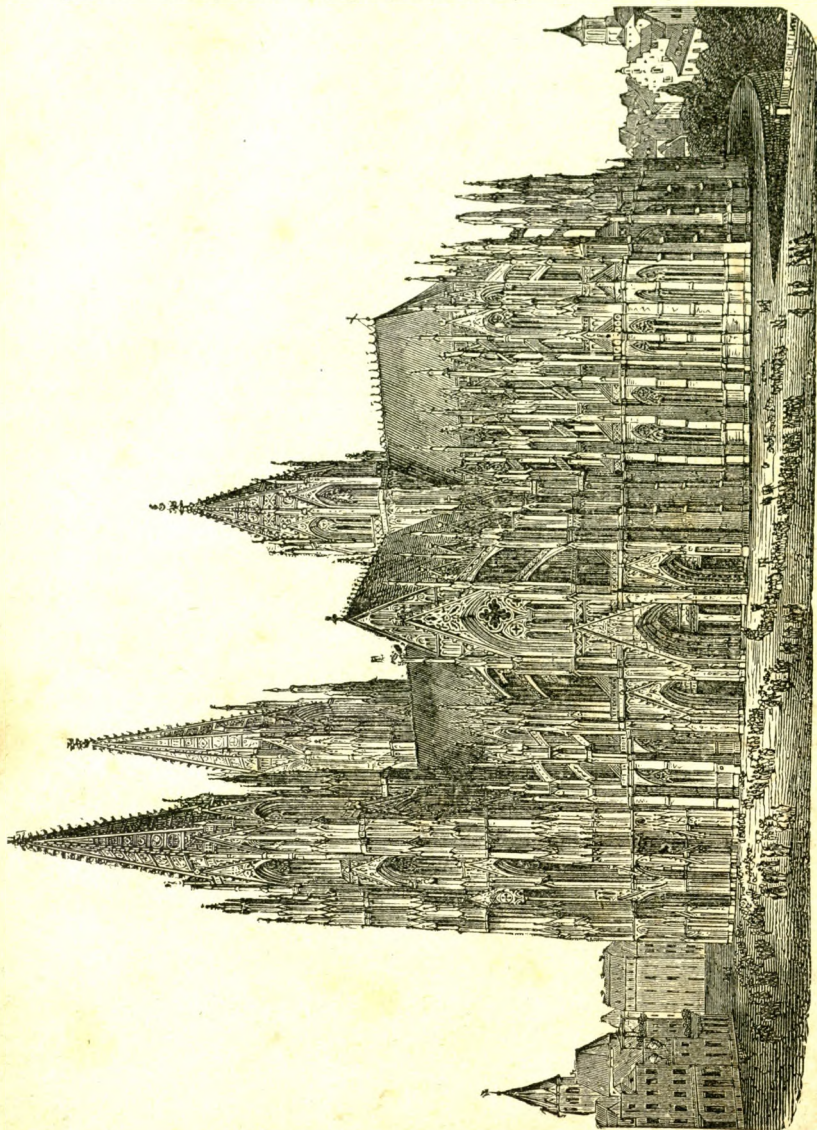
Um das Jahr 1350 trat ein neuer Umschwung in der Tracht ein. Die frühere Einfachheit und Stetigkeit verschwand und machte einer launenhaften, prahlerischen Modeseucht Platz, die sich in immer wechselnden, immer abenteuerlicher sich verwirrenden Bildungen ergieng. Man fieng an, die Kleider zu verkürzen und zu verengen, oder auf unschöne Weise an dem einen Ende zu verschneiden, an dem andern auszudehnen. Eine Entartung der Tracht in jener Zeit sind die Zatteln, das sind die Backen, in welche

bei Männern und Frauen der Rand des Kleides zerschnitten war. Wunderbar erscheint uns ferner der Gebrauch, die gesammte Kleidung in zwei ganz verschieden gefärbte Flächen zu theilen, so daß vom Kinn herab die Farbengrenze lief, und die eine Seite des Körpers vielleicht weiß, die andere roth bekleidet war.

Gegen das Ende des Mittelalters änderte sich die Mode fortwährend. Es konnte nicht anders sein; in den Städten, wo die größte Geselligkeit und der größte Reichthum war, mußten alle diese tollen Launen der Mode auf die üppigste Weise hervorschießen. Und wenn auch ein tüchtiger Mittelstand jederzeit die alte, ehrbare Tracht bewahrte, and wenn auch wieder gerade in den Städten die Kleiderordnungen wenigstens den größten Ausschreitungen einen Damm entgegen setzten, so geht doch auch wieder gerade aus diesem Eifern des Rathes gegen Kleiderluxus hervor, daß alle Stände bis zu den schlichsten Arbeitern herab in den tollen Strudel hineingezogen worden waren.

Auf das Privatleben, auf Haus und häusliches Behagen, auf all den Tand und all die Zier des tagtäglichen, ruhigen Hinlebens im engen Kreise der Familie verwandte der Bürger vor dem 15. Jahrhundert verhältnißmäßig nur wenig Sorgfalt, ihn beschäftigte sein Gewerbe, das er, wie die Vorliebe zum Handel zeigt, gern in weiteren Kreisen betrieb, sein Stand, an den sein Wohl und Wehe geknüpft war, und die Stadt, mit der er stand und fiel. Ähnlich den Völkern des Alterthums setzte dieses alte Bürgergeschlecht seinen Stolz in öffentliche Bauten. Vor allem wurden die Kirchen und Rathshäuser großartig angelegt und herrlich ausgeschmückt. Durch das ganze Mittelalter hindurch zieht sich der Dombau wie ein leuchtender Strom hohen Bürgerfinnes. Kunstsinuige Bischöfe hatten den Anfang gemacht. Im 10. und 11. Jahrhunderte hatten sie die kleinen, hölzernen Kirchlein abgebrochen und weite, hochgewölbte Tempel im romanischen Stil zur Ehre der heiligen Jungfrau errichtet. Aber oft wüthete das Feuer in den heiligen Hallen, manches auch brach im Laufe der Jahre zusammen, oder der weite Raum wurde für die immer mehr und mehr anwachsende Bevölkerung zu enge. Da wurden allerwärts Neubauten nöthig, und die Bürgerschaft trat gern mit den geistlichen Vorstehern für eine stattliche Um- und Neugestaltung des Gotteshauses ein. Es war im 13. Jahrhundert, als die Baulust überhaupt und die Reigung zu großen Kirchenbauten insbesondere in den Städten von neuem erwachte. Nicht der schöne gothische Baustil ist das, was wir dabei am meisten bewundern, sondern die Art, wie die Bürgerschaft sich betheiligte. Der Baumeister hatte freies Spiel, er brauchte nicht

zu fargen und zu knausern, seine Phantasie allein steckte dem gewaltigen Bau, der sich erheben sollte, sein Ziel; denn nicht leicht ermüdeten die Bürger im Geben, wenn es galt, ein Meisterwerk durchzuführen. Welche



Der Dom von Köln.

Bauten sind in diesen Zeiten hohen Gemeinnes entstanden! Vor allem der Dom zu Köln, die Krone der germanischen Baukunst. Dann der Dom zu Magdeburg, der Dom zu Regensburg, St. Stephan in Wien, der

Münster zu Ulm und viele andere größere und kleinere Kirchen, die noch jetzt der Stolz unserer Städte sind. In die Kirchen gab man das Beste, was man hatte. Hierher brachte der Bildhauer seine Statuen und seine künstlichen Schnitzereien, die Goldschmiede bildeten schöne Schreine für die Reliquien, Monstranzen, Kelche und Kreuze, oder gossen eiserne Thore mit kunstvollen Bildwerken; für den Altar schuf der Maler seine Werke, und es geschah, ohne daß Goldschmied, Bildhauer und Maler wie früher klösterlichen Standes waren. Es gab viele Kirchen in den Städten; über der Masse der niedrigen Wohnhäuser erhob sich ein Wald von Thürmen.

(Nach Franz Pfalz.)

30. Die Entdeckung Amerikas.

Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, den Entdecker Amerikas, Christoph Columbus, als Sohn anzusprechen zu dürfen. Er selbst hat in einer öffentlichen Urkunde Genua als seine Vaterstadt bezeichnet, wo er um das Jahr 1456 geboren war. Sein, wie es scheint, begüterter Vater schickte ihn zur Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia; doch schon mit 14 Jahren begab er sich auf die See, um nie mehr das nautische Handwerk zu verlassen. Auf seinen Seereisen kam er 1477 mit einem Stockfischhändler auch nach der Insel Island. Doch erhielt er hier keine Kunde über die früheren Entdeckungen des Festlandes von Nordamerika, dessen Ostküste schon um das Jahr 1000 von Grönland aus aufgefunden und nach den dort entdeckten wilden Weinreben das Winland benannt worden war. Daß er von diesem Continente im Südwesten Islands nichts wußte, geht schon daraus hervor, daß nicht das öde Winland, sondern die Culturländer Ostasiens, die indischen Meere, sein späteres Ziel waren.

Nach seinen nautischen Erfahrungen schien es ihm nicht unmöglich, den Ostrand Asiens durch eine Überfahrt über den atlantischen Ocean, oder in seiner Sprache „das Morgenland in westlicher Richtung“ aufzusuchen. Glücklicherweise hatte Columbus von der Entfernung Asiens von Europa eine irrige Vorstellung, wonach er annahm, daß Asien bald bei der westlichen Fahrt erreicht sein müsse. Eine Anzahl von Beobachtungen verrieth deutlich die Nähe eines Festlandes im Westen. Der warme Meeresstrom, der sich aus dem Golfe von Mexico nach den Westküsten unseres Welttheiles ergießt, trug nämlich künstlich geschnitztes Holz, Fichtenstämme fremder Gattung und Leichen eines unbekanntes Menscheneschlages nach Europa.

Nachdem er für seinen Plan bei den für solche Unternehmungen sonst begeisterten Portugiesen keine Unterstützung gefunden hatte, legte er ihn dem spanischen Hofe vor und erhielt, nach mehrjährigen, vergeblichen Bemühungen, endlich von der Königin Isabella die Zusicherung seiner Ernennung zum Vicekönig aller Länder, die er entdecken würde.

Am 3. August 1492 verließ Columbus den Hafen von Palos in Andalusien mit drei kleinen Schiffen. Die Fahrt wurde zufällig an der breitesten Stelle des nordatlantischen Oceans versucht. Aber ein Umstand, der nicht in seiner Berechnung lag, erleichterte die Überfahrt außerordentlich, nämlich der in jener Jahreszeit herrschende nordöstliche Passatwind. Dieser



Columbus.

Umstand erfüllte sein Schiffsvolk mit der bangen Besorgnis, es werde nie ein Wind zur Rückkehr nach Spanien sich einstellen; daher war Columbus sehr zufrieden, vorübergehend in westliche Luftströmungen zu gerathen. Am 10. October klagten die Matrosen über die unerträgliche Dauer der Reise. Doch ermuthigte sie Columbus durch die Aussicht auf den großen, in Indien bevorstehenden Gewinn. Nachdem man am 11. October verschiedene vom Lande her schwimmende Gegenstände bemerkt hatte, erblickte am 12. October, nachts um 2 Uhr, ein Matrose auf der voraussegelnden „Pinta“ zuerst Land. Es war eine der Bahama-Inseln,

die Watlingsinsel, welche die Einwohner derselben Guanahani nannten. Nach Anbruch des Morgens landete Columbus mit den beiden anderen Schiffen und ergriff als Admiral und Vicekönig für die spanische Krone Besitz von dem neuen Lande, das er zu Ehren des Erlösers Sanct Salvator nannte. Von da kam er nach Cuba und endlich auch nach dem damals goldreichen Haiti. Auf Haiti zeigten sich bei dichterer Bevölkerung höher entwickelte Zustände als auf dem öden Cuba, und da Columbus auch in kurzer Zeit durch Tausch einen beträchtlichen Wert an Goldschmuck ein-

gehandelt hatte, so gründete er hier die erste europäische Ansiedlung und erbaute aus den Trümmern eines seiner Schiffe, das auf einer Sandbank gescheitert war, eine Burg. Drei Officiere mit 40 Personen blieben in der kleinen Feste zurück.

Mit den beiden anderen Schiffen trat er am 16. Januar 1493 die Rückreise an. Als ein Sturm die beiden Schiffe trennte und den Untergang der Entdecker befürchten ließ, schrieb Columbus die Ergebnisse seiner Entdeckung auf ein Pergament und sicherte dem Finder ein Geschenk von 1000 Ducaten zu, wenn er die versiegelte Schrift uneröffnet dem castilischen Hofe überbringe. Die Depesche warf er in einer Tonne ins Meer. Ein zweiter Sturm trieb ihn wider Willen an die portugiesische Küste und nöthigte ihn, daselbst vor Anker zu gehen. König Johann II. von Portugal empfing ihn mit verstellter Heiterkeit und äußerte nur beiläufig, daß nach Staatsverträgen mit Spanien die entdeckten Länder zu seinen Besitzungen gehören müßten. Inzwischen war die „Pinta“ in Spanien gelandet und hatte zuerst den Monarchen die Entdeckung gemeldet. Der Hof empfing den Admiral in Barcelona mitten auf dem gefüllten Markte, wo er neben dem Throne des Königspaares niedersitzen durfte: die höchste Ehre für einen spanischen Unterthan. Er selbst, der Hof und das überraschte Spanien ahnten noch nicht das große Geheimnis, dessen Entschleierung, die Kugel-form der Erde, damals nur eine wissenschaftliche Behauptung, als erwiesene Thatfache feststellen sollte.

Spanien und Portugal nahmen alle von ihnen entdeckten Länder in Besitz. Columbus unternahm noch drei Reisen und entdeckte dabei auch das Festland Südamerikas. In seiner Abwesenheit wurde er aber bei Hofe verleumdet und von dem ihm nachgesandten Ritter Franz von Bobadilla in Ketten nach Spanien zurückgebracht.

Als Columbus am Hoflager zu Granada erschien, wirkte der Anblick des tief Gefränkten und dessen Vertheidigung mächtig auf die anwesenden Monarchen. Man setzte ihn wieder in den vollen Genuß seiner Würden und Rechte ein und gewährte ihm die Mittel zu einer weiteren Entdeckungsreise; aber neuerliche trübe Erfahrungen, zu denen sich körperliche Leiden gesellten, nöthigten ihn, nach Spanien zurückzueilen. Er starb zu Valladolid am 21. Mai 1506, ohne eine Ahnung zu haben, daß er den Spaniern eine neue Welt geschenkt habe. Columbus war bis an sein Ende des Glaubens, daß er Indien erreicht habe; dieser Irrthum blieb in der Benennung „Ostindien“ und „Westindien“ verewigt. Erst später zeigte

es sich, daß das entdeckte Land ein neuer Welttheil sei. Es wurde nach dem Florentiner Amerigo Vespucci, welcher eine bedeutende Küstenstrecke Südamerikas entdeckt hatte, Amerika genannt. (Nach D. Beschel.)

31. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst waren nur die Klöster und ihre Schulen die geheimnisvollen Arbeitsstätten der Wissenschaft, die Schreibkunst die einzige, sichere Vermittlerin von Vergangenheit und Zukunft. Da saßen die fleißigen Mönche an ihren Pulten, Feder oder Pinsel in den Händen, und malten die Buchstaben irgend eines vielhundertjährigen Buches ebenso emsig als genau nach. Oft verstanden sie den Sinn dessen, was sie schrieben, nicht; dann zählten sie mühsam und unverdrossen die Worte, Silben und Buchstaben. So gieng es Tag für Tag, Monat für Monat; die Pergamentrollen mehrten sich oder wanderten gegen schweres Geld in ferne Lande; denn was die gelehrten Mönche kannten, verstanden nur wenige.

Gab es doch große Städte, in denen man kaum einige Tropfen Tinte haben konnte, berühmte Fürsten, die entweder durch Schablonen ihre Namen unterzeichneten oder mit dem Schwertknopfe ihre Namenszüge in Wachs abdrücken mußten, da sie nicht schreiben konnten. Die große Masse des Volkes, ja selbst die Reichen und Gewaltigen waren unwissend und verstanden gar nichts von jener Kunst, die durch ein Blatt Papier zu uns, wie zu den fernsten Geschlechtern redet. Das Volk schrieb nicht, denn es las nicht; es las nicht, denn es hatte kein Buch. Alle jene Bücher, welche ihren Ursprung inmitten der Klostermauern gefunden hatten, wanderten in die Paläste der Fürsten; sie waren gewöhnlich mit reichen Initialen (Anfangsbuchstaben), kostbaren Farben oder Gold ausgestattet, und man zahlte willig unerhörte Preise für diese Schätze, z. B. für ein Biblexemplar 1000 Gulden. Das Volk selbst blieb davon unberührt.

Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch gesteigerten Handelsverkehr die deutschen Städte zu größerem Wohlstand sich erhoben, wurden ihre Bewohner von selbst darauf geführt, ihr häusliches Leben durch Erfindungen, welche auf allgemeine Unterhaltung berechnet waren, zu verschönern und ihm mehr Reiz und Abwechslung zu geben. Zu Vergnügungen dieser Art gehörte auch das Kartenspiel. Die Spielkarten waren anfänglich gemalt, später auf eine mechanische Weise hergestellt worden. Man brauchte hiezu Holzplatten, auf welche man das Kartenbild in zarten

Umrissen erhaben schnitt. Die hochliegende Zeichnung wurde mit Farbe bestrichen, und die Holzplatte darauf mit Papier belegt, unter eine Presse gebracht und abgedruckt.

Nachdem man ursprünglich auf jene Holztafeln nur Kartenbilder geschnitten hatte, ließ man es hiebei bald nicht mehr bewenden; man wollte nun auch andere Gegenstände darstellen. Da sollte das Bild irgend eine Person, einen Ritter, einen Heiligen vorstellen. Man schrieb die Namen derselben darunter, bemerkte aber bald, daß man sich von Anfang an eine große Mühe hätte ersparen können, wenn man den Namen gleich auf die Platte geschnitten und sodann mit abgedruckt hätte. Allmählich stellte man statt einzelner Personen ganze Gruppen mit allerlei Unterschriften in Namen, Versen und Sprüchen dar.

Die Herstellung ganzer Holzschneidreihen führte endlich auch zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Man ließ die Bilder weg, schnitt ganze Seiten Schrift auf Holztafeln erhaben aus, und, um den Abdruck zu erhalten, überfuhr man dieselben mit einer Farbe. Von wem die ersten derartigen Platten geschnitten worden sind, läßt sich nicht mehr ermitteln. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Erfindung in dieser Stufenfolge vorgeschritten ist: erst Bilder, dann Bilder mit Namen, dann mit Sprüchen und Versen, zuletzt Seiten ohne alle Bilder, nur Text.

Viel war allerdings mit der Erfindung der Holzschneidekunst für die Vervielfältigung literarischer Erzeugnisse gewonnen; aber diese Kunst war ebenso mühsam als kostspielig. Erst dem Mainzer Bürger Johann Gensfleisch, gewöhnlich nach seiner Mutter Gutenberg genannt, ist es gelungen, durch Anwendung von einzelnen, auf Stäbchen geschnittenen Buchstaben (daher ihr Name), welche in Rahmen zu Worten gereiht wurden, die Herstellung des Druckes größerer Werke mit verhältnismäßig geringem Aufwande zu ermöglichen.



Gutenberg-Denkmal.

Die Erfindung der beweglichen Lettern machte Gutenberg, indem er einmal versuchsweise ganze Tafeln in einzelne Buchstaben zerfägte und letztere zur Bildung neuer Wörter benutzte. Auch erfand er bald darauf die Presse für den Abdruck und wandte zuerst die Ölfarbe beim Druck an. Steht es nun auch fest, daß Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst ist, so sind gleichwohl Jahr und Ort der Erfindung noch nicht zweifellos festgestellt. Im Jahre 1450 verband er sich mit Johann Fust, einem reichen Bürger in Mainz, der ihm zweimal 800 Goldgulden vorschoss, wofür Gutenberg ihm seinen ganzen Apparat verpfändete. Unter diesem Apparate waren wahrscheinlich auch bleierne Buchstaben. Die Bleitypen nutzten sich aber sehr schnell ab; in Folge dessen war er auf ein besseres Material bedacht und hiebei leisteten ihm seine Gehilfen, Fust und Peter Schöffer, die besten Dienste. Letzterer, als guter Schreiber, sorgte für eine schöne Form der Buchstaben, und ersterer, als geschickter Metallarbeiter, mag Vorschläge für eine passende Metallmischung gemacht haben.

Bald kamen sie dahin, die Buchstaben in Formen, Matrizen, zu gießen. Sie hielten ihre Kunst geheim, doch wurde sie durch Gehilfen bald nach Straßburg gebracht. Das Haus, welches damals Gutenberg mit seinen Genossen zu Mainz bewohnte, ist noch vorhanden. In einem verfallenen Kellergewölbe desselben fand man 1856 den Querbalken einer Druckerpresse mit der eingeschnittenen Bezeichnung „J. G. 1441“. Es ist dies wahrscheinlich der letzte Überrest der ersten Druckerpresse Gutenbergs. Auch von den ersten hölzernen Buchstaben sollen sich noch einige bis auf unsere Zeit erhalten haben; sie waren aus Birnbaumholz, etwa 4 Centimeter lang, viereckig, und hatten oben ein Loch, durch welches sie aufgefädelt und zusammengehalten wurden.

Nachdem man bewegliche Lettern aus Metall durch den Guß herstellen konnte, und hiermit die dritte Stufe in der Erfindung erreicht hatte, waren die größten Hindernisse beseitigt. Gutenberg, der rastlos sinnende Meister, welcher Vermögen, Zeit und Kraft der neuen Kunst gewidmet hatte, stand der Erreichung seines Zieles nahe. Von der Bibel, welche das erste mittelst der neuen Erfindung hergestellte vollständige Werk sein sollte, waren zwölf Bogen vollendet und das Material zu größeren Werken vorhanden. Bei dem hohen Preise der Bücher in jener Zeit konnte man jetzt wohlfeile Bücher liefern und dabei doch beträchtliche Summen verdienen. Fust, der dies wohl merkte, drängte Gutenberg zur Wiedererstattung des geliehenen Geldes, und als dieser nicht zahlen konnte

löste sich 1455 ihre Verbindung auf; Gutenberg verlor seinen Antheil und mußte die Werkstatt verlassen.

Aber schon im nächsten Jahre 1456 hatte Gutenberg mit Hilfe eines Freundes zu Mainz eine neue Druckerei eröffnet. Aus ihr gieng das erste große Werk, die 1461 herausgegebene Bibel hervor, von welcher im ganzen 16 Exemplare, sieben auf Pergament und neun auf Papier, noch erhalten sind. Eines dieser Exemplare befindet sich in der Wiener Hofbibliothek.

Nach einem wechselreichen, sorgenschweren Leben starb Gutenberg in seiner Vaterstadt, wahrscheinlich im Jahre 1467.

(L. Thomas und G. Nieritz.)

32. Der dreißigjährige Krieg.

(Gustav Freytag.)

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbst der Bauer hatte in dem langen Frieden einigen Reichthum erlangt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breite Graben, Zaun und Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Thüren durchzubrechen, an den Hauptstraßen hiengen Thore, welche zur Nacht geschlossen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit besonderer Mauer geschützt, er bildete mehr als einmal die Citadelle und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrath und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden, und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern grasen auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Niedgräsern. Die Wolle stand gut im Preise und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutschen Tuche waren berühmt und Tuchwaren der beste Exportartikel.

Die Dorfslur lag in drei Felder getheilt, deren Hüfen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Ein feinemehliger, weißer Weizen wurde in das Winterfeld

gesäet. Waid wurde eifrig und mit großem Vortheil gebaut; außerdem brachte Anis und Caslor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimisch, und von Olsaaten wurde Rübsen, wie am Rheine Raps, in die Brache gesäet. Der Flachß ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rippen der Hirse erhoben sich inmitten der Ährenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren damals überall Nebengärten, und diese alte Cultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen sehr trinkbaren Wein hervorgebracht haben; denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon säete man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wiesen, hochgeschätzt, häufig eingezäunt, wurden sorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre später; die Maulwurfsgräben zerwerfen und die Abzugsgräben, ja sogar Bewässerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten miteinander vergleichen darf, die landwirtschaftliche Cultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818.

Die Lasten, welche auf dem Bauernstand lagen, waren nicht gering, am größten auf den adeligen Gütern, aber es gab nicht wenig freie Bauerndörfer im Lande. Viele geistliche Güter waren zerstückt worden, viele adelige Güter wurden von Pächtern bewirtschaftet. Das alles kam dem Bauer zugute. Freilich der Wildschaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmenden Adels war von der alten Hürigkeit noch vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war zu Eigenthümern ihrer Güter erklärt worden. Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimatscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorf nach dem andern zogen.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen, auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt, und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr unrecht thun, wenn man ihn für schwach und untüchtig hielte. Im

Gegentheil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wohl war seine Unkenntnis fremder Verhältnisse größer, denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Localblätter, und er selbst war in der Regel nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Producte verkaufte. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch wie die Städter; doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüth, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Auch die Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an sauberen und kunstvollen Erbstücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittene Tische, geschmückte Stühle und Wandschränke haben sich einzeln bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt von Kunstsammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger beehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel bares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe, oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Auffammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen, und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viel Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauren Wein und was von Metallwaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke vom wilden Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen. Er kaufte wohl von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt oder ein Spottlied auf den verlorenen König der Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Thüre kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauer geschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtshote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte, seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß auch eine schlechte Zeit gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfieng, wurde sehr roth und alle Waren wurden theurer. Er behielt

Getreide und Fleisch zu Hause und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit den Städtern und seinen Nachbarn, und auch er das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte, und gutes, altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnung. So gieng es bis zum Jahre 1623. Da sah er das Unheil noch von andrer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Söldnerheer wurde oft an den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste und nahm Hühner im Schnappsack mit.

Endlich begannen die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abentheuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschierte in das Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinigen, forderte Zehrung und zerstückte, verwüstete und plünderte doch noch, und ihm vor Augen kam. So gieng es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer. Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spitzkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Loos noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und gezwungen, die Versteck seiner Schätze anzugeben. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr, durch Überredung oder Gewalt so geführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe, unselige Troß. Aber die Wirtschaft des Landmannes ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlügen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Herden von der Weide geholt, und dadurch die Bestellung der Felder unmöglich gemacht.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Druß auf die Seelen der Landleute ausübte, waren sehr traurig. Die Furcht, eintreibende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Aberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man sah

die Anzeichen furchtbaren Unheils, Gespenster erschienen, unheimliche Laute langen vom Himmel und auf der Erde.

Neben dem Schrecken zogen Troß und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolke furchtbar überhand. Das Brantweintrinken, das seit dem Bauernkrieg in das Volk gekommen war, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigenthum erschwand. Im Anfange des Krieges waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den früheren Eigenthümern um den Einkaufspreis zurück. Allmählich aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter im dichten Wald oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der bezwungenen rohe Rache, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Unthat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmählich ein grimmiger Haß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat.

33. Die Krönung Josefs II.

(Wolfgang von Goethe.)

Der Krönungstag brach endlich an, der 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren erwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und betrachteten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir des Tages vorher in näherem Augenschein genommen hatten. Da waren neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Rufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und dorthen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgehüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterplatte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die

vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward



Kaiser Josef II.

immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei dem Allen herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitze. Nunmehr begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Überreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indes die Gesandten in den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall, Graf von Pappenheim, sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgten ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltag. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indes, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandernden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser, etwas hinter ihm sein Sohn, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einerschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf dies letzte freuten wir uns am meisten; denn uns deuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einerschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zugienge. Wir sahen ihn, so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich angeschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig, harmonisch und soeben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Der von dem Markte her ertönde Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus dem Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Pöbel zu opfern, giengen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es

bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, als es niederfiel, eine große oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses, durch die Fußtritte der Majestät geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe an allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie die Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und Vater zu erkennen.

Raum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zutheil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Bivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspieler dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarshall auf sein Ross; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes, gehenkelttes Gefäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übertoll,

strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleich falls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß zurück Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach den Römern zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu den Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Ross, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalter ein paar prächtige, mit den kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig austreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schluß gieng es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

34. Andreas Hofer.

Im Jahre 1805 trat Kaiser Franz Tirol an Frankreich ab; er baute auf des Tirolers Treue an das alte Kaiserhaus und erkaufte sich dafür den Frieden. Da Oesterreich die Wichtigkeit dieser alten Hochwehr und Vormauer erkannte, hatte es dem Tiroler seine uralte Verfassung und sein Privilegien von jeher ungegemälert erhalten. Napoleon aber und Baiern dem Tirol zugefallen war, machten alsbald Neuerungen und Änderungen in Lande, beseitigten alte kirchliche Gebräuche und Einrichtungen, und verhängte über das Land drückende Steuern. Der Tiroler sah sich durch die fremde Eindringlinge immer mehr bedroht und in seiner Volksthümllichkeit verletz und schloß sich im Herzen nur immer enger an das alte, angestammte Kaiserhaus Oesterreich an. Viele wanderten aus, andere verschlossen still die Schmerz in ihrem Herzen oder hofften auf die Zukunft.

Da kam das Jahr 1809; der Krieg zwischen Österreich und Frankreich itbrannte wieder aufs neue. Nun sahen auch die Tiroler ihre Stunde gekommen und bereiteten sich dafür vor. Die Seele des ganzen Kampfes aber ar ein schlichter, einfacher Mann: Andreas Hofer.

Dort wo die wilde Passier sich zwischen kahlen Felsenmassen und ilteren Tannenforsten ihren Weg bahnt, zwischen St. Martin und der auffenburg in Tirol, steht das Haus, wo Hofer am 22. November 1767 boren wurde. Unter ärmlichen Verhältnissen verlebte er die Jugend, im dorfe St. Leonhard geht er zur Schule, aber seine Wissenschaft kommt ber die Kenntniss des Katechismus nd ein wenig Lesen und Schreiben icht hinaus; dagegen ist sein Körper bgehärtet, im Ringkampf geübt und emn später einer in der Gemeinde ne Rede halten soll, so ist er mit inem treffenden Mutterwitz und iner klaren Urtheilskraft am Plaze. ei dem schlechten Gang des Wirtschäftes muß er sich früh auf den andel mit Pferden und Wein vergen, und bald kennt man in len Thälern Tirols, von Welschland s an die bairische Grenze, den dann, dessen äußere Erscheinung sein schon edel und ehrfurchtgeetend war. Ein Zeitgenosse schildert



Andreas Hofer.

n also: „Hofer war ein schöner Mann, nur wenig über die wöhnliche mittlere Länge hinaus, in bestem Ebenmaße zu seinen Formen, e breiter auseinander giengen als es sonst bei den Passeiern der Fall ist, it mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles, rundes esicht, eine breite Nase, lebhaft braune Augen, schwärzliche Haare, und ug einen langen, dunkelbraunen Bart. Sein Gang war gemessen und ürdevoll, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Friede und Heiterit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch und einnehmend. Seine Frömigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüthe; das Gefühl der Nähe des Amächtigen Gottes begleitete ihn überall. Es machte ihn froh, duldsam, ittleidig gegen alle Menschen. Kopfhängerei und Befrittung der Sitten ilderer verachtete er. Der Kirche anzuhängen, war ihm Bedürfnis.“

Mit der Stimmung und den Verhältnissen genau vertraut, begab sich Hofer 1809 nach Wien. Nach mehrfachen, geheimen Berathungen mit dem Erzherzog Johann wurde der Plan, die Zeit und die Art der Volkserhebung festgestellt; im April sollten zwei österreichische Corps in der Mitte Tirols, zu beiden Seiten des Brenners, eintreffen. Ohne die leiseste Spur eines Verdachtes auf sich zu lenken, weihte Hofer auf seiner Rückreise durch das Salzburgische, das obere Innthal und das Wippthal die angesehensten Patrioten in den Plan ein und fand überall begeisterte Aufnahme. Bald war der geheime Bund bis zu den entlegensten Thälern ausgebreitet. Auf der Rückreise hatte Hofer auch Josef Speckbacher in Hall besucht und ihm und dem Gastwirt Straub das Commando im Innthal übertragen.

So groß war die von den Tirolern beobachtete Verschwiegenheit, daß die Baiern bis zur Stunde des Losschlagens so gut wie keine Kunde von der drohenden Haltung des Volkes bekamen. Im April 1809 war die Kriegserklärung Österreichs gegen Napoleon erfolgt, österreichische Truppen überschritten die Ostgrenze Tirols; zugleich trugen Frauen und Kinder tausende von Zetteln durchs Land, auf denen die geheimnißvollen Worte standen; „'s ist Zeit!“ In die Bäche wurden Massen von Hobelspänen, Mehl und Blut geschlachteter Thiere geworfen; Bretter mit rothen Fähnlein schwammen den Inn hinab; Feuergarben stiegen von den Bergen auf, um die Leute vorzubereiten.

Am 9. April gab Hofer das Signal zum Aufstande. So glücklich war der Kampf, daß schon am 14. April, also nach fünf Tagen, fast ganz Nord- und Mitteltirol befreit war. Der Jubel in Innsbruck kannte keine Grenzen. Die fremdländischen Wappen wurden herabgerissen oder als Zielscheibe benützt, ein kolossaler österreichischer Adler unter Fauchzen und Freudenschüssen in der Neustadt aufgestellt. Hunderte von Bauern weinten bei seinem Anblick, umfiengen und küßten ihn. Als dann auch die beiden österreichischen Corps vom Osten und Süden ihren Einzug hielten, war der Jubel auf das höchste gestiegen.

Fast zur selben Zeit, ebenfalls in fünf Tagen, war aber auch Napoleon siegreich gegen Wien vorgedrungen; das gab der Sache eine andere Wendung. Franzosen und Baiern rückten in Tirol ein, die Österreicher mußten weichen, Innsbruck wurde von den Franzosen besetzt. Hofer hatte inzwischen die gesammte Civilverwaltung, das Aufgebot und seine Bewaffnung zu organisieren versucht. Jetzt stieg er mit seinen Südtirolern über den Brenner und schlug, verstärkt durch die Unterinnthaler unter Speckbacher,

die erste denkwürdige Schlacht am Berge Isel, in der unmittelbaren Nähe Innsbrucks, wodurch er Tirol abermals befreite. Bald sollte sich aber das Glück Tirols in das Gegentheil verwandeln.

Napoleon hatte, ergrimmt durch die von den Bauern ihm zugesügte Schmach, den Marschall Lefevre nach Tirol entsendet. Innsbruck wurde besetzt, sächsische, württembergische, bayerische und französische Truppen drangen vor: ganz Europa, vor allem Deutschland, sah jetzt auf das kleine Bergvolf, das dem Übermächtigen zu trotzen wagte. Und das Unglaubliche geschah! Furchtbar war die Katastrophe, welche die Sachsen durch Speckbacher im engen Eijaktal an der Stelle, die seitdem die „Sachsenklemme“ heißt, erlitten. Steinlawinen begruben da Mann, Rosß und Kanonen; nach einer dumpfen Stille drang durch Staub und Schuttwolken das Jammergeschrei der Verstümmelten und Sterbenden.

Am 13. August kam es zum zweitenmale am Berge Isel zum Entscheidungskampfe; 18.000 Tiroler standen 25.000 Mann feindlichen Truppen gegenüber. Das Resultat des blutigen, wechselvollen Kampfes war der Rückzug Lefevres durch das Unterinntal und die abermalige Befreiung Tirols.

Hofer, der nunmehrige „Obercommandant“ des verwaisten Landes, wurde seit jenem Siegestag von seinen Landsleuten wahrhaft vergöttert; er aber blieb dabei ernst und schlicht, fern von aller Überhebung und allem Eigenlob. Als ihm die Studenten aus Innsbruck mit Musik und Bivatrufen entgegenkamen, sagte er, Schweigen gebietend: „Setzt beten, nit schreien und musizieren; i nit, ös a nit, der droben hat's than.“

Beschämt, ja ängstlich bezog er die minderen Gemächer der Innsbrucker Hofburg. Seine Tracht behielt er bei, sein Mittagmahl kostete 24 Kreuzer, sein ganzer sechswöchentlicher Hofstaat erforderte 500 fl., seine Wachen durften sitzen und rauchen, die meisten Besucher nannten ihn „Anderl“ oder „du“. Auf das nachdrücklichste verlangte Hofer strenge Zucht und Sitte. Die inneren Angelegenheiten des Landes suchte er, so gut er es eben verstand, zu ordnen und zu verwalten.

Aber schon hatte sich das Blatt gewendet, dem treuen Lande und seinem Führer war eine düstere Zukunft beschieden. Der mit Napoleon am 14. October geschlossene Wiener Frieden hatte festgesetzt, daß Tirol wieder an Baiern fallen solle, zugleich besetzten Franzosen und Baiern das Inn-, Puster- und Etschthal. Jetzt war keine Rettung mehr denkbar; das Land war verwüstet und ermattet, die Übermacht gewaltig, das Selbstvertrauen verschwunden. Auf des Vaters Happinger verhängnisvollen Rath hielt Hofer dennoch eine Zeitlang stand; sein Wesen aber war völlig verändert.

Die am 2. November gelieferte Schlacht am Berge Isel geht verloren; kein durchgreifender Widerstand wird mehr geleistet. Hofer, vogelfrei erklärt, muß sich endlich auf eine Alpe bei St. Leonhard flüchten. Hier weilt der Held inmitten einer verödeten, schrecklichen Natur, sich mit Vorwürfen über das viele, vergebens geflossene Blut überhäufend, nur von seiner treuen Frau, seinem Sohn und seinem Schreiber umgeben, bis ihn das Auge des Verräthers entdeckte. Am 27. Jänner 1810 erfolgte seine Gefangennahme durch welsche Soldaten. Hofer sagte dabei zu dem Soldatenführer mit fester Stimme: „Sie sind gekommen, mich gefangen zu nehmen. Ich bin Andreas Hofer. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, ich bin schuldig. Für mein Weib und mein Kind und den jungen Menschen bitte ich aber um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig.“ Unter Schlägen wurde Hofer gebunden und ihm ein Strick um den Hals gelegt. Die Seinen ermahnte Hofer zur Standhaftigkeit und Geduld. Nun gieng es stundenlang über Eis und Schnee bis St. Martin und Meran. Die Straßen waren daselbst fast menschenleer, die wenigen, welche dem Zuge begegneten, hatten Thränen in den Augen. Am 5. Februar 1810 langte Hofer in Mantua an, am 19. wurde das Kriegsgericht gehalten; die Stimmen waren getheilt. Man fragte bei Napoleon an; sofort kam aus Mailand die Antwort: „Andreas Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen.“

In der letzten Zeit der Gefangenschaft hatte Hofer seine volle Seelenruhe wieder gefunden; unbegänglich erklärte er: „Ich bleibe dem Hause Osterreich getreu und dem Kaiser Franz.“

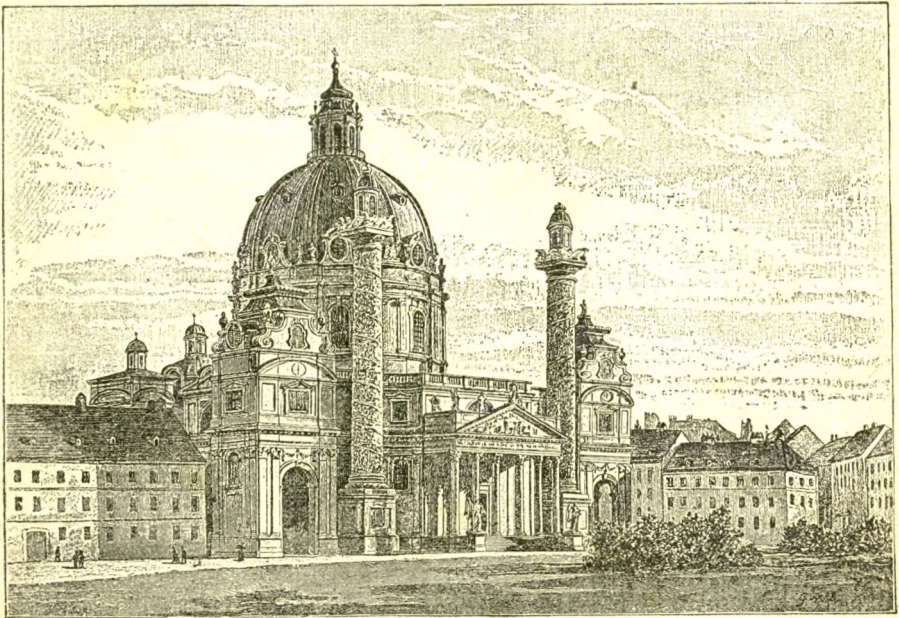
Unverhüllten Auges, aufrecht stehend, ließ Hofer noch einmal seinen Kaiser leben, betete dann laut, commandierte „Feuer“ und erwartete den Tod. 1822 wurden Hofers Gebeine von Officieren des Tiroler Kaiserregimentes ausgegraben und am 21. Februar in der Hofkirche zu Innsbruck beigesetzt.

(Nach F. J. von Haymerle.)

35. Johann Bernhard Fischer von Erlach.

Auf der Elisabethbrücke zu Wien, welche die innere Stadt mit dem Bezirke Wieden verbindet, stehen acht Marmorgestalten, Männer darstellend, die sich besondere Verdienste um die Hauptstadt des Reiches erworben haben. Unter ihnen erhebt sich auch das edle Bild Fischers von Erlach. Wer wissen will, was dieser Mann Ruhmwürdiges geleistet, der braucht seinen Blick nur die Ufer der Wien entlang, über welche die Brücke führt, schweifen zu lassen, und ihn wird bald unter all den prächtigen Bauten der Anblick

einer Kirche fesseln, welche ernst mit hochgewölbter Kuppel emporsteigt über die Wohnungen der Menschen. Es ist die Karlskirche, welche Kaiser Karl VI. in den Jahren 1716 bis 1737 zum Danke für das Aufhören der Pest errichten ließ. Und Fischer von Erlach, einer der bedeutendsten Baumeister seines Jahrhunderts, war ihr Erbauer. Er war es auch, welcher schon 1696 den Grund zu dem herrlichen Lustschlosse Schönbrunn legte, dessen Bau erst unter der Kaiserin Maria Theresia streng nach den Entwürfen des großen Meisters zum Abschluß gelangte. Wo man auf einer Wanderung durch das alte Wien einem Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert begegnet welches sich durch den Adel einer einfachen und doch majestätischen Schön-



Die Karlskirche in Wien.

heit auszeichnet, da wird man nicht irren, wenn man die Erbauung desselben dem Meister Fischer von Erlach zuschreibt. Unter diesen Bauwerken sind besonders hervorzuheben: die Peterskirche auf dem Petersplatz, der ehemalige Palast des Prinzen von Savoyen in der Himmelfahrtgasse und das Gebäude des Ministeriums des Innern in der Wipplingerstraße.

Fischer von Erlach wurde im Jahre 1650 zu Prag geboren. Schon frühzeitig entwickelten sich seine hervorragenden Geistesgaben, besonders seine

Anlage für die Kunst. Seine Eltern, welche über reiche Mittel geboten, gaben ihm die besten Lehrer, und schon nach wenigen Jahren war er in allen Richtungen so ausgezeichnet vorbereitet, daß er die hohe Schule der Künstler, „das ewige Rom“, besuchen konnte. Dort ergab er sich mit Feuereifer dem Studium der Kunst, besonders der Baukunst. Nach Wien zurückgekehrt, fand er bald Gelegenheit, in zahlreichen Bauten die erhabene Lehre vom Schönen, die seine empfängliche Seele in Italien in sich aufgenommen, meisterhaft anzuwenden. Noch am Abende seines Lebens legte er seine reichen und vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen in einem großen Bilderwerke nieder, welches die Baudenkmäler aller Völker und Zeiten zum Gegenstande hat und zu den besten seiner Art gehört.

Fischer von Erlach starb, reich an hohen Ehren, als kaiserlicher Hofbaudirector am 5. April 1724. Sein Sohn und Schüler, Josef Emanuel, welcher den Gebrauch der Dampfmaschine — damals Feuermaschine genannt — in Oesterreich einführte, war sein würdiger Nachfolger. Er vollendete in dem Geiste seines Vaters die Bauten, die diesem auszuführen nicht mehr vergönnt war.

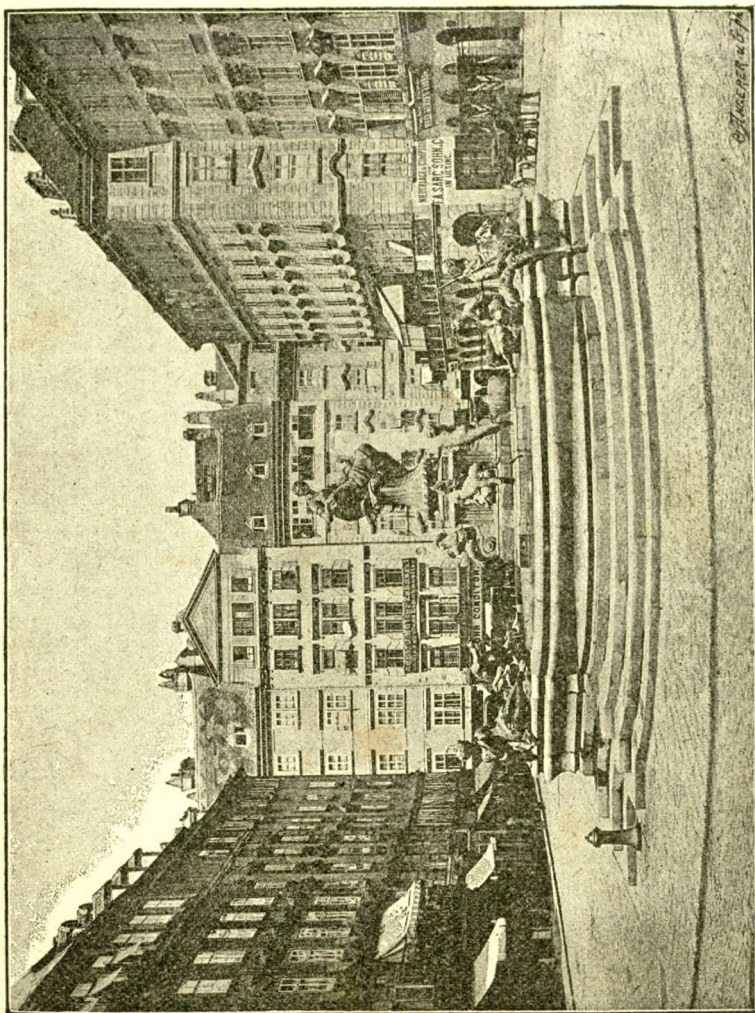
(Nach S. Keller.)

36. Rafael Donner.

Im Jahre 1689 zog der Zimmermann Peter Donner von Alland bei Heiligenkreuz in Niederösterreich nach dem Marchfelde, um sich daselbst niederzulassen. Im Marchfeld that eine geschickte Hand noth, welche ein Haus zu zimmern und ein Feld zu bebauen verstand; denn der Türke hatte ringsum alles verwüstet, und die Männer und Jünglinge hatten theils bei der Vertheidigung des heimischen Herdes den Tod gefunden, theils waren sie in die Gefangenschaft geschleppt worden; von denen aber, die dem Verderben entronnen waren, hatten viele den Wanderstab ergriffen, um in der Ferne ein neues Glück zu suchen. Peter Donner erwählte eine der vielen Brandstätten in Esslingen zu seiner Niederlassung.

Mit frohem Muth und rastlosem Eifer gieng der brave Zimmermann an das schwere Werk, sich ein freundliches Heim zu schaffen, und schon nach wenigen Jahren stieg aus dem Orte der Verwüstung blühendes Leben in Garten und Feld empor, und inmitten erhob sich stattlich ein geräumiger Bauernhof. Und als dem wackern Ansiedler am 25. Mai 1692 ein Söhnlein geboren wurde, da war Peter Donner ein glücklicher Mann. Der Knabe erhielt den Namen Georg; wann

er den Namen Rafael annahm, ist nicht bekannt, er hat ihn aber schon frühzeitig fast ausschließlich geführt. Das Auge des wohlgebildeten Knaben hieng bald in sinniger Betrachtung an allem, was ihn umgab, besonders an den Werken der Kunst, welche die Kirche seiner Heimat



Brunnen auf dem Neumarkt zu Rom.

schmückten. Einsam auf des Vaters Zimmerplatz zu sitzen und Gestalten aus Holz zu schnitzen, oder sich in die Erzählungen der alten Hausbibel zu versenken, war des Knaben höchste Lust.

Peter Donner erkannte es in seinem schlichten Sinne wohl, dass in seinem Sohne ein höherer Geist wirke, dass er von der Vorsehung zu etwas anderem bestimmt sei, als dereinst Art und Pflug zu führen. Und als Rafael das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, führte ihn der Vater nach dem Stifte Heiligenkreuz und ließ ihn daselbst unter die Schüler des Klosters aufnehmen.

Der Vater bestimmte ihn zu einem Priester der Kirche; ein höherer Wille hatte ihn zum Priester der Kunst geweiht.

Das Stift Heiligenkreuz ist ein Baudenkmal des Mittelalters, reich an Kunstwerken, die durch ihre einfache, ernste Schönheit ganz wohl geeignet sind, ein sinniges Gemüth wie das Rafaels, mächtig zu ergreifen. Aber von entscheidendem Einfluss für seine Künstlerlaufbahn war der glückliche Umstand, dass im Stifte zwei Kunstwerkstätten bestanden, in denen treffliche Meister walteten. Der Maler Altomonte und der Bildhauer Giuliani waren aus dem Wirrsal eines bewegten Lebens in die Stille des Klosters getreten, um hier ihre Tage zu beschließen. Die letzten Werke ihrer Kunst sollten dem Stifte bestimmt sein, das sie gastlich aufgenommen hatte.

Rafael fühlte sich bald mächtig zu den Künstlern, besonders zu dem Bildhauer, hingezogen. Darüber aber vernachlässigte er die Erfüllung der Pflichten, die ihm als Schüler oblagen, und als die Lehrer erfuhren, was seinen Sinn so ganz gefangen nahm, da wurde ihm strenge verboten, sich mit etwas anderem als mit seinen Studien zu beschäftigen. Aber wie die Blume ihre Farbenpracht entfalten muss, weil sie den Keim dazu in sich trägt; wie der Vogel singen muss, weil der Drang dazu in ihm lebt: so muss der Mensch, dem von Gott der wahre Beruf zur Kunst verliehen worden, denselben trotz aller Hemmnisse erfüllen.

Nach kurzer Zeit bemerkte man, dass wiederholt Reste der Wachskerzen und Deckel von Trinkgläsern abhanden kamen. Es wurden die sorgsamsten Nachforschungen angestellt, des Thäters habhaft zu werden; — sie blieben ohne Erfolg. Da sah einst ein Klosterbruder spät in der Nacht die Zelle eines Schülers hell erleuchtet, und als er in dieselbe eintrat, da stand der junge Donner ganz im Anschauen versunken vor einer kleinen aus Wachs gebildeten Statue des heiligen Georg, und an den Wänden hiengen die zinnernen Deckel, in die verschiedene Zeichnungen eingegraben waren.

Die Väter des Klosters, der kunstsinnige Abt Gerhart vor allen, wussten wohl zu unterscheiden zwischen Veruntreuung aus Habsucht und einem Vergehen, zu dem ein feuriger Jüngling aus unwillkürlichem Drange zur Kunst getrieben wurde. Sein Fehltritt blieb nicht ohne ernste Strafe; dann aber wurde ihm volle Vergebung, und der Bildhauer Giuliani nahm ihn mit Bewilligung des Abtes zu seinem Schüler an.

In wenigen Jahren hatte der Kunstjünger seinen Meister erreicht und nun zog er nach Wien und trat in die Akademie der bildenden Künste ein.

Nachdem er seine Studien in der Akademie vollendet hatte, war sein innigster Wunsch nach Italien, dem gelobten Lande der Kunst, zu wandern. Aber es fehlten ihm die Mittel dazu, überdies schien sich seinem Schaffensdrange ein weites Feld zu eröffnen; denn Kaiser Karl VI. ließ eben von dem berühmten Meister Fischer von Erlach, die Karlskirche erbauen, und diese sollte mit Werken der Bildhauerkunst aufs reichste geschmückt werden. Die Oberleitung des Baues war dem Grafen Gundacker v. Althann übergeben worden; dieser aber wies die Bewerbungen Donners ab, obwohl der junge Künstler bereits die Aufmerksamkeit des Hofes durch mehrere Arbeiten auf sich gezogen und dem Grafen durch die treffliche Anfertigung seiner Büste bewiesen hatte, dass er auch hohen Ansprüchen wohl zu genügen imstande sei. Das Herz von Gram und Bitterkeit erfüllt, folgte Rafael Donner einem Rufe nach Salzburg; dort schmückte er das Stiegenhaus des Schlosses Mirabell mit sechsundzwanzig Marmorstatuen. Als dieses meisterhafte Werk vollendet war, vermochte der Künstler lange Zeit keine Arbeit zu finden; von bitterer Noth und von düsterer Sorge verfolgt, irrte er umher, bis er endlich in Pressburg eine Stätte ruhigen Schaffens fand, wo ihn der Fürst-Primas von Ungarn, Graf Emerich Eszterhazy, zu seinem Baudirector ernannte. Zehn Jahre ungestörter Thätigkeit waren unserem Künstler durch die Fürsorge des edlen, kunstliebenden Kirchenfürsten vergönnt, und er benützte sie, herrliche Werke zu bilden, die allein schon genügt hätten, Rafael Donner berühmt zu machen. Die bedeutendsten derselben sind: die kolossale Reiterstatue des heiligen Martin in der Martinskirche zu Pressburg, das Bildnis des Fürst-Primas, die Statue des Kaisers Karl VI. und vier Statuen, die vier Jahreszeiten darstellend, in einem fürstlichen Palast zu Pressburg.

Vor den Blicken Donners lag nun eine Zukunft voll Glück und Ruhm; der schöne Traum, nach Italien zu ziehen und sein Herz an den unerreichten Kunstwerken dieses Landes zu begeistern, stieg wieder in seiner Seele empor; da starb sein edler Gönner, und mit ihm sanken alle die schönen Hoffnungen Rafaels ins Grab. Noth und Sorge traten wieder an ihn heran und drückten ihn darnieder; er sah sich gezwungen, seine Kraft in kleinlichen Arbeiten zu zersplittern, und hätte sie doch so gerne auf ein großes Werk vereinigt, um dem Vaterlande, von dem er sich vergessen wähnte, zu beweisen, dass er sich mit all den fremden Künstlern messen könne, die in Österreich so hoch gestiegen waren. Da brach aus der Wolke, die sein Leben verdüsterte, noch einmal der volle Strahl des Glückes hervor. Von dem Magistrate der Stadt Wien wurde ihm der Auftrag, Brunnenbilder für den neuen Markt zu schaffen. Donner übersiedelte nach Wien und führte hier das Werk aus, das heute noch zu den größten Zierden Wiens gehört und den Namen des Künstlers unsterblich gemacht hat.

In der Mitte des Brunnens sitzt auf hohem Fußgestell eine edle weibliche Gestalt, welche die Vorsicht darstellt. Ihre Rechte stützt sich auf einen Schild, der das Bild des Januskopfes trägt; mit der linken Hand hält sie eine Schlange, die ihren Arm umwindet. Zu ihren Füßen spielen vier liebliche Kindergestalten; sie haben Mähe, die Fische zu bändigen, welche sie in den Händen halten, und die unaufhörlich einen silbernen Wasserstrahl über sie ergießen. An der Brunnenschale lagern malerisch vier Gestalten, welche die Flüsse: March, Enns, Ybbs und Traun darstellen. Die Enns, eine riesige Greisengestalt, hält in der Rechten ein Ruder und stützt sich mit der Linken auf ein Felsstück, an dem eine Pflugschar und Eisenstangen lehnen; die Ybbs, eine anmuthig ruhende weibliche Gestalt, hält in dem linken Arm eine Urne, der ein breiter Wasserstrahl entströmt; die March, ebenfalls eine weibliche Gestalt, lehnt an einem Steinblock; endlich die Traun, eine männliche, kraftvolle Figur in schreitender Bewegung, stemmt sich mit dem einen Arm an das felsige Ufer und zielt mit dem andern nach dem schwimmenden Salmfisch auf dem Grunde des Brunnens.

Ganz Wien feierte die Aufrichtung der Brunnenbilder als ein Freudenfest; mit lauter Bewunderung wurde Rafael Donner gepriesen. Kaiser Karl VI. ernannte den Künstler zum Kammer-Bildhauer, und die Stadt Wien betraute ihn mit der Aufgabe, noch ein Brunnenbild

— diesmal für das Rathhaus — anzufertigen. Nach zwei Jahren war das edle Kunstwerk vollendet, welches die Befreiung der gefesselten Andromeda durch Perseus darstellt, und wieder wurde es mit lautem Jubel begrüßt.

Eine freudig erregte Schar zog nach dem einsamen Gartenhause am Heumarkt, wo der Künstler seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Sie kam zu spät. Den Meister hatte der Todesengel hinübergeführt in jene Gefilde, wo die ewige Schönheit wohnt. Es war am 15. Februar 1741. Seine letzte Ruhestätte kennt man nicht; seinen Nachruhm verkünden Erz und Stein, die sein Geist belebt hat.

(Nach S. Heller.)

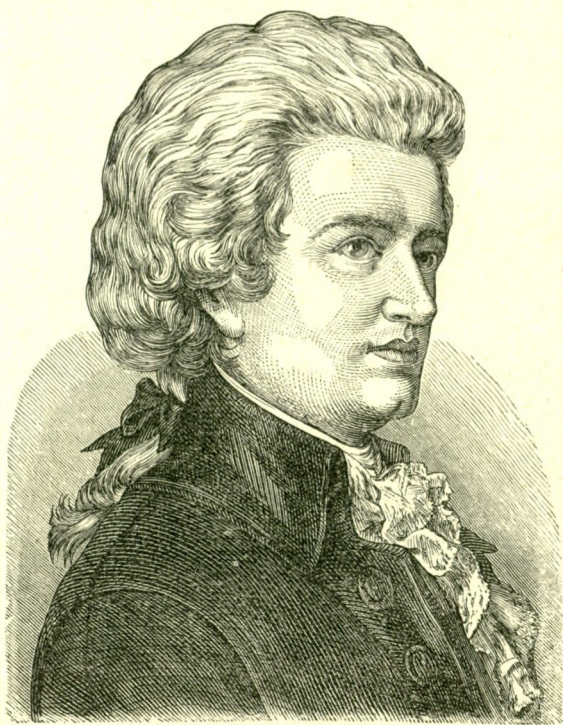
37. Wolfgang Amadeus Mozart.

Am 27. Jänner 1756 zu Salzburg geboren, glänzte der kleine Wolfgang schon als sechsjähriger Knabe durch die erstaunlichen Proben seines musikalischen Talents, kein „Wunderkind“ im gewöhnlichen Sinne, aber ein Wunder von einem Kinde. Sein Vater Leopold Mozart, ein gründlich gebildeter Musiker, dem wir die erste deutsche Violinschule verdanken, hatte sich die Ausbildung und Förderung seines Sohnes zum Lebenszweck gemacht. Mit dem sechsjährigen Wolfgang und dessen gleichfalls musikalisch begabter elfjähriger Schwester Anna (Nannerl) unternahm Leopold Mozart große Reisen; überall, besonders in Paris, London und Wien wurden die Leistungen der beiden Kinder angestaunt.

Im Spätherbst 1762 unternahm der Salzburger Vice-Hofkapellmeister Leopold Mozart mit seinen Kindern, Wolfgang und Anna, seine erste Kunstreise nach Wien, wo Wolfgang vor der kunstsinigen Kaiserin Maria Theresia und dem kaiserlichen Hofe sich producieren sollte. Ein Graf Pálffy hatte es vermittelt, daß die Kinder nach Schönbrunn befohlen wurden. Der kleine Wolfgang gewann rasch die Herzen aller und überwand bald so sehr die Befangenheit vor den hohen Gästen, daß er der Kaiserin auf den Schoß sprang, sie um den Hals nahm und herzlich abküßte. — Kaiser Franz, der Kinderfreund, scherzte mit dem kleinen Virtuosen und nannte ihn einen Hexenmeister. — Drei Stunden währte die erste Unterhaltung bei Hofe; sie war in keiner Weise eine höflich ceremonielle.

Die Geschwister mußten dann wiederholt zu Hofe und in die kaiserliche Familie. Das wunderbare Gemisch von Altklugheit und kindlicher Unbeholfenheit des kleinen Wolfgang muß bezaubernd gewesen sein; denn das

Kaiserpaar ließ den Jungen mit den Prinzen und Erzherzoginnen spielen wie ein Kind des Hauses. Als er einst auf dem ungewohnten, glatten Parkete ausglitt, hob ihn die kleine Prinzessin Marie Antoinette auf. Der Kleine rief sofort: „Sie sind brav; aus Dankbarkeit werde ich Sie heiraten!“ — Ach, die Arme heiratete acht Jahre später, zur Jungfrau herangereift, Ludwig XVI. von Frankreich.



Mozart.

Die große Kaiserin ließ in ihrer Herzensgüte den Mozartschen Kindern Kleider überbringen, und zwar solche, wie sie für ihre eigenen Kinder im gleichen Alter bestimmt waren. — An den Vater kam vom Hofe Geld und zahlreiche Einladungen von dem hohen Adel.

Nachdem eine zweite Reise nach Wien (1766) sich weder einträglich, noch verheißungsvoll für Wolfgangs Zukunft erwiesen hatte, führte ihn der Vater nach Italien. Für die Ausbildung oder den Ruhm eines Tonkünstlers war damals ein Aufenthalt in Italien unentbehrlich.

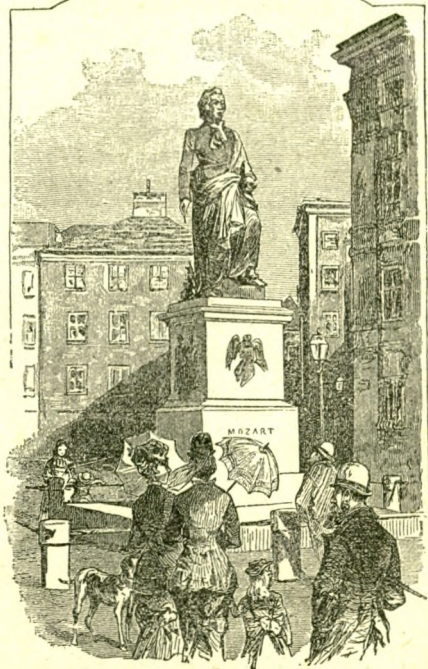
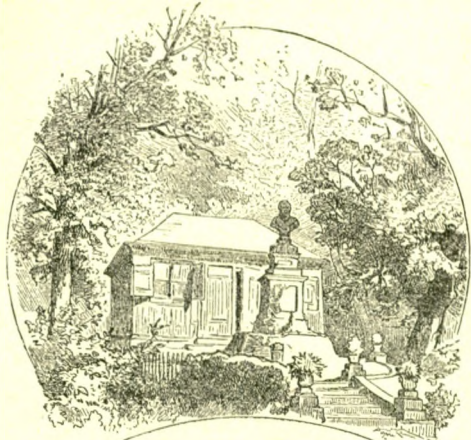
In Italien brachte der fünfzehnjährige Mozart mehrere Opern mit großem Erfolge zur Aufführung.

Aus Italien kehrte Mozart nach Salzburg zurück, wo er wie sein Vater bei der Kapelle des Erzbischofs Hieronymus von Colloredo unter sehr ärmlichen Bedingungen angestellt war. Neunzehn Jahre alt, war Mozart damals schon Virtuose auf dem Clavier, der Orgel und der Violine.

Das kleinbürgerliche, stockende Leben in Salzburg wurde Mozart bald unerträglich. Zum zweitenmale, diesmal in Begleitung seiner Mutter, unternahm er eine Reise nach Paris, wo er einst als Wunderkind so sehr gefeiert worden. Diesmal wurden seine Hoffnungen getäuscht, er erhielt keine Anstellung, keinen größeren Auftrag; da er überdies das Unglück hatte, in Paris seine Mutter zu verlieren, kehrte er entmutigt nach Salzburg zurück.

Endlich erhielt er einen Auftrag, für München eine ernste italienische Oper: „Idomeneo“ zu schreiben. Von den sieben Opern Mozarts, welche auf uns gekommen sind — die Jugendwerke werden füglich nicht mitgezählt — ist „Idomeneo“ (1781) die erste.

Bald darauf forderte Kaiser Josef II. den jungen Tonkünstler auf, ein deutsches Singspiel für das Wiener Hof- und Nationaltheater zu componieren. So entstand (1782) Mozarts erste deutsche Oper: „Die Entführung aus dem Serail“.



Mozarts Denkmal und Haus in Salzburg

Fünf Jahre nach der „Entführung“ schrieb Mozart die Oper: „Figaros Hochzeit“ für Wien und im Jahre darauf für Prag seinen „Don Juan.“ Nie hatte man vorher solche Kraft und Lebendigkeit dramatischer Musik erlebt! Zum erstenmale sah man eine Oper, wo alles auf der Bühne wirklich lebt und lebt. Beide Werke überragten so sehr alles gewohnte, daß sie anfangs, mit alleiniger Ausnahme von Prag, nicht die verdiente Würdigung fanden und erst nach Mozarts Tod in ihrem vollen Wert erkannt wurden.

Was Mozarts Namen sofort populär machte, war erst die „Zauberflöte,“ zum erstenmale 1791 im alten Wiedener Theater mit beispiellosem Erfolg gegeben.

Die letzte Oper des Meisters war „Titus der Gütige“ (1791), zur Feier der Krönung Kaiser Leopolds II. in Prag componiert.

In seinen letzten Lebensjahren wurde Mozart noch durch einen besondern traurigen Beweggrund zu fabelhafter Thätigkeit angespornt; denn er fühlte seine Gesundheit wanken und ahnte sein frühes Ende. Die seltsame Art, mit der durch einen geheimnisvollen Boten bei ihm ein Requiem für einen Unbekannten bestellt wurde, wirkte so erschütternd auf den von Todesgedanken gequälten Mozart, daß ihm niemand die Überzeugung ausreden konnte, er componiere diese Todtenmesse für sich selbst. Das Incognito des Fremden hat sich viel später aufgeklärt, — Mozarts Ahnung aber blieb leider richtig. Er starb am 5. December 1791 in dem jetzt „Mozarthof“ genannten Hause der Rauhensteingasse in Wien.

Fast jede Gattung der Tonkunst brachte Mozart zu neuer, reicherer Entfaltung und bewahrheitete so recht das Wort des Dichters Kovalis, ein Genie sei eigentlich mehrere Menschen zugleich.

Heute bieten die Straßen und Spaziergänge Salzburgs ein offenes Mozartmuseum. In der Getreidegasse steht Mozarts Geburtshaus, durch eine goldene Lyra und eine große Aufschrift gekennzeichnet. — Ferner steht auf dem Platze nächst dem Eingang zum Mirabellgarten Mozarts Wohnhaus, ebenfalls als solches durch eine große Aufschrift gekennzeichnet. Ein eigener Mozartplatz umschließt das aus Bronze gegossene, von Schwanthaler modellierte Monument des Tonkünstlers, das 1842 enthüllt wurde. In neuester Zeit ist noch das Mozarthäuschen oder das sogenannte Zauberflötenhäuschen hinzu gekommen, welches auf einem Abfaze des Kapuzinerberges steht. Dasselbe wurde aus einem der kleinen Gärtchen des Starhembergischen Freihauses zu Wien nach Salzburg übertragen, weil der Tondichter in diesem Bretterhäuschen seine Zauberflöte geschrieben hatte. (Nach Eduard Hanslick.)

38. Franz Schubert.

Es ist ein gar unscheinbares, einstöckiges Haus der ehemaligen Wiener Vorstadt Himmelpfortgrund, in welchem am 31. Januar 1797 Franz Schubert als Sohn eines Schullehrers geboren wurde. Hier wuchs er im Kreise seiner Eltern und Geschwister in einfachen Verhältnissen auf.



Schuberts Monument im Stadtpark zu Wien.

In Schuberts Familie waren Vater und Brüder wackere Musiker, es wurde da viel gesungen und Quartett geigelt und der kleine Franz so recht

von Haus aus musikalisch. Seine hübsche Sopranstimme erklang bald in der kaiserlichen Hofkapelle und verschaffte ihm einen Zöglingssplatz im Convict. Von seinem ersten bis zum vollendeten sechzehnten Jahre blieb Schubert im Convict, wo er, immer viel reicher an Ideen als an Notenpapier, schon eifrig componierte. Dann sehen wir ihn wieder im väterlichen Hause als Schulgehilfen. Nach drei Jahren verläßt er die Schulstube und wirft sich beherzt der Kunst in die Arme, die längst sein ganzes Herz erfüllte.

Hier beginnt der zweite und letzte Abschnitt seines kurzen Lebens; der Inhalt desselben ist ein ununterbrochener Strom musikalischen Schaffens. Michel Vogel, einer der besten dramatischen Sänger jener Zeit, zugleich ein Mann von seltener Bildung, führte Schuberts Lieder zuerst in Privatkreise, dann in die Öffentlichkeit ein. Mehrere Freunde des jungen Componisten bestritten die Druckkosten seines ersten Liedes, des „Erkönig“, dessen günstige Aufnahme nunmehr die Verleger ermunterte, es mit der Herausgabe der folgenden Hefte zu wagen.

In praktischen Dingen zeitlebens ein Kind, hat Schubert es nicht verstanden, aus seinen Werken den angemessenen Vortheil zu ziehen; doch sah er sich bald in den Stand gesetzt, unabhängig, wenngleich sehr eingeschränkt, zu leben. Lectionen geben war ihm verhasst, ein öffentliches Musikamt hat er nie bekleidet. Mit Ausnahme kleiner Ferienausflüge und eines Sommeraufenthaltes auf einem Eszterhazy'schen Gute in Ungarn lebte er stets in Wien, ein stilles, unscheinbares Dasein in der glänzenden Kaiserstadt.

In seinem Lebenselement fühlte sich Schubert, wenn er mit Vogel das schöne Oberösterreich und Salzburg durchzog, „frei wie ein Gott und aller Noth entlassen“. Mit offenen Armen wurden da die zwei Sänger überall, besonders in den geistlichen Stiften aufgenommen. Schubert sollte die ihm so theueren „göttlichen Seen und Berge“ nicht lange schauen. Er verfiel in eine Nervenkrankheit, die in raschem Verlaufe seinem Leben ein Ende machte. Er starb am 19. November 1828 im zweiunddreißigsten Lebensjahre.

Schuberts Leben bewegte sich in unscheinbarer Alltäglichkeit. Ein glückliches Temperament und ein reiches, treues Gemüth ließ ihn aber viel inneres Glück erleben, das ihn über die Kleinlichkeit der äußeren Verhältnisse hinaus hob. Fortwährend und überall in Tönen lebend und denkend, hat er das Lied zu einer vor ihm ungeahnten Höhe und Bedeutung gehoben, es zu einer geradezu neuen Schöpfung gemacht. Eine originelle Schöpfung Schuberts sind die Liederkreise, welche jedes für sich selbständige Lied zugleich als den Theil eines größeren Ganzen behandeln. Wen hätten Franz Schuberts Lieder nicht erfreut, erhoben, entzückt!

Durch die Aufführung Schubertscher Compositionen erlang einer der berühmtesten Vereine Wiens, der „Männergesangsverein,“ das Capital, um dem Liederdichter ein Monument zu errichten. Es steht im Stadtparke, ist von Kundtmann modelliert und wurde 1872 enthüllt. (Nach Eduard Hanslick.)

II. Beschreibungen, Schilderungen, Vergleichungen.

a) Aus der Länder- und Völkerkunde.

39. Die Erdzonen.

Die beiden Wendekreise und die Polarreise theilen die Erdkugel in fünf Gürtel oder Zonen, welche ihre Namen von dem in ihnen herrschenden Klima erhalten. Die zwei Gürtel, welche durch die beiden Polarzirkel eingeschlossen sind, werden die kalten Zonen genannt, weil sie die Sonnenstrahlen immer nur in sehr schräger Richtung empfangen. — Die beiden Gürtel, welche auf jeder Halbkugel zwischen dem Polarreise und dem Wendekreise sich befinden, empfangen die Sonnenstrahlen zwar in minder schräger Richtung als die kalten Zonen, aber auch nie in senkrechter; dies sind die gemäßigten Zonen. Der durch die beiden Wendekreise gebildete Gürtel endlich, von welchem jeder Punkt zweimal des Jahres senkrecht von der Sonne beschienen wird, und welcher die Strahlen unseres Fixsternes zur Mittagszeit fortwährend in einer sehr wenig schrägen Richtung empfängt, hat den Namen der heißen oder tropischen Zone erhalten.

Die heiße Zone hat nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse. Die erstere ist als der Sommer, die andere ist als der Winter in diesen Erdstrichen zu betrachten. Doch trifft man in der heißen Zone alle möglichen Klimate an. Die Ebenen glühen von den Strahlen der Sonne, während die von den Passatwinden bestrichenen Ostküsten der Festländer einer milden Temperatur sich erfreuen; die sehr hochgelegenen Gegenden sind sogar kalt; ein ewiger Frühling herrscht in Amerika auf dem Rücken der Cordilleren, im Hochthale von Quito, sowie auf den Hochebenen des inneren Afrika.

Nichts gleicht der majestätischen Schönheit des Sommers in der heißen Zone. Die Sonne steigt in senkrechter Richtung empor, schnell erhebt sie sich über die glühenden Wolken des Ostens und erfüllt das Gewölbe des Himmels mit einem blendenden Lichte, dessen Glanz auch nicht durch eine

Spur von Wolkenschatten unterbrochen wird. Der Mond glänzt dort mit einem Lichte, das sich von dem Mondschein unserer Gegenden wesentlich unterscheidet, die Milchstraße verbreitet ein funkelndes Strahlenmeer. Zu dieser Pracht des Himmels kommt die Ruhe der Meereszugen, die Üppigkeit des Pflanzenwuchses, die riesenmäßigen Formen der Gewächse und Thiere; die ganze Natur ist großartiger, belebter und dennoch weniger unbeständig als in unsern europäischen Klimaten.

Die gemäßigten Zonen werden für diese Herrlichkeiten durch die milden und mannigfaltigen Reize des Frühlings und des Herbstes, durch die gemäßigte Hitze des Sommers und durch die heilsame Kälte des Winters entschädigt; diese Aufeinanderfolge der Jahreszeiten kennt man weder innerhalb der Wendekreise, noch in den Polarländern. Selbst derjenige Theil der nördlichen gemäßigten Zone, welcher sich vom Wendekreise bis zum fünfunddreißigsten Breitengrad erstreckt, gleicht an vielen Orten der heißen Zone. Bis zum vierzigsten Grad ist der Frost in den Ebenen weder stark, noch von langer Dauer; ebenso fällt daselbst nur selten Schnee. Die höheren Gegenden dieses Erdstriches empfinden dagegen die ganze Strenge des Winters, die Bäume verlieren ihr Laub und sind vom November bis Februar ihres Schmuckes beraubt. Zwischen dem vierzigsten und sechszigsten Grad ist die Abwechslung der vier Jahreszeiten am regelmäßigsten und am meisten bemerkbar, ohne der Gesundheit zu schaden. Aber hier ist es größtentheils der Mensch selbst, welcher dieses Klima geschaffen hat; denn vor zweitausend Jahren glichen Frankreich, Deutschland und England dem heutigen Canada und Mittelasien.

Jenseits des achtundsechzigsten bis zum siebenzigsten Breitengrad kennt man im allgemeinen nur zwei Jahreszeiten: einen langen und strengen Winter, auf welchen plötzlich ein kurzer Sommer mit bisweilen fast unerträglicher Hitze folgt. Die Wirkung der Sonnenstrahlen, welche wegen der schiefen Richtung derselben nur gering ist, steigert sich während der ausnehmend langen Tage des dortigen Sommers und bringt eine Hitze hervor, welche man nur in der heißen Zone erwarten sollte. Im Winter dagegen fand man die Erde dreißig Meter tief gefroren, und das im Thermometer erstarrte Quecksilber ließ den Grad der Kälte nicht mehr bestimmen.

In Gegenden, welche den Südwinden ausgesetzt sind, oder auf welche die Nähe eines großen Meeres einwirkt, mildert sich die Temperatur bis zu einem fast unglaublich scheinenden Grade. Zu Bergen in Norwegen und auf der ganzen Küste dieses Landes vom sechszigsten bis zum zweiundsechzigsten Breitengrad ist der Winter sehr regenreich, aber selten hat man dort

Schnee oder Frost; diese Jahreszeit ist dort weniger streng, und man braucht während derselben weniger Brennmaterial als in Warschau, Wien oder Prag. — Die kalte Zone genießt eine Ruhe der Atmosphäre, welche in den gemäßigten Erdstrichen unbekannt ist; dort gibt es keine Gewitter, keinen Hagel, selten einen Sturm. Der Glanz der Nordlichte, vom Schnee zurückgeworfen, erhellt die Finsternis der monatelangen Polarnächte; die lang dauernden Tage, deren Pracht freilich eine sehr einförmige ist, beschleunigen auf erstaunliche Weise die Fortschritte der Vegetation, in wenigen Tagen ist der Schnee geschmolzen, und Blumen entsprossen der Erde.

(Nach A. Valbi.)

40. Das Leuchten des Meeres.

Eine der wunderbarsten und schönsten Erscheinungen ist das Leuchten des Meeres; es ist vorzugsweise den Meeren der wärmeren Zonen eigen, weil sie stärker bewohnt sind von den kleinen, mannigfaltig gestalteten gallertartigen Thierchen, deren Phosphorschimmer das Leuchten hervorbringt; allein es wird auch in anderen Meeren gesehen, es ist dem Mittelmeer und der Ostsee ebenso eigen als der Nordsee und dem Eismeere.

Das Meeresleuchten nimmt die mannigfaltigsten Formen an; oft leuchtet nur der schäumende Streif der Wellen, den das dahinsegelnde Schiff zurückläßt, zu anderen Zeiten leuchtet nur die Stelle, auf welcher das Schiff selbst steht, oder es leuchtet nur der Bart, den das vorwärts eilende Schiff vor seinem Bug in die Höhe wirft. Zu anderenmalen flammen breite Strecken der Meeresfläche auf, und man meint, in einem brennenden Wasser zu fahren; die Erscheinungen sind schnell vorübergehend, sie sind auch oft stundenlang verweilend, besonders in stillen, warmen Nächten.

Der Naturforscher Reinhold Forster, der Cook auf seinen Reisen begleitete, gibt folgende Schilderung dieses Phänomens, als sich das Schiff am Cap der guten Hoffnung befand:

„Kaum war es dunkel geworden, so schien die See überall gleichsam im Feuer zu stehen. Jede Welle, die sich brach, hatte einen leuchtenden Saum, und wo das Schiff die See berührte, zeigten sich Streifen von phosphorischem Lichte. So weit das Auge in die Ferne reichte, stellte sich uns überall dieselbe Erscheinung dar, und selbst die Abgründe des unermesslichen Oceans schienen mit Licht durchdrungen. Auch die das Schiff umkreisenden Fische ließen ein Leuchten von sich ausgehen, indem sie rund um ihren Körper mit den kleinen phosphorescierenden Thierchen in Berührung kamen.

Ich ließ einen Eimer dieses leuchtenden Wassers zur näheren Untersuchung heraufziehen und fand darin unzählige, ganz kleine, leuchtende Kügelchen, welche sich unglaublich schnell bewegten. Nachdem das Wasser eine Zeit lang ruhig gestanden hatte, erschien die Zahl der leuchtenden Körperchen merklich verringert, aber sobald man das Wasser wieder bewegte, ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin sehr lebhaft nach allen Richtungen umher. Ich wollte eines dieser Pünktchen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop bringen, allein es gelang nicht, ein lebendiges dahin zu schaffen; ehe ich sie vom Finger ablösen konnte, starben sie ihrer äußerst zarten Beschaffenheit wegen.

Als wir das Vorgebirge der guten Hoffnung verließen, bemerkten wir wieder das Leuchten des Meeres bei sehr starkem Winde.

Der Anblick des unermesslichen Weltmeeres, mit Myriaden kleiner Stäubchen angefüllt, denen der Schöpfer Leben, Bewegung und das Vermögen ertheilt hat, im Finstern zu leuchten oder ihr Licht nach Willkür zurückzuhalten und alle Körper, die sie berühren, zu erleuchten, muß mehr Erstaunen und Ehrfurcht erwecken, als ich zu beschreiben vermag.“

(Nach F. W. Zimmermann.)

41. Von Wien nach Alexandrien.

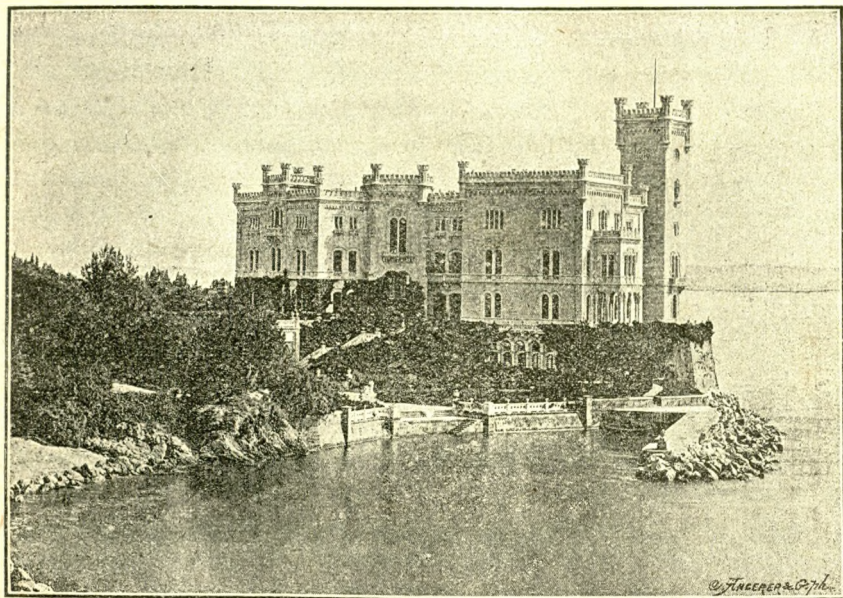
(Aus „eine Orientreise“ vom Kronprinzen, Erzherzog Rudolf.)

Der Entschluß, eine Orientreise zu unternehmen, war rasch gefaßt, und die Vorbereitungen hiezu wurden gut und schnell getroffen. In aller Eile mußten noch einige Reisewerke über den Orient durchblättert werden, und wenige Tage vor unserer Abfahrt giengen das Gepäck, ein Präparator mit seinen Utensilien, die Diener, Gewehre, Munition und Jagdhunde nach Triest ab, wo die für uns allergnädigst zur Verfügung gestellte Yacht Miramar wartete.

In der Eisenbahnstation Miramar hielten wir an und fuhren zu Wagen nach dem kleinen Hafen des gleichnamigen Schlosses. Der schöne Bau, kühn auf Felsen ober den brandenden Fluten zwischen immergrünen, südlichen Pflanzen bot ein malerisches Bild. Neben dem Schlosse lag das gleichnamige Schiff, eine alte Freundin; schon zwei Reisen hatte ich auf der Miramar zurückgelegt, und wie im Traum tauchten bei ihrem Anblick herrliche Erinnerungen in meinem Gedächtnisse auf. Wir stiegen auf das Verdeck; rasch musterte ich die mir so lieb gewordenen Räume, die Cabinen und meine Wohnung. Wir blieben dann alle auf dem Verdecke, die schöne Landschaft genießend; Schloß Duino, Miramar, die steil abfallenden Hänge

des Karst und das reizend gelegene Triest im Glanze der Sonne erfreuten uns bei unserer Abfahrt als erstes Reisebild. Bald entschwand es unseren Blicken, und längs der flachen istrianischen Küste dampften wir gegen Süden.

Grauer, wolkenbedeckter Himmel, Wind und recht bewegte See bei kühlher Atmosphäre sind die Gaben, die uns der Morgen des 11. Februar bringt. Der größte Theil der Reisegesellschaft war krank, und jene trübe Stimmung, welche bei vielen Menschen infolge der Launen des türkischen Elementes sich fühlbar macht, herrschte in vollem Maße. Gesunde und



Schloß Miramar.

Kranke saßen am Verdeck, in die unruhigen Wogen blickend. Vormittags erschienen die steilen Felsenwände von Lissa; mit Andacht betrachtet jeder Österreicher jene Insel, die Zengin war herrlicher Thaten unserer Seehelden. Landschaftlich bietet Lissa kein schönes Bild; ein vegetationsloses, steiniges Eiland, mit monotonen nicht malerisch geformten Bergen und Wänden.

Am 12. brachte der Morgen mit Sonnenaufgang eine recht merkliche Beruhigung der See, und als wir auf das Verdeck eilten, begrüßten uns die albanesischen Hochgebirge mit weißen Häuptern; viel Schnee lag auf den hohen Kuppen. Die Gebirge zabanians bieten dem Reisenden einen

eigenen Reiz; vom Schiff aus übersieht man die schichtenförmig sich erhebenden Bergmassen, genießt Einblicke in herrliche Felsenthäler und bewundert die steil in das Meer abfallenden Wände.

Auffallend wenig Städte sieht man an der albanesischen Küste, nur hie und da ein malerisch an den Berghängen staffelförmig aufgebautes Dorf mit flachen Dächern, bunten Häusern, schwermüthigen Cypressen und grauen Ewäldern.

In den Mittagsstunden war Korfu, das herrliche griechische Eiland, in Sicht, westlich daran die felsigen Inseln Merlera und Jano. Die Fahrt zwischen den jonischen Inseln, durch den engen Canal von Korfu gehört unstreitig zu den schönsten landschaftlichen Bildern, die man nur sehen kann. Östlich von uns die hohen albanesischen Gebirge, das rauhe, uncultivierte, von einem rauflustigen Bergvolke bewohnte Hochland, — westlich von uns das blühende Korfu mit den schön geformten Bergen, den rauschenden Eichen- und Ewäldern von geschmeidigen, handeltreibenden Griechen in einen üppigen Garten verwandelt.

Die Miramar lief vor die Stadt, wo wir einige Stunden bleiben mußten, um Kohlen zu fassen. Die alten, dicht auf einander gereihten Gebäude der staffelförmig errichteten Stadt, mit ihren blendend weißen Mauern, grünen Fenstern und flachen Dächern erinnern sehr an Italien; doch haftet an der Stadt auch ein specifisch griechischer Charakter, der noch erhöht wird durch die runden Kuppeln der orthodoxen Kirchen.

Als es zu dunkeln begann, waren die Kohlen eingeschiffet und wir setzten uns wieder in Bewegung.

Am 13. in früher Stunde erwachend, entdeckte ich zu meiner nicht geringen Enttäuschung, daß alles um mich her in Bewegung sei, Tische, Stühle, Bett, alles tanzte; das Schiff rollte und stampfte auf fühlbare Weise — und ächzte jämmerlich unter dem Druck der Wogen. Auf das Oberdeck eilend, bot sich mir das schöne Bild eines schweren Wetters. Hohe Wellenberge thürmten sich auf, einander brechend, um dann in feinen Staubkrystallen empor zu schäumen. Ein Sturm am Meer gehört zu den schönsten und großartigsten Naturerscheinungen. Das Firmament war an diesem Morgen mit schwerem Wettergewölk bedeckt, und nur hie und da brach sich ein Sonnenstrahl eine freie Bahn herab. Wir waren unter Kephalonia; die herrlichen Hochgebirge dieser Insel ragten zwischen leichten Nebeln empor, in ihrer Mitte am höchsten und schönsten der mit Schnee bedeckte Monte Nero. Düstern und erst sah man die Felswände aus, blau-grau und ungünstig die Beleuchtung, man mußte Verschlimmerung des

Wetters erwarten. Langsam nur kämpft unser braves Schiff gegen die Wellen an, und erst in den Mittagsstunden sind wir an der Westseite der bergigen, schönen Insel Zante entlang bis an ihre Südspitze gelangt.

Der Sturm nimmt zu, statt Raum zu gewinnen, treiben wir vom Kurs ab, und der Commandant faßt den Entschluß, in den geschützten Canal von Zante einzulaufen. Sobald uns Zante vor dem Weststurm deckte, war die Luft und die See ruhig. Nun hatten wir Muße, Insel und Stadt gleichen Namens zu betrachten. Die Stadt liegt um eine Bucht im weiten Kreise ausgedehnt; die mit flachen Dächern versehenen weißen Häuser, die vielen Kirchen mit getrennt daneben stehenden Thürmen, der Schloßberg mit einer kleinen Citadelle, dies alles inmitten dichter Vegetation gibt ein hübsches Bild. Korfu ist lieblicher, cultivierter und wäre angenehmer zu bewohnen, doch großartiger ist Zante.

Nachdem die Miramar drei Tage durch stürmisches Wetter im Hafen von Zante festgehalten worden war, brachte uns endlich der Morgen des 16. gutes Wetter und spiegelglatte See.

Seit 4 Uhr früh waren wir in Bewegung. An schönen Bildern glitten wir vorbei. Die schneebedeckten Berge Arkadiens und Messeniens erinnerten mich lebhaft an die Hochgebirge der Nordküste Spaniens. Je südlicher wir kamen, desto lichter, anscheinlich weniger felsig wurden die Gebirge, ein Höhenzug trug den gelben, feinen Ton der kahlen Wüstengebirge der iberischen Halbinsel. Navarin wurde gesehen, später die zackigen Contouren des Cap Matapan, bald darauf folgten die Felseninseln Cerigo und Cerigotto. In den Nachmittagsstunden tauchten die Hochgebirge Candias am Horizonte auf. Abends passierten wir die Westspitze dieser großen Insel, im Mondschein wurden in nebelhaften Contouren die Hochgebirge Kretas sichtbar.

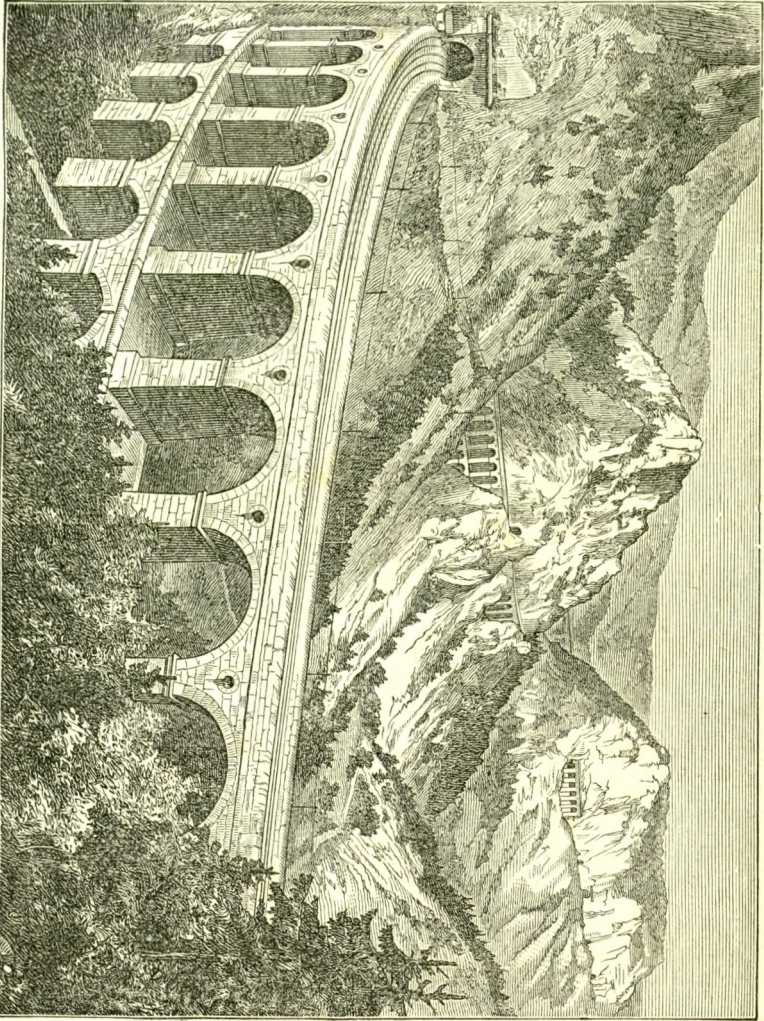
Der nächste Tag, ebenso ruhig und schön wie der vorhergegangene, wurde auf hoher See verlebt. Mittags macht sich die Nähe Afrikas fühlbar, und wir genießen die erste, recht ausgiebige Wärme, während wir an die vor wenigen Tagen im winterstarken Centraleuropa ausgestandene Kälte zurückdenken. Ein Lloydampfer wurde begegnet, sonst blieb alles ruhig auf der weiten Fläche.

Am 18. Februar, um 8 Uhr früh tauchten allmählich die afrikanische Küste und einige Minarets von Alexandrien am Horizonte empor. Mit Jubel wurden sie von der Reisegesellschaft begrüßt.

Zum zweitenmale war es mir nun vergönnt, den schwarzen Erdtheil zu sehen; das erstemal die gebirgigen Ufer der Atlasländer bewundernd, diesmal den flachen Gestaden des heiligen Egypten entgegenjauchzend.

42. Eine Fahrt über den Semmering.

Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalerische Schwarzathal mit seinen Felswänden, Schlünden, Meilern, Wäldern, Dörfern und erblickt die Berggücken der



Semmeringer Eisenbahn.

Maralpe, des Schneeberges und des Saurißfels; der Zug faust durch lange Tunnels, um auf der andern Bergseite in Krümmungen über bogendreiche Viaducte und an steilen Wänden durch die Bergwildnis dahinzuz-

brausen. Bald ist man in hellem Sonnenschein, bald in Finsternis, bald zwischen nackten Felsen, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale.

Von Gloggnitz an, wo das Thal enge wird, beginnt die Alpenstraße. Quer vor ihr steigen anmuthige, rundgeformte Berge auf, die weit hinaussehen ins Land, und es dehnt sich eine graue Felswand langsam aus, hier und da mit grünem Buschwerk verziert, welches aus Wasserrinnen herauswächst oder sich auf kleine Felsenvorsprünge gerettet hat. Starck sieht über diese Steinwand die kahle Spitze des Schneeberges mit ihren Furchen, Rinnen und Klüften. Haben wir die Bergkegel des Silberbergs und Gichkogels, diese Eckpfeiler am Eingange des Schwarzathales, hinter uns, so sind wir an dem eigentlichen Anfange der Alpenstraße angelangt. In Schlangewindungen zieht sich die Bahn durchs Schwarzathal, indem sie beim Payerbacher Viaducte sich rückwärts nach dem Gichkogel wendet, um dann in ziemlich gerader Richtung an Klamm und Schottwien und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie wieder rückwärts geht und im Bogen durch die Adlitzgräben hin die Pafshöhe erreicht. Doch zuvor noch verschwindet der Schienenweg unter dem Pafse in einen 1450 Meter langen, ausgemauerten Tunnel, bis die Bahn bei Mürzzuschlag sich an die steirische anschließt, nachdem sie 15 Tunnels von 4280 Meter Gesamtlänge und 16 Viaducte von bedeutender Ausdehnung durchheilt hat. Steigung, Krümmung, alles ist mit der größten Sorgfalt berechnet, und selbst für die Wasserspeijung der Maschinen ist gesorgt, zu welchem Behufe die Bergwasser gesammelt, geklärt und durch Pumpenwerk oder Röhren weitergeleitet werden.

Bei großen Eisenbahnbauten denkt man vorzugsweise an die technischen Schwierigkeiten der Bahn selbst, weniger aber an die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung des Materials macht. Je unwegbarer die Gegend ist, umso mehr nehmen die Schwierigkeiten zu. Man bedarf große Massen Materiales, tausende von Arbeitern; bald fehlt es an Wegen und Unterkunftsarten, bald stören elementare Ereignisse den Weiterbau.

Mit welcher großartiger Thatkraft, mit welchem Überblick mußten erst die Erbauer der Semmeringbahn ausgerüstet sein, wo alle diese Schwierigkeiten im gesteigerten Maße vorhanden waren. Und doch gelang das Werk in seltener Weise! Aber nicht bloß großartig ist dieses Werk, es ist auch zugleich schön. Alle Tunnels, Viaducte genügen nicht allein ihren Zwecken, sondern erfreuen auch den Sinn durch die Leichtigkeit und Anmuth der Verhältnisse. Die Viaducte in der kalten Rinne und im Adlitzgraben überraschen ebensowohl durch die Kühnheit und Seltzamkeit der Anlage, als

durch den Geschmack ihrer Architektur. Dabei trägt alles den Stempel der Festigkeit und Dauerhaftigkeit in so ausreichendem Maße, und die Fahrt selbst geht mit soviel Ruhe und Sicherheit vor sich, daß bei keinem Reisenden ein Gefühl des Unbehagens oder der Furcht entstehen wird. Und so vereinen sich denn hier Natur und Kunst, um einen Eindruck hervorzu- bringen, den der Reisende mit Bewunderung empfängt und mit Liebe zu bewahren sucht.

(Nach C. v. Sontkar.)

43. Der steirische Erzberg.

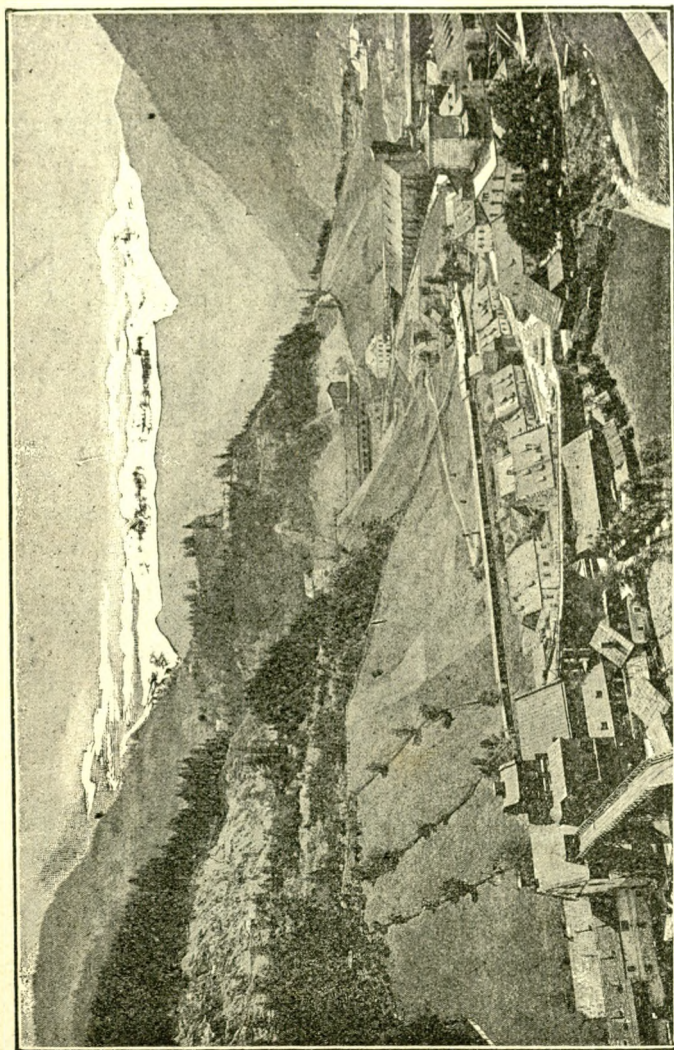
In der Nähe des alten, durch seinen großartigen Eisenbergbau berühmten Marktes Eisenerz erhebt sich der kostbarste Schatz des steirischen Oberlandes — der Erzberg. Er erscheint, von Eisenerz aus gesehen, als ein isolierter, kegelförmiger, mit dichten Fichtenwäldungen bedeckter Berg, der an seiner Südseite mit dem gewaltigen Bergriesen, dem Reichensteine, zusammenhängt und sich bis zu einer Höhe von 1528 Meter erhebt.

Wenn irgend ein Berg seinen Namen verdient, so ist dies der Erzberg. Der Reichthum des hier aufgespeicherten Spateisensteines ist unermesslich; auch ermöglicht die überaus günstige Zusammensetzung des Minerals eine sehr leichte Verarbeitung desselben. Man kann wohl behaupten, daß das daraus gewonnene Roheisen von keinem andern der Erde übertroffen wird. Die Lagerung des Erzes ist eine so günstige, daß ein großer Theil desselben durch Tagbau gewonnen werden kann; im Winter wird Stollenbau betrieben. Sehr merkwürdig sind die sogenannten „Schatzkammern,“ nämlich leere, von der Natur gebildete Räume, deren Wände mit blendend weißen Krystallen, den Eisenblüthen, voll der wunderbarsten Formen bedeckt sind.

Ungefähr in der halben Höhe des Berges befindet sich die alte Marktscheide, Ebenhöhe genannt, wodurch der Erzberg in zwei Theile getheilt wird. Auf dem Gipfel des Erzberges steht ein mehr als 7 Meter hohes Holzkreuz, das der Erzherzog Johann errichten ließ. Einst sah es weit in die Lande hinaus; jetzt umstehen es die wuchernden Wipfel eines Fichtenwaldes.

Etwas unterhalb der Kuppe befindet sich der sogenannte „Kaisertisch.“ Hier soll Kaiser Maximilian I. geruht und die herrliche Aussicht bewundert haben. Dasselbst ist auch eine Inschrift zu lesen, die uns über das Alter des Bergbaues Aufschluß gibt. Sie lautet: „Als man zählte nach Christi

Geburt 712 hat man diesen edlen Erzberg zu bauen angefangen.“ — Man erzählt jedoch, daß schon die Kelten, nach ihnen aber die Römer den Erzberg ausgebeutet haben; von dem letzteren Volke ist dies zum mindesten wahrscheinlich, wenn auch geschichtlich nicht nachweisbar.



Erzberg.

Zahlreiche, tiefsinnige Sagen knüpfen sich an die Auffindung und Hebung des eisernen Schatzes. Eine der schönsten ist folgende: Vor alters-

grauer Zeit bemerkten die Bergbewohner in der Nähe des Leopoldsteiner Sees eine seltsame Gestalt, die sie für einen Wassermann hielten. Sie bemächtigten sich desselben mit List und brachten ihn zu der Stelle, wo man den Erzberg, von Hieslau kommend, zum erstenmal erblickt. Da wollte der Gefangene nicht weiter, und bat flehentlich um seine Freilassung. „Lass hören,“ sprachen die Bergleute, „was du bieten kannst.“ Der Mann sprach: „Wählt! Einen goldenen Fuß, ein silbernes Herz oder einen eisernen Hut! Gold währt nur kurze Zeit, Silber nicht lange, Eisen jedoch ist für alle Zeiten! Wählt nun!“ „Den eisernen Hut,“ riefen alle, „den wollen wir haben.“ „Sehet, dort steht er, der euch Eisen für eine Ewigkeit geben wird,“ sagte der Geheimnisvolle und zeigte auf den Erzberg. Dem Versprechen gemäß brachten die Bergleute ihren Gefangenen wieder an seinen Ort und senkten ihn in die dunkle Flut. Da erbebt die Felswand, wunderliche Zeichen geschahen; der Berggeist aber ward nicht mehr gesehen.

(Nach R. Zanker.)

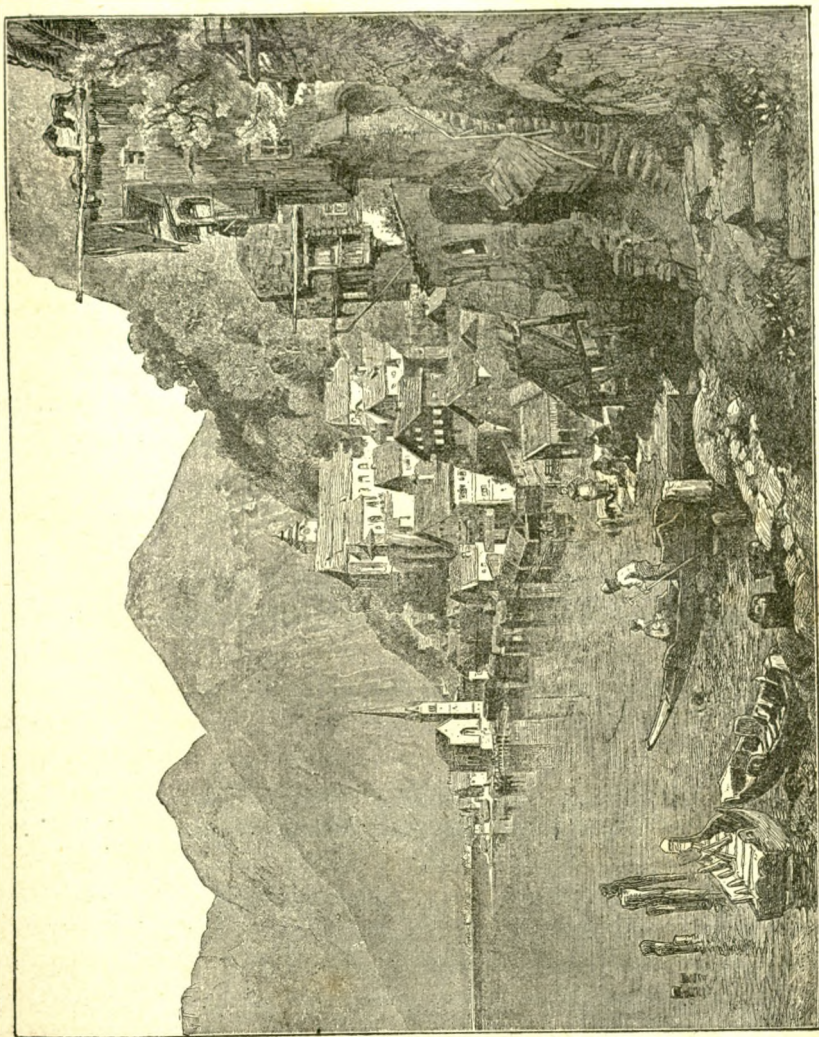
44. Der Hallstätter See.

Wenn wir von Fischl aus, der Bahnfahrt die Fußwanderung vorziehend, den Weg nach Hallstatt einschlagen, wird unser Auge, nachdem es schon mehrmals durch malerische Punkte des bald sich verengenden, bald sich erweiternden Traunthales angezogen worden war, durch den Anblick des reizenden Beckens von Goisern gefesselt. Aus dem reichbelebten Grunde, dessen Mitte das stattliche Dorf einnimmt, stufen sich hier als Terrassen, dort als hügelartige Erhebungen und Vorsprünge die von den üppigsten Wiesen, bunten Baum- und Waldgruppen, von Feldern, Obstgärten und Gehöften bedeckten Gelände allmählich zu den vielgestaltigen Alpenhöhen auf, welche das Thal zu beiden Seiten begrenzen.

Noch schwelgen wir in den freundlichen Eindrücken dieser Landschaft, da ändert sich mit einemmal die Scene gänzlich. Der farbenreiche Culturboden, welcher uns eben noch umgab, ist verschwunden, und ein düsterer See, zwischen steil und mächtig aufsteigende Bergmassen sich zwängend, erfüllt nun den Thalgrund.

Über die einige hundert Schritte lange Brücke bei Steg, wo die krystallhelle Traun dem durch eine breite Klause gestauten See entstürzt, gelangen wir zu dem Haltplatze der Salzschiffe, die zur Thalfahrt nach Gmunden bestimmt sind. Dort nimmt uns ein kleines Dampfboot auf, und bald arbeiten seine Schaufeln munter in den klaren Wogen, durch welche

wir noch eine Strecke lang den sandigen Grund schimmern sehen, während zur Linken ein unterseeischer Wald von dichtverschlungenem Laichkraut weithin die Untiefe kennzeichnet. Aber noch hat das Fahrzeug kaum fünf- bis sechshundert Meter zurückgelegt, als der helle Farbenton der vom



Salzstätt.

Riefe durchschnittenen Flut rasch in ein intensives Schwarzgrün übergeht, und der kurz vorher noch sichtbare Boden in der jäh zunehmenden Tiefe verschwindet.

Die Fahrt nach Hallstatt bietet uns genügende Muße, über die ganze Umgebung des Sees Umschau zu halten. Zunächst werfen wir noch einen Blick zurück nach Norden, wo der See in den breiten, flachen Thalbogen verläuft. Dort umgrenzen nur wenig über 1800 Meter emporragende Berggipfel den Horizont des Goiserer Beckens, dessen anmuthige Landschaftsfrische den tieferrnsten Charakter des sich nun vor uns entrollenden Gemäldes noch greller hervortreten macht.

Zunächst über dem Westufer des Sees steigt das Ramsaugebirge mit dem Gosauhals, eine dolomitische Masse von nahezu 1600 Meter Meereshöhe auf. Hunderte von tief eingerissenen Runsen gliedern das schroffe Gehänge in ebensoviele Vorsprünge und Zacken, die sich in eigenthümlicher Symmetrie pyramidenförmig übereinander aufbauen. Das düstere Aussehen der schwarzgrau verwitterten Felsen, in welchen nur hie und da eine frische Bruchstelle die ursprünglich lichte Farbe des Gesteins erkennen läßt, wird wo möglich noch gesteigert durch die zahllosen dunklen Flecken von Krummholz, welches hier stellenweise zum Fuße des Gebirges herabsteigt und somit hier seinen tiefsten Standort in den Alpen erreicht. Breite Streifen gelbgrauen Schuttes, durch die grünenden Halden bis zum See herabziehend, verrathen die rasch fortschreitende Zerstörung der leicht zerbröckelnden Massen, während der spärliche Baumwuchs die Unfruchtbarkeit des Bodens kennzeichnet.

Viel compacter und höher als das zerfurchte Ramsaugebirge steigt am Ostufer der Saarstein (1984 Meter) auf. Seine langgestreckte Masse, durchaus schroff, theilweise wandartig sich erhebend, begleitet den See vom unteren bis zum oberen Ende. Die am Fuße des Berges abgelagerten Schuttlehnen sind mit Wald, an kleineren Stellen auch mit Wiesen bekleidet. Selbst einzelne Häuschen, von Obst- und Ahornbäumen umschattet, haben noch hie und da Platz gefunden, während die verschiedenen kleinen Schiffhütten am See schon andeuten, daß dieser für die Uferbewohner den Hauptverkehrsweg bildet.

Wir umschiffen nun die flache Landzunge, welche sich vor der Ausmündung des Gosauthales in den See schiebt und machen vor der Gosaumühle, einer im Billastile erbauten Restauration, halt, um neue Passagiere aufzunehmen. In der Nähe fesselt eine Art Aquäduct unseren Blick. Es ist der Gosauzwang, eine 133 Meter lange, fast stegartige Brücke, welche, auf sieben riesigen Quaderpfeilern ruhend, 43 Meter hoch über dem Spiegel des Gosaubaches von einem Berghang zum andern reicht und die Bestimmung hat, die Sole des Hallstätter Salzberges über das Thal zu leiten.

Unser Dampfer hat sich wieder in Bewegung gesetzt und lenkt, der Krümmung des Sees folgend, nun gegen Südwest seinen Kurs. Allmählich verschließt sich die Aussicht nach Norden, die Berge steigen steiler und steiler auf, der Saarstein mit der weitvorspringenden Burgau im Osten, das kolossale Dachsteinmassiv im Süden, das Salzgebirge im Westen scheinen in ein einziges Ganzes zu verwachsen und das Seethal zum Kessel abzuschließen. Nirgend erblickt das Auge einen breiteren Uferaum, und man begreift es kaum, wie hier für die neue Straße von Hallstatt zur Gosaumühle und für die Eisenbahn Raum gewonnen wurde.

Indes wird unsere Aufmerksamkeit auf einen spitzen Thurm und eine hoch aufwirbelnde Dampfsäule an der südwestlichen Ecke des Sees gelenkt. Es sind die protestantische Kirche und das Salinenamt mit dem Sudwerk, die ersten auffälligen Punkte des Marktes Hallstatt, welchem wir uns nähern. Allmählich breitet sich derselbe, während das Schiff im weiten Bogen dem Ufer zusteuert, in seiner ganzen, malerischen Eigenthümlichkeit vor unserem Auge aus.

Der Uferaum ist so schmal, daß die Häuser wie Schwalbennester an der Bergwand zu kleben scheinen; stoffelförmig steigen sie hintereinander empor, so daß sich über der einen Häuserreihe eine andere erhebt. Der Marktflecken scheint zum theil im See zu stehen; denn fast jedes Haus hat eine wirklich in den See hinausgebaute Hütte für die Schiffe, ja mitten im Ort braust der Wasserfall des Mühlbaches von einem Felsen herab. Schuppen, grobe Mauern aus Findlingssteinen, krumme Gartenzäune schweben zwischen den Häusern über dem See.

Von Hallstatt aus überblickt man das ganze Südennde des Sees. Da öffnet sich zur Rechten das kurze, von der senkrechten Echernwand und dem über 1200 Meter hohen Absturze des Hierlax begrenzte Echernthal, in dessen Mündung die Ortschaft Lahn mit allen zu dem Complexe des Sudwerks gehörigen Gebäuden und dem Salinenamte gelegen ist. Behäbig breiten sich die zerstreuten Häuser zwischen Wiesengründen und Obstgärten hin. So freundlich und einladend sieht hier der üppig grüne Thalboden aus, daß es wundernehmen könnte, warum nicht auf diesem ebenen Grunde der ganze Ort angelegt wurde, wenn nicht der breite mittägige Schatten der südlichen Gebirgswand die Angabe glaublich machen würde, daß die Lahn durch zwei Monate, das Amtsgebäude sogar drei Monate keinen Sonnenstrahl empfängt und selbst im Sommer nur verhältnismäßig spärlich von dem Taggestirn bedacht wird. In der That besteht auch die früher im Markte gelegene Saline erst seit dem Jahre 1750, wo eine Feuersbrunst den größten

Theil von Hallstatt zerstörte, auf diesem klimatisch höchst ungünstig situirten Plage.

Wenden wir nun den Blick südostwärts, so trifft unser Auge einen gar gewaltigen Bergriesen; massig baut er sich auf und während er in sanfter Rundung dem Dachsteinplateau entragt, stürzt er gegen den See zu furchtbar jäh ab. Weit unheimlicher noch als der hinter Hallstatt liegende Pfaffen sieht er sich an; denn während an diesem das Auge doch noch hie und da einen Ruhepunkt in Gestalt eines grünen Fleckchens findet, starren uns da nur kahle, graue Felsmauern entgegen, wild aufragend in den blauen Aether. — Es ist der Krippenstein (2105 Meter), der höchste unter den vom See aus sichtbaren Bergen, ein weit vorgehobener Vorposten der weitemweiten öden Steinwüsten und starren Felskolosse, die hinter ihm lagern. Neben ihm erhebt sich eine ganz sonderbare Felsbildung, zwerg-ähnlich im Vergleiche zu seinem Nachbar sich ausnehmend, so daß wohl niemand auf die Vermuthung käme, daß sich die beiden an Höhe nur um wenige Meter unterscheiden: der Däumel (2087 Meter), nach seiner Gestalt treffend benannt.

Der südöstliche Winkel des Hallstätter Sees bildet die lieblich großartige Bucht von Obertraun, wo sich der Traunfluß in das Seebecken ergießt. Die Häuser des Dorfes Obertraun liegen zerstreut auf dem ganzen Thalboden der Bucht, welche von hohen Wänden umschlossen ist; mächtige Alhorne überschatten die grünen Fluren und niedrigen Hütten.

Wir haben den Hallstätter See in seiner ganzen Ausdehnung befahren. Seine Ausdehnung ist keine sehr bedeutende, denn er ist nur 8 Kilometer lang; aber er ist unter den gepriesenen Salzkammergutseen unzweifelhaft der schönste, und mit Recht kann man von ihm sagen, daß er die Lieblichkeit des Traunsees mit der düsteren Erhabenheit des Königssees verbinde. Während das Nordende und auch die Obertraumbucht liebliche und freundliche Bilder bieten, zeigt der größere Theil des Sees einen düster-ernsten Charakter, indem rauhe steile Felskolosse ihn umragen und die ansehnliche Tiefe dem Wasser eine dunkle Farbe verleiht.

(Nach Friedrich Simony.)

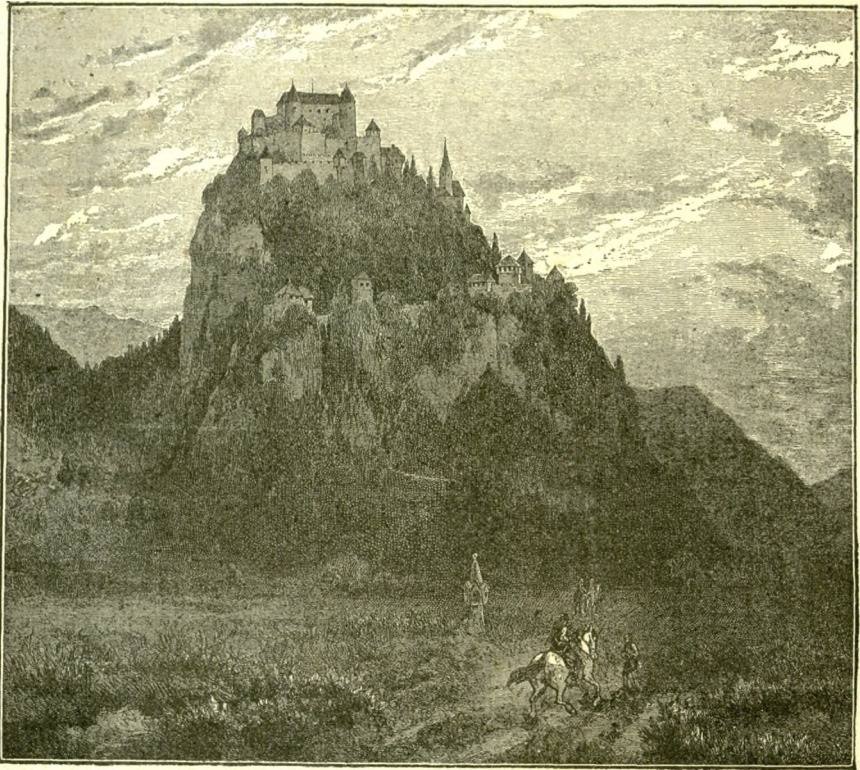
45. Hoch = O s t e r w i k .

Unter den vielen Burgen des schönen Kärntnerlandes ist keine, deren Ruf und Herrlichkeit sich so lange erhalten hat, als Hoch = O s t e r w i k . In eines der malerischsten Thäler des alten Herzogthums hat die Natur einen Kalkblock hingethürmt, welcher die nachbarlichen Berge und Hügel in einem weiten Halbkreis bis hin an die Saualpe, an die Friesacher- und

Gurkthaler-Gebirge übersehaut. Ein Gurt von Mauern zieht sich mehrfach um den Fels, und alle die vielen Thürme, Warten und Zinken dienen wie Perlen an dieser Halschnur dem Schlosse zum Schmucke, welches auf dem Felsenhaupte als Krone sich erhebt. Des Landes alte Hauptstadt St. Veit, die Burgen des üppigen Glanthalcs, und viele noch in ihren Ruinen prangende Schlösser entfalten dem Herabschauenden ein wunderbares Gemälde, dessen großartiges Ganze ebenso überraschend ist, wie das Einzelne anziehend durch Erinnerungen, deren Aufzählung zur Landesgeschichte würde. Wie da, wenn schon der Abend über die nahen Thäler und Tiefen seine Fittiche gesenkt hat, das scheidende Tageslicht noch in den Fenstern und an den Zinnen der hohen Osterwitz schimmert, bis es allmählich im Purpur der Dämmerung verlischt, so der Rückblick auf die Geschichte dieser Feste hinab in die nachtende Vorzeit.

Wann der ursprünglich wahrscheinlich mit Gehölz bedeckte, bei 280 Meter über die Thalsohle ansteigende Felsenkegel, der heute das mächtige Hochschloß trägt und der ebenso wahrscheinlich inmitten weittragender Bergwaldungen lag, zuerst von jenem Gehölze entblößt und zu menschlicher Wohnung benützt wurde, ist wohl kaum zu erforschen. Seine weit ausschauende Lage dürfte schon sehr frühe angelockt haben, ihn als Warte, und seine Wildheit, ihn als wehrhaften Platz zu benützen. So wenig die Römer in der Regel sehr hochgelegene Orte zur Anlegung ihrer Standlager, Castelle, Villen oder anderer Ansiedelungen auserfahren, so scheint doch der im Schloßhofs eingemauerte Römerstein umsomehr darauf hinzudeuten, daß sie hier oder in unmittelbarer Nähe gehaust haben, als früher hier mehrere ähnliche Steine vorhanden gewesen sein sollen. Wie dann später die Römerwarte zu dem slavischen Namen Osterwitz kam, ist unbekannt. Schon zur Karolinger-Zeit spielte die Feste eine große Rolle und blieb späterhin von keinem bedeutenderen geschichtlichen Ereignis, das das jetzige Kärnten betraf, unberührt. Im Jahre 890 vergabte der Karolinger Arnulf Osterwitz an das Hochstift Salzburg; von diesem erhielten es im späteren Mittelalter die Schenke von Osterwitz als Lehen. Als im Jahre 1269 Ottokar von Böhmen Kärnten erwarb, ergab sich ihm auch die Feste Osterwitz. Nach dem Falle Ottokars wurde 1286 Graf Meinhard von Tirol mit dem Herzogthume Kärnten belehnt, weil er zur Besiegung des stolzen Böhmenkönigs thätig mitgewirkt hatte. Als dessen Geschlecht mit dem Tode Heinrichs von Kärnten und Tirol erlosch, erhoben die Habsburger berechtigten Anspruch auf beide Länder und erhielten sie auch vom deutschen Kaiser als erledigte Reichslehen zugesprochen; allein Heinrichs Tochter, Margareta

Maultasch, stützte sich auf einen älteren kaiserlichen Gnadenbrief, demgemäß sie zur Nachfolge sich für berechtigt hielt, und verweigerte die Abtretung Kärntens und Tirols an die Habsburger. Es kam zum offenen Kampfe zwischen dem Könige Johann von Böhmen, Margareten's Vormund und Schwiegervater, der von Ungarn unterstützt ward und den Herzogen, an deren Seite der Kaiser stand. Erst im October des Jahres 1336 wurde



Hoch-Osterwitz.

zwischen Böhmen, Ungarn und Österreich ein Friede geschlossen, in welchem Johann Kärnten an Österreich überließ, wogegen Tirol der Margareta verblieb.

Die Sage hat diese Zeit der Kämpfe um Kärnten mit mancherlei Erzählungen ausgeschmückt und namentlich der Burg Osterwitz eine glänzende Rolle zugewiesen, welche diese Feste als ein Denkmal der Treue, des Muthes und der Anhänglichkeit an die Dynastie der Habsburger verewigt. Um den Besitz Kärntens zu retten, lautet die sagenhafte Überlieferung, griff

Margareta Maultasch zu den Waffen. Schon waren die Festen Hafnerberg und Dietrichstein gefallen, schon hatte der Dietrichsteiner aus seiner Väter Burg, nachdem alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, sich mitten durch die Feinde nach St. Veit durchgeschlagen, der Wuth der Männer nur allein die kahlen Mauern hinterlassend: noch zögerten die Hilfsscharen des Herzogs Otto von Oesterreich. Wie dem Tiroler seine Burg und Feste Tirol des Landes Schlüssel und Krone, ohne dessen Besitz man sich vergeblich Herr des treuen Alpenvolkes wähnt, so war dem Kärntner Osterwitz der wichtige Stein auf der Wagtschale der Entscheidung. Dahin gieng nun der Maultasche Absehen und Trachten; da lagen die geflüchteten Schätze, dort hatte sich der Landadel zusammengeschart, mit dieser Burg stand oder fiel das Banner von Kärnten, das dem Hause Habsburg sich geneigt hatte. Reinher Schenk, dessen Namen die Urkunden jener Zeit vielfach nennen, lange schon das Herz und der Schild seiner Landsleute, befehligte das Schloß und vertheidigte es mit 300 Keisigen.

Wie die Lava eines Vulcans wälzten sich der Maultasche Geschwader einher, Qualm und Plage verbreitend, bis ihre Gewalt an der Felsenburg brandete. Vergebens war jeder Sturm die Höhe hinan, keine Schleuder vermochte was gegen das Gestein, ohne Erfolg verschwendeten die Maschinen ihre Wurfskraft: da umgarnte die Frau die Feste, um sich mit dem mächtigsten Feinde, dem Hunger, zu verbünden. Stündlich nahm die Noth zu in den von Menschen überfüllten Gemächern und Gewölben der Burg. Bereits waren 200 Mann der Besatzung dem Hunger erlegen, und der Verath schlich gleißend in der Burg umher. Die Noth machte erfinderisch; ein Stier, dem man noch kümmerlich an den Grasplätzen der Feste das Leben gefristet hatte, und ein paar Säcke Roggen waren der letzte Vorrath; es gab nichts mehr zu verlieren, sie sollten als Blendwerk für die Belagerer dienen. Als der Maultasche Sendbote mit der letzten Aufforderung hinaufkam, gegen freien Abzug der Besatzung die Burg zu übergeben, da wurde er hämisch abgefertigt ob seiner Drohungen und seine Herrin zum Gastmahle geladen. Herab von der Anhöhe ließ man die Haut des geschlachteten Stiers, mit frischem Fleisch und den Körnern des Getreides gefüllt, damit sich die hohe Frau wohlthun könne, während im Schlosse alles in Bewegung war, Hörner und Pauken von dem Söller schallten und alle Fenster hell strahlten wie an dem Abend eines Hochzeitschmauses. Da zagte die tolle Gräfin, und voll Grimmes rief sie: „Ha, das sind die Klausrabben, die sich Fraß und Futter auf eine lange Zeit in ihr Felsenest zusammengeschneppt haben. Die werden wir nicht so leicht in unsere Klauen fassen.

Auf! lassen wir diese in ihrem hohen Neste sitzen und richten unsere Jagd auf andere und fettere Vögel.“ Auf Margaretens Befehl wurden die Lagerhütten und Zelte abgebrochen, und in aller Stille nahm sie ihren Abzug.

Um indessen ein Zeichen zu hinterlassen, daß es ihr nicht an Kraft, nur an Willen gebrach, befahl sie, jeder ihrer Streiter solle seine Sturmhaube voll Erde fassen und auf einem ebenen Felde, Osterwiz gegenüber, ausschütten. Dies geschah, und aus der zusammengetragenen Erde entstand ein ziemlich ansehnlicher Hügel, der noch heute unter dem Namen Maultasch-Hügel bekannt ist. Auf seiner Höhe erhebt sich über einem Kalksteinsockel eine einfache Säule aus weißem Marmor; diese soll einst „der wilden Männin Steinbild“ getragen haben, welches angeblich Georg Rhevenhiller, des Schlosses nachmaliger Erneuerer, errichten ließ.

Vierzehn Thorhäuser, aus massiven Quadern erbaut und untereinander zumeist mit Mauern verbunden, bewachen den Fahrweg, der zur Höhe der Burg führt und in den Felsen gehauen ist. Die Thorhäuser, zu welchen einst Zugbrücken führten, sind mit Schußspalten und Fallgittern versehen und waren mit verschiedenen Fresken bemalt, von denen man noch mehr oder weniger deutliche Spuren sieht; außerdem sind sie mit noch erkennbaren Reliefbildern geschmückt.

Auf einem steilen Vorsprunge des Schloßberges zwischen dem neunten und vierzehnten Thore steht, niederer als das Schloß und von diesem ganz getrennt, eine kleine Kirche, die Gruft einiger Rhevenhiller. Durch das letzte Thorhaus gelangen wir in den Zwinger, vor dem eigentlichen Hochschloße, der daselbe größtentheils parallel mit dessen Außenmauern umgibt. Von einer ziemlich hohen und starken Binnenmauer umgeben, bildet er einen weiten, zum theile mit Bäumen besetzten Raum. Aus ihm gewinnen wir die Ansicht des eigentlichen Schlosses, welches ein längliches, von Südwest gegen Nordost laufendes Viereck von der einfachsten Bauart bildet. Durch einen niedrigen Vorbau gelangen wir aus dem Zwinger in das Hochschloß. Im Vergleich mit den zumeist so zierlichen äußeren Thoren überrascht die Armlichkeit des kleinen Eingangs, der über eine in den Felsen gehauene Stiege in den Hof führt. Dessen Plan ist theilweise durch Abstimmung der Felsen entstanden, mit einigen Bäumen und einem Gärtchen geschmückt; an drei Seiten ist er vollständig von zusammenhängenden Gebäuden umschlossen, an der vierten steht ein kleinerer Bau, während den Rest eine Zimmermauer schützt, aus welcher ein halbrunder Thurm mit der Kapelle vorspringt. Der Eintretende erblickt sofort im ersten Betstuhle eine regungs-

lose Gestalt, die in stumme Andacht versunken zu sein scheint, so daß man, um die Ruhe des Betenden nicht zu stören, auf den Fußspitzen einher-schreitet. Näher gekommen, erkennt man in dem Andächtigen die lebens-große, hölzerne Statue eines Ritters von vorzüglicher Arbeit, ganz gerüstet, doch ohne Helm. Nicht weit von der Kapelle ist ein Römerstein mit wohl-erhaltener Inschrift eingemauert. In einer Ecke des Hofes holt ein tiefer Ziehbrunnen mit gigantischer Kurbel frisches Wasser aus dem felsigen Bauche. Überdies fallen mehrere große, kupferne Wasserbehälter in Gestalt riesiger Wannen auf.

An zwei Seiten des Hofes haben die Hauptgebäude im Erdgehoß einen Gang mit einfachen Arcaden auf kurzen, viereckigen Pfeilern. Be-ginnen wir die Besichtigung der Gemächer des ersten Stockwerkes, so finden wir vorerst in dem vorspringenden Gebäude ein großes Gemach mit einem Erker auf Tragsteinen und links neben demselben eine zierliche, offene Steingallerie, von welcher sich, wie von den meisten Fenstern des Schlosses, eine ebenso weite als entzückende Aussicht eröffnet. In der linken Längs-seite des Hauptgebäudes ist das erste Gemach ein großer Saal, dann folgen sechs kleinere Gemächer, und es schließt dieser Tract wieder mit einem größeren Wohnraume. Alles ist gegenwärtig ziemlich verödet und beinahe leer. Doch sieht man überall in den Zimmern Reste des alten Wand-getäfels, meist sehr hübsch eingelegte Thüren und an einigen Stellen Schuß-spalten im Fußboden. Die interessantesten Räume aber sind die Rüst-kammern, welche sich im hinteren Quertracte befinden. Es sind einige Zimmer, die mit verschiedenem Rüstzeug und anderen Merkwürdigkeiten gefüllt sind. Gleich im ersten Saale werden uns Hut und Sattel, und in einer Nische das Panzerhemd der sagenberühmten Margareta Manttasche gezeigt, desgleichen die Stierhaut, in welche die armen Belagerten ihr letztes Korn gefüllt haben sollen.

Die Wände des daranstoßenden Saales sind bedeckt mit Rüstungen und Gemälden, Ahnenbildern der Rhevenhiller. In den Ecken und Nischen lehnen Hellebarthen, Spieße und Schwerter. Auch eine Spritze, um die Köpfe der Belagerer mit siedendem Öl zu überschütten, sowie ein riesiges, plumpeß Sprachrohr werden hier verwahrt. Die vielen Geschütze, welche einst das Schloß armierten, und sämtliche Handfeuerwaffen haben die Franzosen im Jahre 1809 mit sich genommen.

Hat man den interessanten Gegenständen der Rüstkammer Aufmerk-samkeit gezollt, dann wendet man sich wieder mit erneuter Lust der herr-lichen Aussicht zu, welche man von den Fenstern des Schlosses ringsumhin

genießt. Keiner, den sein Weg nach Kärnten führt, möge es versäumen, hier auf Hoch-Osterritz die Erinnerung an die alte Zeit im Vereine mit dem Genuße einer schönen Natur auf sich einwirken zu lassen.

(Nach Friedrich Umlauf.)

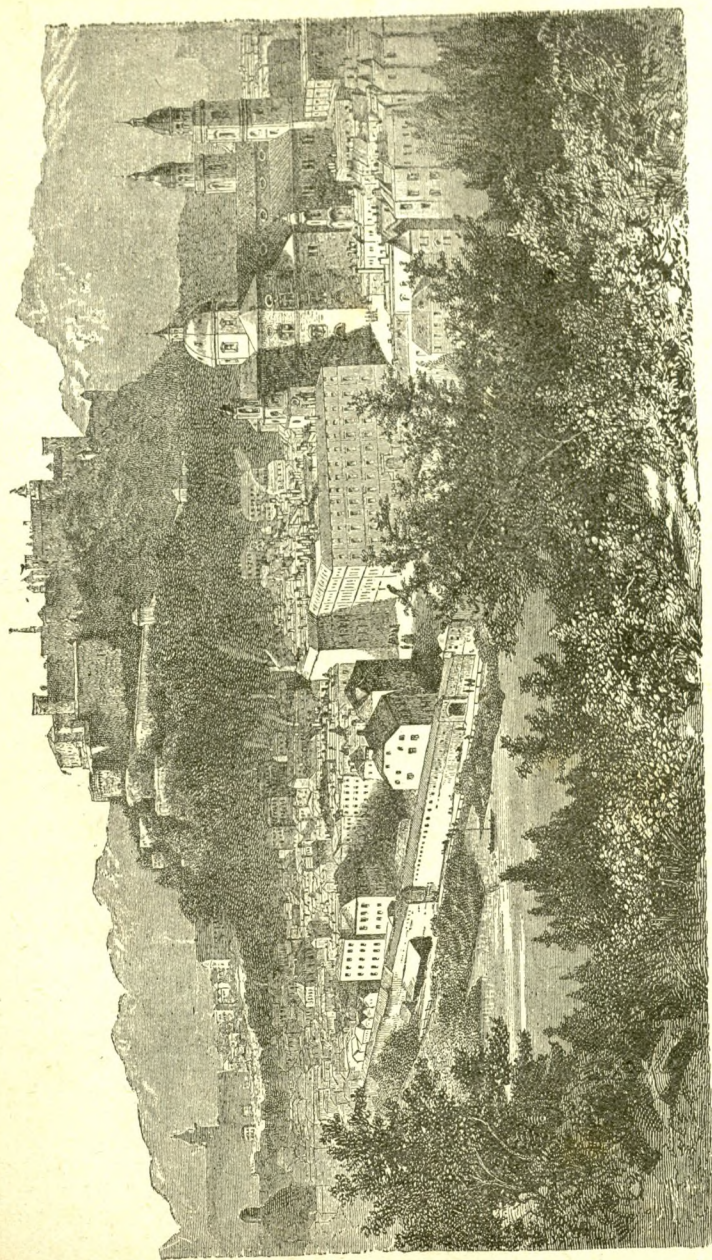
46. Salzburg.

Wer die Stadt Salzburg und die Umgebung derselben an einem heiteren, hellen Sommertage betrachtet, der wird sich selbst sagen, daß vielleicht keine Stadt in Osterreich eine so prächtige Lage hat.

Salzburg hat eine Menge großartiger und merkwürdiger Bauten, unter ihnen nicht weniger als sechsundzwanzig Kirchen mit Kuppeln und Thürmen. Aus der fast tausendjährigen, glänzenden Periode der Erzbischöfe, welche den Hirtenstab, das Scepter und das Schwert häufig zu gleicher Zeit, mit derselben Energie und mit demselben Glanze führten, sind viele und prächtige Denkmäler vorhanden. Diese Kirchen, Häuser und Paläste sind nach einer Seite halbkreisförmig von dem Mönchsberg, der wie eine dunkle Felsenmauer aufsteigt, und von den grünen Höhen des Kapuzinerberges eingeschlossen. Vom Gipfel der Felsenmauer schaut ein uraltes Schloß mit Thürmen und Zinnen, von der Höhe des grünen Berges ein Kloster hinab. Die grünen Fluten der Salzach durchrauschen das weiße Häusermeer, welches bis in die Wände des Mönchsberges nach Raum sucht, um sich auszudehnen. Nur im Norden ist die Gegend frei und offen. In senkrechten Wänden und in steilen Abstürzen fallen der Kapuzinerberg und der Mönchsberg zu der grünen, fruchtbaren, mit Dörfern und Häusergruppen besäeten Ebene ab, welche sich in einer Länge von fast drei Stunden bis zum Fuß des unmittelbar aus ihr aufsteigenden Hochgebirges ausdehnt.

Immer verschieden gruppiert sich das interessante Städtebild, und immer anders gestaltet sich der landschaftliche Hintergrund, je nachdem man die Aussichtspunkte wechselt.

Von der Warte des Schlosses Hohensalzburg, auf dem Gipfel des Mönchsberges, glaubt man eine italienische Stadt zu erblicken. Alle Häuser haben flache Dächer, und über denselben erheben sich Kuppeln und Thürme in den Stilen fast aller Jahrhunderte. Die Salzach scheidet das Meer von Kirchen, Häusern und Palästen in zwei Theile, und den Hintergrund bildet der bewaldete Kapuzinerberg mit seinem Kloster, der pyramidenförmige Gaisberg und der ganz mit Häusern, Matten, Bauernhöfen, Waldgruppen und Schlössern überfüete Hainberg.



Salzburg.

Einige hundert Schritte rückwärts, wenn man ein verfallenes Thor durchschritten hat, erblickt man eine ganz neue Landschaft. Die italienische Stadt ist verschwunden; statt ihr erblickt man eine herrliche Ebene, von Baumgruppen durchzogen, im Vordergrunde das Schloß Leopoldskron mit einem Weiher. Die Ebene umzieht in weitem Kreise eine Reihe wilder und schroffer Gebirge, in ihrer unteren Hälfte von grünen und bewaldeten Mittelgebirgen bedeckt, nach oben mit ihren Rissen und Schneefeldern aufragend: die Kette des Tännengebirges mit der gewaltigen Kalkwand des Tirolerkopfes, der hohe Göll mit seinen kalkweißen Schroffen und seinen Zackenmauern, die gigantische Masse des Untersberges und, in blauduftende Schatten gehüllt, die Pyramiden des hohen Staufens, das Mühlbergshaus und das Sonntagshaus.

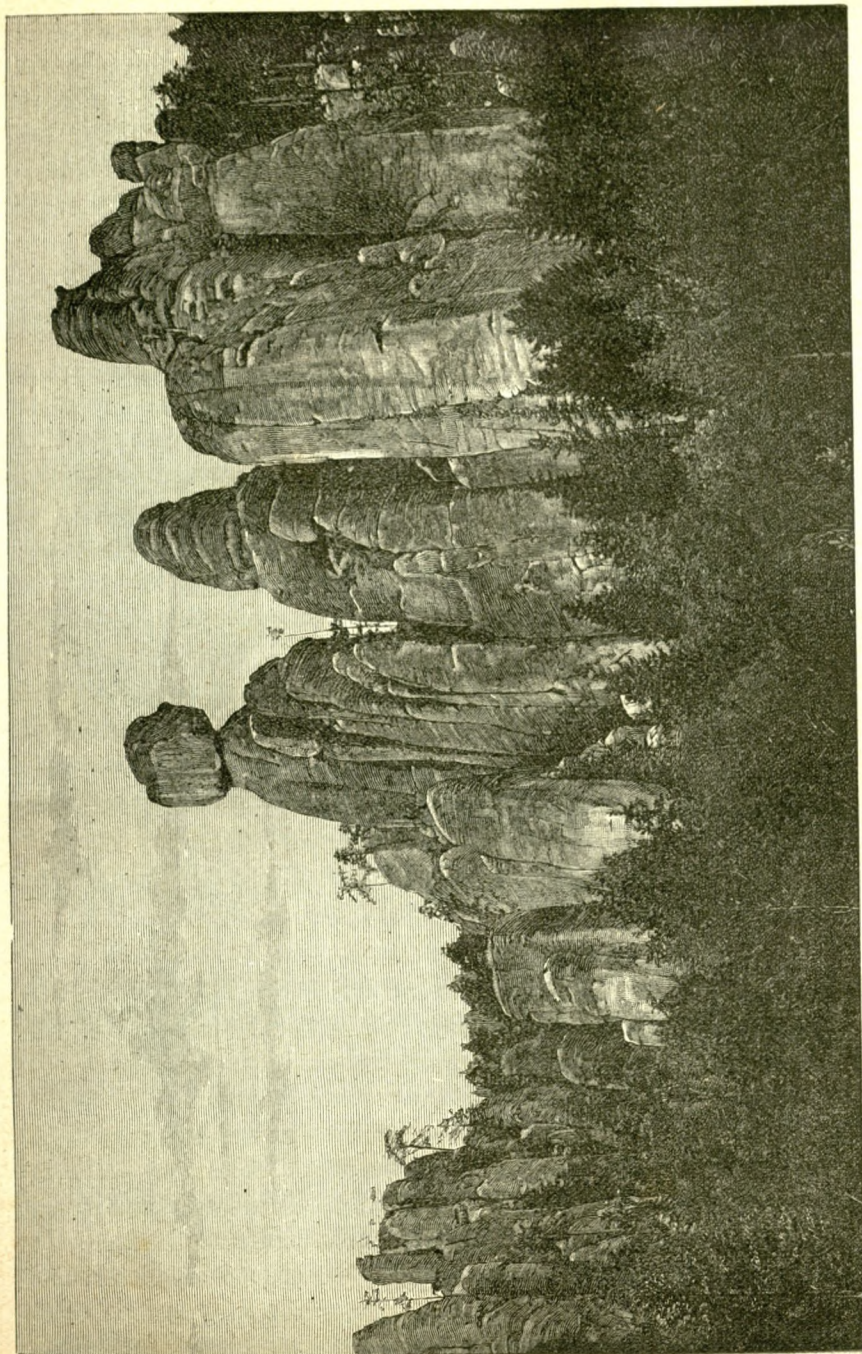
(Von G. Rasch.)

47. Aus dem Riesengebirge.

Die Sudeten, ein Theil des ungeheuren Bergzuges, welcher von der Lüneburger Heide bis zum schwarzen Meere Europa in zwei große Hälften scheidet, sind nach den Alpenzügen das höchste Gebirge Mitteleuropas; ihr Rücken erhebt sich zu gewaltigen Kuppen, nährt durch zahlreiche Bäche drei bedeutende Flüsse: die Elbe, Oder und March, umschließt schauerliche Schluchten, finstere Gründe und sonnige Thäler, hegt eine reiche Pflanzenwelt und eine erquickende Bergluft. Dazu kommt das rege Leben, welches die Sudeten der menschlichen Thätigkeit verdanken; denn selbst auf den höchsten Rämmen singt der Hirt und läutet die Herde; aus den dunklen Wiesengründen dampft die Glashütte und kllirt der Eisenhammer, und wie erst regt sich in den Thälern, wo Dorf an Dorf sich reiht und der Landmann auch der steilsten Berglehne mühsam geringe Ernte abzwingt!

Der mittelfte Hauptstock der Sudeten, das „Riesengebirge,“ hat zwar weder malerische Kegelformen, noch eisbedeckte, himmelanragende Hörner und Firnen, aber es fesselt schon aus weiter Ferne durch seine Großartigkeit, während es in der Nähe durch Lieblichkeit und Anmuth besticht. Die Mitte seiner Berge umrauscht ein stolzer Waldgürtel, weiter hinauf bekleidet die Hänge nur noch eine zur Erde gebogene Zwergkiefer, die sich ausgezeichnet zu dauerhaften Schnitzarbeiten eignet, hoch oben aber decken nur Moos und dürftige Kräuter den Boden.

Die höchste Spitze des Gebirges bildet die Schnee- oder Riesenkoppe, welche sich gegen 1600 Meter über den Meerespiegel erhebt. Ihr einem ungeheuren Steinhauften gleichender Granitfegel ist auf dem Gipfel mit Gneis oder Glimmerchiefer bedeckt.



— Abersbacher Felsen.

Den schönsten landschaftlichen Reiz im ganzen Riesengebirge entfalten die Quellen der Mettau, eines Nebenflusses der Elbe. Hier tritt plötzlich der Quadersandstein in großer Mächtigkeit auf und bildet die vier Kilometer lange Gruppe der Adersbacher Felsen, die, ursprünglich eine einzige, große Felsmasse, durch fortwährende Witterungseinflüsse in die einzelnen, jetzt wildromantisch aneinander gereihten Theile zerklüftet wurden. Eine Fortsetzung dieses Felsenwaldes findet man in geringer Entfernung bei Weckelsdorf. Diese durch ein zauberhaftes Echo berühmte Felsenpartie war lange Zeit hindurch selbst den Bewohnern der Umgebung unbekannt. Erst im Jahre 1824 legte ein großer Waldbrand die Zugänge zu dieser Felsenstadt offen, und seitdem wurde sie zu einem der beliebtesten Ausflugsorte der in den böhmischen und schlesischen Bädern weilenden Gäste.

Von ganz eigenem Reiz ist eine Winterpartie im Riesengebirge; denn während gewöhnlich in den Herbstmonaten ein besonders reiner, sanftblauer, von keiner Wolke getrübtter Himmel über den grünen Bergen ruht, bedeckt oft schon wenige Stunden darauf eine mächtige Schneemasse den ganzen Kamm. Dann gewährt es ein besonderes Vergnügen, an einem hellen, klaren Wintertage in kleinen, sicher geleiteten Handschlitten, mit rasender Geschwindigkeit von den Bergen herabzufahren und das herrlichste Alpenglühen zu genießen, wenn den Reisenden nicht Rübezahls, der mit vielen Sagen umkleidete, neckische Berggeist dieses Gebirges, mit seiner gefürchteten Koboldslaupe einen bösen Streich spielt.

48. Der Dom zu St. Stephan in Wien.

Unter allen Monumentalbauten Oesterreichs ist keiner so ehrwürdig wie der Dom zu Sct. Stephan in Wien. Viele Jahrhunderte sind an seinem altersgrauen Antlitz vorübergegangen; festliche Tage wechselten mit drangsalvoller Zeit, zahlreiche Geschlechter kamen und stiegen ins Grab; er aber ragt als ein ernstes, heiliges Wahrzeichen über das Häusermeer der Weltstadt zum Firmament empor in majestätischer Größe und Erhabenheit.

Die ersten Anfänge des Domes waren sehr bescheiden. Das Gotteshaus, welches ursprünglich außerhalb der Stadtmauern lag, erreichte bis zur Zeit Rudolfs des StifTERS kaum die Hälfte des heutigen Umfanges. Die Stirnseite am Hauptportale war sehr schmal, die beiden Längenseiten erstreckten sich nicht weiter als bis zu den späteren Thürmen. Aus diesen alten Zeiten ist uns nichts erhalten, als die Hauptfacade am Riesenthor und die beiden Heidenthürme. Dagegen sind die Vorsprünge, die kleinen

Giebelansätze, das hohe Spitzbogenfenster und die Gallerie-Einfassungen ober dem Riesenthore unzweifelhaft Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Unter Herzog Albrecht dem Weisen wurde der Bau des Hauptportales 1340 vollendet, und Rudolf der Stifter nahm an dem weiteren Umbau eifrigst Antheil und ließ einen Plan entwerfen, dem wir die jetzige Gestalt des Domes verdanken. Am 7. April 1359 wurde der Grundstein zum Langhaus, sowie zum Hochthurm gelegt, und von den Nachfolgern Rudolfs der Dombau sehr gefördert. Im Jahre 1433 wurde die Spitze des einen Thurmes gekrönt und am Schluß des 15. Jahrhunderts die Bedachung fertiggestellt. Der zweite Thurm blieb unvollendet und fand seinen äußern Abschluß im Jahre 1562. Fortgesetzte Zu- und Umbauten und zahlreiche Restaurierungen füllen die weiteren Jahrhunderte bis zu unseren Tagen herab aus. Mehr als dreißig Baumeister und Architekten sollen nach den Aufzeichnungen der Wiener Baumeister-Genossenschaft bei der Herstellung und Erhaltung des großartigen Bauwerkes mitgewirkt haben.



Die Stephanskirche in Wien.

Eines der hervorragendsten Kunstwerke des Mittelalters bildet wohl das mit Verzierungen reich ausgestattete große Westportal. Im Innern des Domes befinden sich ebenfalls herrliche Meisterwerke, darunter das 1467 von Nikolaus Lerch begonnene und 1513 von Meister Michael vollendete prachtvolle Grabmal des Kaisers Friedrich IV. Dasselbe ist

aus rothem Marmor und mit zahlreichen Figuren, Köpfen, Thiergestalten, Wappen und Sinnbildern ausgeschmückt. Der Sarkophag steht auf vier mächtigen, mit hohen, reichgezierten Geländern umgebenen Sockeln. Auf dem Sargdeckel hat der Künstler den todtten Herrscher im Kaiserornat mit dem Reichsapfel und dem Scepter abgebildet. Über dem edlen Haupte wölbt sich ein gothisches Dach mit figuraler Ausschmückung.

Von sonstigen Grabmälern sind noch besonders merkwürdig das dem Andenken Rudolfs des Stifters zu Anfang des 15. Jahrhunderts gewidmete Monument, und die Ruhestätte des größten Heerführers Österreichs, des Prinzen Eugen von Savoyen.

An der Stiege des kleinen Musikchores befindet sich das mehrere hundert Jahre alte Brustbild eines Mannes, dessen Name mit der Baugeschichte des Domes aufs innigste verknüpft ist. Die buschigen, langen Locken wallen über den Scheitel und den breiten Rücken herab, die Mütze ist etwas aufgestülpt, der Hals unbedeckt, die Ärmel des Oberkleides sind weisfaltig. Die Rechte hält den Zirkel, die Linke das Winkelmaß. Das Gesicht zeigt die ausdrucksvollen Züge eines durch mühevollen Arbeit gestählten Mannes; sein Blick verräth Klugheit und Erfindungsgabe. Das ganze Bild ist mit seltener Kühnheit und jener lebensvollen Wahrheit ausgeführt, wie sie nur der Meister über seine eigenen Schöpfungen zu verbreiten weiß. Es ist dies das Bild des Baumeisters Pilgram, der den Riß zum Orgelchor entworfen und die bewundernswerte gothische Kanzel in der Kirche erbaut hat.

Diese ist mit prächtigen Ornamenten, Büsten und Figuren geschmückt und wurde in neuester Zeit auf das sorgfältigste von kunstgeübter Hand restauriert. Die Brüstung enthält vier mit durchbrochenem Zierwerke bedeckte Vertiefungen, aus denen die ausdrucksvollen Brustbilder der vier Kirchenlehrer hervorschauen. Das steinerne Treppengeländer ist äußerst zierlich; auch das mit einer aufstrebenden Spitze gekrönte Kanzeldach ist, im Einklange mit dem unteren Theil der Kanzel, leicht, luftig und geschmackvoll. Der Fuß der Kanzel besteht aus mehreren freistehenden Pfeilern und Bogen, zwischen denen viele kleine Heiligenstatuen stehen. Unter der Treppe befindet sich wieder das Bild des Meisters Pilgram, das im allgemeinen mit dem bereits beschriebenen übereinstimmt, nur etwas kleiner gehalten ist.

Besondere Beachtung verdient auch das treffliche, 1640 gearbeitete „Chorgestühl“ zu beiden Seiten des Hochaltars, und die 150 Jahre ältere Reihe von Stühlen im unteren Hauptchor. Ihre reichen Laubverzierungen, die schönen figuralen Arbeiten an denselben machen sie zu einem

Muster mittelalterlicher Kunst; trotz ihres vielhundertjährigen Bestandes und ungeachtet der fortwährenden Benützung sind diese ehrwürdigen Reste altdeutschen Kunstfleißes uns zum theil noch in unverfehrter Schönheit erhalten.

(Nach Dr. Franz J. v. Haymerle.)

49. Der Prater.

(Nach Adalbert Stifter.)

Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spaziergang und stillster Einsamkeit, von lärmenden Aneipgärten und ruhigem Haine; das ist der Prater. Viele Wiener mag es geben, die die Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Getümmel an einigen Stellen ist, so einsam ist es an andern, so dass man wähnen sollte, wenn man die Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie; — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sich ihre Bevölkerung ausgießt, und der doch noch Theile genug leer lässt für den einsamen Wandler und Beobachter. — Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen undankbar gegen ihn in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto mehr zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen. Der 1. und 2. Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Praterstag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin und laß dir auf diesem Papier deuten, was wir sehen.

Es ist der 1. Mai, etwas nach 4 Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns rechts gegen die Praterstraße, die zum Prater führt; die ganze, schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, dass, wenn man jemand sagte, er bekomme ein Herzogthum unter der Bedingung, dass er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstromen gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalt'n und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend,

oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander fliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hier und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unten vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht, Schimmer und Flitter zu ergötzen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um drei viertel auf 4 Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf, durch die Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters. Endlich ist die Praterstraße doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt den Namen: „Ferdinands-Nordbahn,“ und wirklich eilen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem Bahnhofe zu. Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, das dritte weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien. Auf riesengroßer Leinwand sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, und diese Gemälde, dies exotische Schreien und Pfeifen, Giren und Brüllen im Innern lockt die Leute, so daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Croate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hunde darauf, der gar zierlich aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — Aber an allen diesen Dingen vorüber geht der hauptsächlichste Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste, hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Dienerschaft und Equipagen nur immer Laune und Reichthum ersinnen konnte, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in den Straßen fahren viele tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden. — Das ist nun eigentlich der Ort, wo sich Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dichtgedrängt die Zu-

schauer, und hinter ihrem Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen die Dame des höchsten Standes, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umgibt; hier kommt ein Mann ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum erstenmale paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen die in einem Wagen sitzenden Damen, dort sitzt ein alter Mann einsam in seiner schweren Carosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Brust; dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere — und so siehst du ein Schauspiel, wie es dir doch nur der Prater bieten kann.

Doch laß uns die Allee hinabgehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer hinab kommen, so ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen die Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit gepuktem Menschengestrüpp, — das redet, das lacht, das braust, das klingt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und soweit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reellern Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Tritt hier links aus der Hauptallee. — Ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes, alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer verschlingt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboiß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurfstels, der in seiner hohen, schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt. Einer oder zwei ragen über

die andern empor und spielen Scenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden; auf der andern Seite des Baumes declamiert eine und der Harfenist reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiter durchzudringen, und dicht neben ihm werden Lirionie und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne einer Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen — und wendest du dich ab, so siehst du unter noch größeren Bäumen wieder eine solche, rechts wieder eine, weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres. Eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst eine türkische — die große Trommel eilt und tummelt sich, ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einer Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und andere. — Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und die Bäume sich biegen.

Du findest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst her aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, obwohl sich ruhig vor deinen Augen entfaltend, doch schon betäubend, so ist es zwar hier nicht auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Element nicht gewohnt bist, so zerrüttet es dir den Verstand. Ich kannte einen ernsthaften Mann mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gehen. — Aber sieh! das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, und die ihm wohl bekommt; laß sie tollern und jubeln und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige. — Darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbepette — und ich denke da schon ein guter Theil der Menschen dazu verurtheilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen, so darf man es ihm schon gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere und Luft und Freude walten lasse. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade so bei uns ist; Arbeit und Lust, das mischt sich so beim Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine die Hauptsache oder das andere.

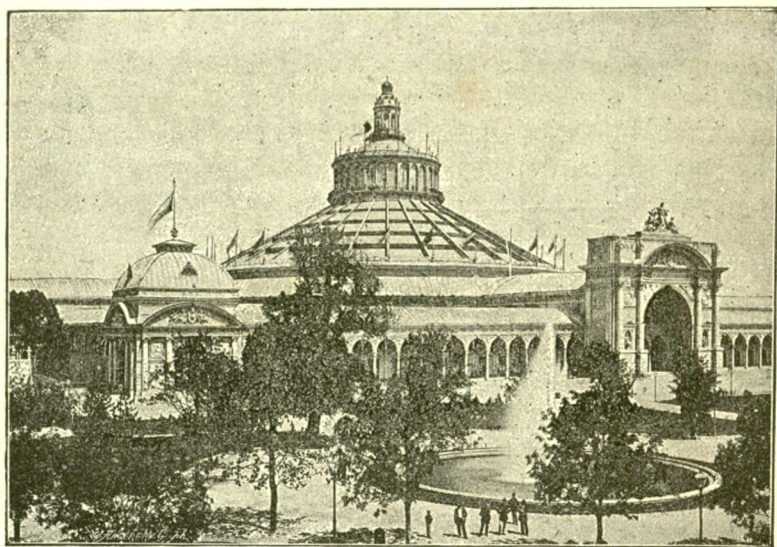
Weile noch einen Augenblick hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug; türkische, der Leiermann, der Jarfenist und Bänkefänger, schwärmerische Handwerksgejellen mit Guirren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingend, ewig um eine Luint von einander abstehen, heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hier und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — und kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gestalten, unberührt von der Gegenwart. Du wirst gleich hören, wie sie, und ätten sie schon ein Menschenleben lang im Prater geseffen, dennoch unberührt von dem Geiste und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen erheben, feurig melancholisch wie ihr Auge, und phantastisch verworren hin- und herflürend wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt. — Da sieh mir nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Cymbal schlägt — wie der eine den Bogen führt und zuckt, fast graciös wie ein Virtuose, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiße der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und rauscht rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein edles Element.

Sie werden immer toller und toller, streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken, singende Stimmen erheben sich hier und dort — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden.

Lass uns nun weiter schreiten, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird immer inner und dünner, das Gemisch von Musik und Lärmen schwächer und schwächer. — Einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht schadet, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz; wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst eine Menge, Mann an Mann, alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen durchschnitten wird, oder in die sich plötzlich ein Stern entsetzt, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel

schwebt und, von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt, oder der Stern pläzt und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an diesem Damme stehen die Gebäude der Schwimmschule; diese andern hölzernen Häuser auf Flößen sind Bade- und Schwimmanstalten. Hier mündet schon ein größerer Donauarm hinzu. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst du, wie groß unser Prater ist — schon lange hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wagen, die in der Hauptallee fahren — hier ist es bereits so



Rotunde.

einsam wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers weiter gehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Reh, und die vielen Spuren im Lehmboden zeigen, wie sie oft herdenweise hinübergehen. Noch weiter draußen an der Spitze der besuchten Insel steht eine Rinderherde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken herüberschallen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Thiere nur wie kleine Lämmer herüberschauen. Immer weiter führt uns unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo

jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, landen die Dampfschiffe, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsch, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen Bäumen besetzt; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir vor einer halben Stunde noch im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln würdest du wohl kaum irgend wo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo sie geschont werden. Der Wiener liebt auch diesen breitkronigen Baum gar sehr, und ich würde es keinem rathen, in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume zu schädigen. Da sie vereinzelt stehen, sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden. Der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Philosoph, der Grübler, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagesdieb schlummern in seinem Schatten; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niederen Feldstuhle und zeichnet und malt einen Baum oder eine Gruppe. Indes ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gern in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschritt aufhört.

Als im Jahre 1873 eine Weltausstellung in Wien veranstaltet wurde, welche die Erzeugnisse aller Völker und Zonen der Erde auf jedem Gebiete der Kunst und Industrie vereinigte, gestattete der Kaiser die Benützung des Praters zur Anlage des Industriepalastes und der zahllosen Pavillons und Bauten. Da wurde der „Wurstelprater,“ ohne daß ihm von seiner Eigenthümlichkeit etwas geraubt wurde, reguliert; breite Straßen, neue Alleen, Parks wurden in unglaublich kurzer Zeit geschaffen.

Von diesen Häusern, Villen, Tempeln und Palästen, die das Staunen und die Bewunderung aller Besucher erregten, wurde seither vieles abgetragen, nur der Industriepalast, die Riesenrotunde steht noch heute, ein beherdter Zeuge österreichischer Baukunst.

b) Aus der Naturkunde und Technologie.

50. Thierleben im Tümpel.

(Von Aglaja v. Enderes.)

Nur ein paar Schritte abseits springt und plaudert der Bach auf seiner geschäftigen Reise; er hat Eile. Drinnen das Dorf erwartet ihn, die Mühle und dann der große Fluß draußen im Flachland und endlich das Meer, das weite, unendliche Meer; ja, er weiß das und läuft und rennt unaufhaltsam fort. Aber hier ist es stille; ein kleines Becken, eine ruhige, spiegelnde und blitzende Wasserfläche darin, das ist der Tümpel. Unten ist Moos und Schlamm, dunkelgrün, roth und braun spielen die Farben vom Grunde herauf; blendend weiße Steine glänzen am Ufer; breite Lattichblätter, rosige Weidenröschen und goldgelbe Himmelskerzen stehen ringsum und ein Erlengebüsch mit langen, schwankenden Zweigen neigt sich über das Becken und setzt zuweilen über das Wasser spielend hin.

Es ist hoher Mittag; die Sonne glüht und glänzt über dem Wasser, über den Steinen und dem Erlengebüsch und schimmert auf den Flügeln der blauen Libelle, der Seejungfer, die mit dem schlanken Leibe bald durch die Erlenzweige huscht, bald über dem blitzenden Wasser gaukelt und die Schwingen nezt.

Halb im Schatten des Busches geborgen, halb im Sonnenlichte ragt ein Stein aus dem Grunde hervor; Moos und Algen spinnen daran hinauf, die Wasserlinse legt ihre Blättchen dazu, und das Schilfgras biegt seine schlanken Halme in weichem Boden darüber hin. Und unter dem grünen Baldachin des Schilfes, auf dem weichen Lager von Moos und Algen liegt eine junge Ringelnatter. Das Wasser gleitet über ihren schlanken Leib, der in dunkelblauer und grüner Farbe schillert; der Kopf ist sanft gehoben und ruht auf dem Wasserpiegel, und die goldgelben Flecken funkeln und glänzen im hellen Lichte.

An einem Halme, der wie ein grünes Säulchen vom schlammigen Grunde aufragt, klettert die dunkle Wasserflorsfliege empor. Es ist nun ein Jahr her, da hat sie mit vielen hundert Geschwistern an einem Schilfhalme am Ufer gehangen, in die weiche Hülle des Eies gebettet; später hat sie sich als Larve lustig im Wasser herumgetrieben und hat Jagd gemacht auf noch kleinere Insecten, als sie selber damals war, und mit diesem Frühjahr war sie völlig erwachsen, gieng ans Land, um sich zu verpuppen, und nun dehnt sie das entfesselte Flügelkleid in den warmen Sommerlüften.

Unter dem Halme, auf dem die Fliege langsam zur Höhe klimmt, kommt nun ein wunderlicher Geselle, der gemeine Rückenschwimmer hervor. Die gelbe Brust hat er nach oben gekehrt und liegt auf dem Rücken, der wie ein Boot geformt, ihm als ein bequemes Fahrzeug dient, während die gelenkigen Hinterbeinchen tüchtig ausgreifen und den kleinen Zappler bald über die Wasserfläche fortreiben, bald zum kühlen Grunde führen oder in den Schatten der Erden bringen.

An dem scheinbar planlosen Schwimmer vorüber kommt eine andere Gestalt gesegelt, die Wasser Spinne. Sie hat unten im Wasser ihr kunstvolles Haus gebaut und mit feinen Fäden an den Stengeln der Pflanzen befestigt. Des Winters, wenn die Kälte und das Entbehren drohen, schließt sie ihr kugliges Nestchen ganz luftdicht zu und wartet zusammengekauert, in Ruhe und Sicherheit, des Frühlings und des warmen Sonnenscheines.

Drüben, dicht am Ufer, wo die weißen Kiessteine blitzen, hat sich eine lustige Gesellschaft von Taumelkäfern zusammengefunden; von rechts, von links kommen sie hergesegelt; da einer, dort einer, als hätten sie einander Botschaft gesandt. In wenig Minuten sind hunderte da von dem beweglichen Völkchen, und es treibt sich im wirren Gewimmel auf der ruhigen, regungslosen Wasserfläche herum.

Ruhiger, als dieses übermüthige Gelichter, auf sich selbst beschränkt und einsam zieht die Wasserschnecke, dicht unter der Oberfläche des feuchten Spiegels, ihre Bahn. Ihr gewundenes Gehäuse hängt unter ihr hinab dem Grunde zu, von dem sie nur zum Besuche in die Höhe kommt, um sich das Licht und Leben da oben zu besehen und langsam, geräuschlos, wie im Traume, unter der Wasserfläche hinzugleiten.

Und ebenso langsam, ebenso geräuschlos taucht nun ein sonderbares, glöckäugiges Ungethüm, die Larve der Libelle, der schlanken neßflügligen Seejungfer, die dort durch die Schilfhalme schwebt, aus der schlammigen Tiefe empor.

Da rührt sich's dort im schlammigen Ufer; ein brauner breitmäuliger Burtsche, der Frosch, rückt hervor und schnellst sich mit den langen, schlenkrigen Beinen mitten in den Tümpel hinein. Etwas Schlamm wühlt sich im Wasser auf und trübt es, und wie es wieder klar und hell wird, ist die Libellenlarve verschwunden, und es rückt ihr Vertilger in langen, eiligen Schwimmtempos dem Ufer zu; denn von ihrem Steine ist die Ringelnatter leise hinabgeglitten und zieht durch das Wasser hin.

Starr vor Angst und Noth sitzt der Frosch und denkt nicht ans Entfliehen. Ja, die Ringelnatter ist Herrin des Tümpels, ihr gehört das

ganze Revier, von der kleinen Eintagsfliege, die dort im Sonnenstrahle schwebt, bis zu dem fecken, lustigen Springer, der da wie festgebannt am Ufer hockt.

Und die Sonne glüht und brütet über dem kleinen Wasserbecken; tausend Leben reifen unter ihrem heißen Strahl, unten im Schlamm, an den Stengeln und Blättern der Pflanzen, am Ufer, in der Erde und am Gestein; tausend Leben, die sich in Lust und Freude, in Angst und Noth abspielen in dem kleinen Tümpel, zwischen den Weidenröschen, den Himmelskerzen, unter dem Erlensbusch.

51. Der Maulwurf.

Ein Riese an Kraft und Muth in Zwerggestalt, ein Hercules der Arbeit in niederster Erscheinung, ein Nimmer satt in der Begierde der Befriedigung seiner Raub- und Mordgelüste, eine lebendige Wühllocomotive, die sich nach allen Richtungen hin unter der Erde den Weg bahnt, — das ist unser Maulwurf.

Der zur Rüsselschnauze verlängerte, gespitzte Kopf, der durch eine Verlängerung des Nasenbeins zum festen, kräftigen Bohrer wird, sitzt auf einem platt kegelförmigen Körper, das Brustbein und die Schulterblätter sind besonders kräftig ausgebildet, die kurzen, im Leibe versteckten Beine stehen mit den schaufelförmigen Riesenpfoten, deren Innenfläche nach außen gerichtet ist, seitwärts vom Leibe ab. Unter den fünf nagelbewehrten Zehen steht nur die mittlere, längste frei; während das rechte wie das linke Paar durch eine Spannhaut mit einander verbunden ist. Die wie winzige Perlen erscheinenden Augen stecken tief im Pelze, können jedoch durch einen Muskel hervorgeschoben werden. Ebenfalls im Pelze verborgene Ohrenränder ersetzen die fehlenden Ohrmuscheln und können den Gehörgang verschließen. So sind Auge und Ohr vor dem Eindringen des Sandes und Staubes geschützt. Das Hintertheil des Thieres kann im Verhältnis zum Vordertheile fast verkümmert genannt werden.

Der Maulwurf stemmt sich beim Wühlen mit den Händen gegen die Erdwände seines Ganges, bohrt vor sich den Rüssel in die Erde und schaufelt nun mit den Grabwerkzeugen die Erde nach rückwärts, den Hinterleib nachschiebend. Beim Entfernen der Erde aus den Gängen leisten Rüssel und Schulter treffliche Dienste, und die aufgeworfenen Haufen bezeichnen die mannigfaltigen Richtungen und Verzweigungen der Röhren. In leichtem Erdreich geht natürlich die Wühlarbeit rasch von statten, doch ist ihr Fort-

gang auch in schwerem Boden staunenswert. Den Ein- und Ausgangspunkt seiner vielfach verzweigten Fahrten bildet der Kessel. In Nainen, unter Mauern oder in sonstigen trockenen Lagen errichtet er seine unterirdische Burg und bereitet sich im Mittelpunkte derselben in einer kegelförmigen, acht bis zehn Centimeter weiten Kammer sein Lager aus Moos oder anderen Pflanzenstoffen. Rund um den Kessel führt in gleich hoher Lage ein Gang in einem Umkreise von zwanzig bis fünfundzwanzig Centimeter und über diesem wieder ein kleinerer Gang. Der Bewohner kann vom Kessel aus durch verschiedene Röhren in den oberen Kreisgang und von da aus in den unteren gelangen. Vom unteren Kreisgange laufen Röhren strahlenförmig in den eigentlichen Laufgraben, der sich dann eine geraume Strecke von der Burg in die flächeren Gänge des Jagdgebietes verzweigt.

Schon in der Wahl des Aufenthaltes zeigt der Maulwurf seine entschiedene Vorliebe für die Jagd auf Würmer und Engerlinge, indem er die öden Steppen und Striche meidet und den fruchtbaren Boden der Weiden, Gärten, Baumpflanzungen und Wiesen aufsucht. Der Winter unterbricht seine Thätigkeit nicht; in dieser Jahreszeit aber ist dieselbe mehr der Erdtiefe zugekehrt, wohin sich der Kälte wegen Gewürm und Larven zurückgezogen haben, wenn nicht eine wärmende Schneedecke den Aufenthalt in höheren Erdschichten ermöglicht, unter welchen Umständen auch der Maulwurf häufiger seine Erdhaufen unter dem Schnee aufwirft. Im Hochsommer erscheint er häufig über der Erde, da sich das Gewürm nach der Oberfläche des Bodens zieht; dann fallen ihm auch andere Thiere zur Beute als Schmetterlinge, Schnecken, Spinnen, Frösche, Mäuse, Eidechsen und selbst junge Vögel.

Nach den neuesten Untersuchungen verzehrt ein Maulwurf innerhalb vierundzwanzig Stunden sechzig bis siebenzig Engerlinge. Diese Beobachtung ist allerdings an gefangenen Maulwürfen gemacht worden, denen der Tisch reichlicher gedeckt war, als dies in der Freiheit der Fall sein dürfte. Aber das Wühlen und Schaffen im Erdreich steigert auch sein Nahrungsbedürfnis; daher angenommen werden kann, daß der freilebende Maulwurf eine größere Menge der Beute, wenn er ihrer habhaft werden kann, vertilgt als der gefangene.

Ein Maulwurf säubert innerhalb fünf bis sieben Tagen ein Achtel Hektar Wiesen- oder Ackerfläche vollständig von Kerfen und Würmern, um sich sodann mit scharfem Witterungssinn schleunigst ein neues ergiebiges Revier zu suchen. Wohl befinden sich im Gefolge seiner nutzbringenden

Thätigkeit auch zerstörende Eingriffe in die Werke der Bodencultur, und nicht überall kann ihm darum das Wort der Pflege und Schonung geredet werden, wie man ihn denn in Kunst- und Gemüsegärten zu vertilgen berechtigt ist; wo aber seine Wühlereien das Wachsthum weniger beeinträchtigen, und wo der Ackerbauer Hügel und Gänge an der Bodenfläche leicht wieder ebnen kann, gebe man ihm getrost Spielraum auf Wiesen, Feld- und Waldboden! Die überall ausgleichende Natur wird bei allzusehr steigender Vermehrung des Maulwurfs ihre Wasserfluten senden, und lebendige Feinde in Gestalt der Tag- und Nachtraubvögel, des Storches, des Fuchses, Marders, Wiesels und Iltisses werden immer seine Reihen lichten.

(Nach Karl Müller.)

52. Die Perlenfischerei.

Der persische Golf, aus dem der schönste und edelste Schmuck, die Perle, gefischt wird, ist ein ödes, reizloses, entweder von heftigen Stürmen oder von glühendem Sonnenbrande heimgesuchtes Meer, einerseits zwischen nackte Felsküsten, andererseits zwischen Sand- und Sumpfsüfer gebettet. In der Bucht des persischen Golfes versteckt, liegt die Insel Bahrein mit der berühmtesten Perlenbank der Welt. Unermeßlich sind die Werte jener Schätze, die dort im Laufe der Zeiten dem Meere entrisen wurden.

Trotz des reichen Perlenzuges, den die Bewohner der arabischen Gesteade heute wie vordem jahraus jahrein machen, sind sie gleichwohl ein armes Geschlecht geblieben, dem alle Mühe und Plage aufgebürdet ist und dem für die gehobenen Schätze ein so spärlicher Lohn wird, daß es damit kaum sein kümmerliches Leben zu fristen vermag. Das Perlenfischen ist ein sehr prekäres Geschäft; in den meisten Muscheln findet man zwar eine oder auch mehrere, mitunter sogar 50—60 Perlen, aber sehr oft auch gar keine oder nur sehr kleine, sogenannten Perlshamen, der nur im Orient als Medicin gebraucht wird. Für hundert ungeöffnete Muscheln, mögen sie Perlen enthalten oder nicht, zahlt der Bootbesitzer seinen Tauchern zwei Dollars. Da nun nach einmaligem Tauchen höchstens zwei bis drei Muscheln gehoben werden, und die zwei- bis dreimalige Wiederholung desselben die Taucher bis zur Erschöpfung ermüdet, so kann diese Art der Berufsthätigkeit in der That keine glänzende genannt werden.

Über die Geschichte des Thieres behaupten die Eingebornen fest, die Perlenbrut falle als Regen vom Himmel, und die Bildung der Perlen sei eine Krankheit des Thieres. Mit Rücksicht auf letzteres ist die Thatfache

bemerkenswert, daß die perlenfreien Austern die besten zum Essen sind, während die fette, schleimige Perlauster für ungesund gehalten wird. Im persischen Golfe beschäftigen sich an 30.000 Menschen, die über eine Barkenflotille von 5000 Fahrzeugen verfügen, mit der Perlenfischerei. Sonderbarerweise ist der Vorgang dabei immer noch derselbe, wie er vor fast einem Jahrtausend beobachtet und beschrieben wurde.

Der Taucher nimmt einen Gurt um, bewehrt sich mit dem Austermesser und einem Korbe, dann verstopft er sich die Nasenlöcher mit einem Teige aus Wachs und Öl. Jeder Taucher stellt sich an die Bordwand auf eine schwere Steinplatte, mit der er mittels eines dünnen, aber festen Seiles verbunden ist. Auf ein Zeichen gibt der Gehilfe dem Steine einen Stoß, worauf dieser mit dem Taucher in die Tiefe sinkt. Am Meeresboden angelangt, öffnet der Taucher die Augen, orientiert sich so rasch als möglich und rafft in aller Eile so viele Austern zusammen, als er erhaschen kann, ohne seinen Stein zu verlassen, mit dem er nach Ablauf von vierzig bis sechzig, höchstens siebenzig Secunden wieder emporgehoben wird.

Nächst Bahrein ist die Insel Ceylon eine der wenigen Punkte der Erde, wo die echte Perlmuschel gefunden und gefischt wird. Die dortige Perlenfischerei hat schon einer Kleopatra und den edlen Römerinnen ihren Schmuck geliefert. Jedoch hat dort der Ertrag in neuerer Zeit in Folge der Überfischung etwas nachgelassen; man läßt den Austern jetzt Zeit zum Reisen und setzt die Fischerei in einzelnen Jahren aus.

In den Jahren der Fischerei läßt die britische Regierung, welche den Perlenfang als Monopol betrachtet, gewöhnlich im März, wenn zwischen dem nordöstlichen und südöstlichen Monsun Ruhe eingetreten ist, durch eine große Anzahl eingeborner Taucher wohl zwei bis vier Millionen Austern aus den Bänken ans Land schaffen, welche dort in größeren und kleineren Partien versteigert werden. — Um diese Zeit gewinnt der sonst öde, sandige Ankerplatz von Krippo auf Ceylon das Ansehen eines vielbesuchten Jahrmarktes. Zahllose hellfarbige Buden, mit langen Streifen von weißem Zeug und mit blaßgrünen Palmblättern geschmückt, verdecken die niedrigen, schmutzigen Lehmhütten der Strandbewohner. Tausende von Singalesen, Mauren, Persern, Juden wandeln in ihren verschiedenen bunten Kleidern zwischen den weitgedehnten Bazars und Buden umher. Auch Tempel sind in der Eile aufgerichtet worden, und Priester harren der Opfergaben. — Pfeifen und Tamtams und wilde Lieder ertönen und bis in die durch Freudenfeuer erhellte Nacht lärmten Tanzende und Betrunkene.

Nach etwa dreißig Tagen ist Fang und Verkauf beendet. Die Myriaden faulender Austeru verpesten nun meilenweit die Luft, und die Rüste versinkt rasch wieder in ihre gewohnte Öde und Armliechtheit.

(Nach v. Schweiger und J. G. Kuzner.)

53. Die Lärche.

(Nach P. K. Hofegger.)

Einst an einem Sommertage traten die Nadelbäume zusammen, um unter sich eine Königin zu wählen. Die Fichte sagte: Ich bin die schönste; die Tanne sagte: Ich bin die größte; die Kiefer sagte: Ich bin die nützlichste und die verbreitetste, und sie führte sogar die Legföhre vom Berge herab mit sich, daß dieselbe für sie stimmen sollte. Selbst der Wacholder war herbeigekrochen und meinte, er wäre wohl der edelste und kostbarste. Als endlich aber auch die Lärche kam mit ihrem hellen, herrlichen Grün, mit ihrem mächtigen Stamm, eine riesige Pyramide, verschleiert die strogenden Äste im dichten, weichen Genadel, die Milde gepaart mit der Kraft: da beschloßen die andern Bäume, die Wahl der Königin auf den Winter zu verschieben.

Und als der Winter gekommen war und sie sich wieder versammelt hatten in ihrem dunklen, immerwährenden Grün, da wollte die Lärche nicht erscheinen. Und als man sie rief, da kam sie eingehüllt in einen Schneemantel, und als man sie bat, diesen abzulegen, da stand sie mit grauem, kahlem Gezweige da. Die anderen lachten. Königin aber wurde die Tanne.

Seither trägt die große Lärche die kleinste und leichteste Krone unter den Nadelhölzern. Ist auch ein bißchen ungesellig geworden und steht gern auf freier Weite, andern Genossen nicht zu nahe. In der Jugend, ja, da war's anders; da stand sie in dichten Reigen mit ihren Geschwistern, und ihr grünes Büschelgelocke war so eng ineinander versflochten, daß die Stämmchen darunter in steter Dunkelheit standen, und daß das tieferstehende Gezweige aus Mangel an Tag zu verdorren begann. Und weil sie sich denn in ihrer zarten Jugend gegenseitig vorm Licht gestanden sind, so haben die meisten von ihnen verkommen müssen, haben eines Frühling's nicht mehr gegrünt, sind als Gerippe dagestanden den Sommer über. Dieweilen aber haben sich junge Fichten darunter an derselben Sache gekräftigt, an der die Lärchen zugrunde giengen — an dem Schatten. Sie schossen jetzt auf und von dem jungen, vor ein paar Jahren noch so schönen Lärchenanwuchs war bald keine Spur mehr. Nur die etwas abseits vom Gedränge standen — auf Felsboden, die retteten sich.

Im Winter legt sie all ihren grünen Schmuck ab und trauert. Nur die Samenzäpfchen hütet und wiegt sie auf ihren Armen, und wenn die jungen Nadelfederchen wiederkommen, einzeln und aus winzigen Körblein hervor in Büscheln, da dehnen sich wieder die Zweige, reckt sich der Wipfel, und die blutrothen, fast erdbeerartigen Zäpfchen lachen zum sonnigen Himmel auf, und es beginnt die sommerliche Lust.

Da geht im Wald aber ein Mensch herum, der macht sich daraus ein Geschäft, daß er die Lärchen melkt. Mit einem Bohrer wühlt er ein Loch in den Stamm, bis hinein an das Mark. Dann verschließt er das Loch mit einem Pfropfen und geht davon. Im Herbst kommt er wieder, zieht den Pfropfen aus und schöpft mit einem langen Löffelchen den köstlichsten Balsam hervor, das Harz, aus welchem der feine venetianische Terpentin bereitet wird. — Ein solches Loch in dem Baum gibt bis gegen dreißig Jahre hintereinander Harz und zwar alljährlich ein Krügelchen voll — und so ist die Lärche zwar die kargste, aber die ausdauerndste Melkkuh im Lande.

Der Lärche Heimat sind die Karpathen; daher lebt sie am liebsten auf Bergen, wo sie die Ceder der Alpen genannt wird. Da sie von Haus aus abgehärtet ist, so steigt sie bis an die 2200 Meter ins Hochgebirge empor, und wo die Kiefer nur noch als Legföhre auf den Knien fortkeimt, steht die Lärche in ihrer ganzen Schönheit stramm aufrecht und stemmt sich, wenn es nöthig ist, als hoher Vorposten mit Erfolg den Alpenlawinen entgegen, daß die tiefer liegenden Waldungen und Menschenstätten nicht gefährdet seien. In der Ebene und in warmen Ländern leidet die Lärche am gelben Fieber, ihr Genadel wird fahl und vergeht an Heimweh nach den Bergen.

Die Lärche wird unglaublich alt. Zwar nennt sie, auch wenn sie nicht etwa krank, sondern kerngesund ist, der Forstmann mit 80 Jahren schon schlagbar; doch wenn man sie leben läßt: mit vierhundert Wintern ist sie oft noch eine Frau in den besten Jahren, mit fünfhundert macht sie bisweilen ihr Testament, indem sie zu Gunsten des jüngeren Nachwuchses keine Nadeln mehr treibt, sondern die Sonnenstrahlen zwischen ihrem Geäste auf die Jugend niederleuchten läßt. Jetzt wird sie leer und hohl im Innern, und ihr Eingeweide, ihr einst so frisches, warmes Herz rieselt als Moder in den Grund, während nur noch der Holzmantel die nothdürftigste Nahrung aus dem Boden saugt. In der rauhen, rissigen Rinde stünde — wenn wir Baumschrift lesen könnten — sowie in den Gesichtsfurchen des Menschen, die Lebensgeschichte der Greisin ein-

gegraben. Mit sechshundert Jahren endlich legt sich die älteste Lärche selbst zur Ruh. —

Die Lärche ist der Lieblingsbaum der Mutter Gottes. Als man Marien nach des Herrn Geburt schmückte, behielten alle Nadelhölzer jahraus jahrein ihren grünen Kranz auf dem Haupte. Nur die Lärche sagte: Dir allein gebürt der ewige Kranz, denn du bist die Himmlische, und wir sind die Irdischen! — und legt jedes Jahr zum Feste der Geburt Mariens ihr helles Grün demuthsvoll zur Erde. — Daher ist der Baum mit besonderem Segen bedacht. Häufig sehen wir in den Alpen an Lärchenstämmen Marienbilder prangen, oder es steht eine Kapelle in ihrem Schatten.

Der seltsamste Lärchbaum der Alpen ist wohl jener, welcher im Unterinntale bei Keitl in Tirol auf dem Wege nach Alpach steht. Derselbe hat 8·22 Meter im Umfang, also über 2·5 Meter im Durchmesser. Der Stamm ist im Kerne ausgefalkt, so daß das Innere ein hohes, rundes Zimmerchen bildet. Eine Öffnung unten zwischen zwei sich ausschweifenden Wurzelarmen gibt die Thür, zwei Lücken, die durch das Ausfallen zweier Äste verursacht wurden, bilden die Fenster. Das weidende Kleinvieh nimmt bei Kälte und bösem Wetter gerne Obdach in diesem Baume.

Einmal hat in dieser Baumhöhle längere Zeit auch eine alte Frau gewohnt, der das Haus abgebrannt war. Sie stellte eine Bettstatt, einen Kasten, ein Tischchen hinein und vervollkommte die Fenster mit Papierscheiben und errichtete an der Wand ein Hausaltärchen. Kein Mensch hatte da wie sie ein so hohes Haus, auf dessen Gesimsen die Eichhörnchen hüpfen, auf dessen Giebel der Habicht nistete.

Noch länger wie als Baum hält das braunrothe, harte Lärchenholz als Pilote im Wasser. Ganz Venedig steht auf jenem Lärchenwalde, der einst die Höhen des Karstes beschattet hat. Und wenn die Paläste Venedigs über dem Wasser verfallen, im Grunde stehen sie fest, und die Pflöcke, welche vor eintausendvierhundert Jahren die vor dem Sonnenkönige fliehenden Scharen auf den Sandinseln der Lagunen in den Wassergrund schlugen, und worauf sie die Stadt Venedig bauten, — diese Lärchenpflöcke sind bereits zu Stein geworden. Und unser Lärchbaum, der bei Lebzeiten von seinen Bergen nicht lassen wollte, als Nutzholz mußte er hinaus in die weite Welt; auf seinem Schoße ruhen die schweren Stränge der Eisenbahn am sichersten, unter seiner Hut und Führung als Mastbaum gleiten die gewaltigsten Schiffe von Continent zu Continent.

Daheim aber auf den stillen Alpenhöhen steht der einsame Mutterstock, dessen Stamm man fortgerollt hat in die Fremde. Seines Ernährers, der ihm die Lebenslust zugeführt hatte, beraubt, müßte er in kurzer Zeit sterben. Aber eine gutmüthige Nachbarslärche steht neben ihm, die meint: Hätte ich fort müssen, so hättest du dich sicherlich meines Stockes angenommen; ich will ein Gleiches an dir thun — und sucht ihm durch Wurzelverbindung und Überwallung die nöthige, sich selbst abgepartete Nahrung zuzuführen, daß der verwaiste Stock oft noch jahrelang an dem Gnadenbrote fortleben kann.

54. Die Rose.

Schon der Name „Rose“ hat einen holden, lieblichen Klang, der zugleich an die schönste Zier der Blumenwelt und an des Jahres Freude und Sonne erinnert. Wir nennen die Rose die „Königin der Blumen,“ und sie trägt diesen Ehrennamen mit Recht; denn wie keine andere unserer Blumen vereinigt sie edle, prunklose Schönheit mit einem höchst erquickenden Wohlgeruch.

Der Rosenstrauch ist ein Kind der gemäßigten Zone; doch steigt er auch, wenn er nur einigermaßen vor den rauhen Winden Schutz findet, mit dem Menschen aus dem Thale auf die Berge in die kühlen, dunklen Tannenwälder und steht als schönste Zier in den Gärten der Sultane des Orients; doch unter dem heißen Strahl der tropischen Zone verliert die Rose ihren Duft, und die wildwachsenden Arten verschwinden.

Es gibt sehr viele Arten und Abarten des Rosengeschlechtes; neuere Botaniker zählen deren schon mehr als zweihundert auf. Unter der kunstreichen Hand des Gärtners ist die Rose nach und nach in den mannigfaltigsten Farbentönen erschienen, aber in allen Formen und Farben der Liebling des Menschen geblieben. Unter unseren wildwachsenden Rosen sind besonders zwei Arten bekannt: die gemeine Heckenrose mit länglichen Hagebutten und die weißlichrothblühende Ackerrose mit runden Hagebuttenfrüchten. Unter den in Gärten künstlich gepflegten Rosen zeichnen sich aus: die bei Damascus in Syrien wildwachsende Monatsrose, die uns das ganze Jahr mit ihrem zarten Blumenflor erfreut; die liebliche Moosrose mit ihrer moosartigen Bekleidung des Kelches und Blumenstiels; die Zimmetrose, die schon im Mai blüht, mit purpurrothen Blumen und einem zimmetartigen Geruche; die feine, weißgelbliche Theerose und die Zuckerrose, deren hochrothe Blätter zur Bereitung von Rosenwasser, Rosenhonig u. dergl. verwendet werden. Aber unter all ihren

Schwestern die schönste bleibt doch unsere in allen Gärten heimisch gewordene hundertblättrige Rose, in welcher sich die vielen Staubfäden in lauter Blumenblätter verwandelt haben. Die schwellende Fülle, mit welcher sich die dunklere Blut der Knospe zum schönsten, lichterhellen Rosenroth entfaltet, der üppige Reichthum, mit welchem ein Blumenblatt sich weich auf das andere bettet, eines hinter dem andern lieblich hervorjchaut, dazu der zarte und doch so kräftige Duft der vollen Blume: das alles offenbart uns ein Blütenleben in herrlichster Pracht und doch wieder in so wohlthuernder Milde, daß wir bewundernd in das offene Rosenantlitz schauen und mit neuem Entzücken wieder zu dem lieblichen Anblick zurückkehren.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war die Rose beliebt. Auch das Christenthum hat auf sinnige Weise der Rose gehuldigt; der Gebrauch, Rosen zu weihen, besteht noch jetzt in Rom. Eine goldene Rose wurde als ein so ehrenvolles Geschenk angesehen, daß nur gekrönte Häupter für würdig gehalten wurden, sie zu geben oder zu empfangen. Solche Rosen wurden am Charfreitag von den Päpsten geweiht und mächtigen Herrschern geschenkt.

Seit Jahrhunderten feiert man in Sallency, einem französischen Dorfe in der Picardie, ein Rosenfest, dessen Feierlichkeiten berühmt geworden sind. Es wird nämlich von den drei unbescholtensten, durch Sittsamkeit und weibliche Tugend ausgezeichneten Mädchen des Dorfes die würdigste erwählt. Ihr Name wird vor dem festlichen Tage von der Kanzel verkündet, damit noch jedermann Zeit habe, Einsprache gegen die Wahl zu thun, falls er eine noch würdigere Jungfrau weiß. Ist die Wahl unbestritten, so wird am Festtage des heiligen Medardus, der das Fest gestiftet haben soll, das erkorne Rosenmädchen unter Musik und dem Geleite von zwölf festlich geschmückten Paaren in die Kirche geführt, wo auf dem Altare der rosenbekränzte Hut liegt, der der Königin des Tages unter dem Gebet des Priesters auf das Haupt gesetzt wird. Auch in Osterreich, zu Nikolsburg und zu Frain in Mähren wurden bisher ähnliche Rosenfeste gefeiert.

Die Rose wird indes nicht bloß um ihrer Schönheit willen, sondern auch wegen ihres Nutzens hoch geehrt und angebaut. Das kostbare Rosenöl ist seit Jahrhunderten ein Luxusartikel der Reichen des Orients gewesen, und ist jetzt in allen Ländern der Erde gesucht. In Egypten, wo man ganze Haine von Rosenstöcken findet, ist das Destillieren des Rosenwassers ein sehr einträgliches Gewerbe, ebenso in Indien und Persien. Das Rosenöl wird

im Oriente unter die Salben gemischt, mit denen man die Haut zu verschönern pflegt, und es hat einen so durchdringenden Geruch, daß eine Nadelspitze davon genügt für mehrere Personen.

Unter den europäischen Ländern ist es die Türkei, welche das meiste Rosenwasser und das beste Rosenöl liefert. Wenn man Bulgarien durchreist und den Niederungen Thraciens zueilt, so sieht man überall weit ausgedehnte Rosenpflanzungen, die zur Erzeugung der Rosenessenz angelegt sind. Bis nach Philippopel hinab befassen sich die Bewohner mit der Pflege der Rose, die nirgends so gut gedeiht als unter diesem Himmel, wo die Nähe der frischen Bergluft und das eigenthümlich kesselartig geformte Land ihrem Fortkommen besonders günstig sind. Fast ausschließlich wird die Centifolie gepflegt; ihre Stengel und Stiele sind stark, stachelig und borstig, die Blüten nicht sehr groß, blaßroth, schwachgefüllt und sehr wohlriechend.

Die Bereitung des Rosenöls und Rosenwassers ist sehr einfach. Nachdem die Blumen knapp am Kelche abgebrochen sind, wirft man sie in große kupferne Kessel, die mit Wasser gefüllt werden, und läßt sie über einem mäßigen Feuer langsam abdampfen. Nach einigen Tagen ist das Rosenwasser destilliert. Um das flüchtige Öl zu gewinnen, wird die Destillation fortgesetzt, bis sich das Rosenwasser um die Hälfte vermindert und die ebenso geschätzte als flüchtige Essenz aufwirft. Diese wird dann schnell abgeschöpft und in kupfernen Büchsen sorgfältig verschlossen. Aus dem Balkan wird ganz Europa und auch Amerika mit Rosenwasser und Essenz versorgt. Der an sich einfache, aber sehr poetische Erwerbszweig übt auf die Leute, die sich damit befassen, einen auffallenden Einfluß. Die Bewohner jener Gegenden sind reinlicher und gesitteter als die, welche sich bloß mit Viehzucht oder Ackerbau beschäftigen. Sie lieben die Rose als die Quelle ihres Lebensunterhaltes und dünken sich durch ihr Geschäft vor den andern geadelt.

Die Rose erfreut des Menschen Herz aller Orten; sie begleitet ihn am Strauße ins Stübchen, zum fröhlichen Feste, zum Geburtstage und zum Hochzeitschmause; sie leihet ihm als glühende Knospe ihre Sprache, überbringt dem fernem Freunde seine Grüße und theilt als weiße Rose seinen Schmerz am Grabe des theuren Entschlafenen.

An allen Ereignissen des Menschenlebens nimmt sie theil, und deshalb werden auch die Hände der Frauen und Mädchen nicht müde, sich mit ihr zu schmücken, oder ihr Bild mit Wolle, Seide und Perlen auf Teppiche und Kissen zu zeichnen, und aus vieler Dichter Munde klingt in anmuthigen Liedern ihr Preis und Ruhm.

(Nach A. B. Grube.)

55. Das Weilchen.

Draußen an der Hecke, am Bergezhange sitzt das Weilchen im Herbst wie ein Kind, dem Vater und Mutter gestorben, verlassen und einsam. Kein Mensch mag es suchen, niemand bemerkt es. Es kommt der kalte Winter, Schlossen und Schneeflocken fallen, und der scharfe Wind fährt über die Berge. Blau-Weilchen hat kein Obdach, keinen Schutz vor dem bittern Frost. Die hohen Büsche, die im Frühlinge schön weiß und roth blühten, die Rosen- und Weißdornesträucher, Buchen und Haseln haben den ganzen Sommer hindurch in schönen grünen Blättern geprangt, nun ist ihr Gewand verschossen und gelb geworden, auch wohl von Würmern und Raupen zersessen; da werfen sie, wie reiche hohe Herren die alten Kleider stolz hinweg. Ihre Knospen haben sie mit harten, glänzenden Schalen umhüllt, die sind ein guter Schutz gegen den Frost. Das arme kleine Weilchen erhält die abgetragenen Sommerkleider der Büsche als warme Decken im kalten Winter. Mit geborgten und erbetenen Sachen ist es umhüllt, gleich einem Waisenkind draußen am Zaun.

Da kommt der Frühling, und nun wird das arme Weilchen mit einemmale sehr reich. Unten hat es viele, feine Wurzeln, die trinken Maitrauk — niedliche Blätter breiten sich nach allen Seiten aus, jedes zierlich geformt wie ein Herz. Adern ziehen durch dasselbe links und rechts; der Rand ist mit kleinen Zähnen versehen; es ist ein feiner Spitzenbesatz an seinem neuen Gewande. Auf dünnem Stiele steht die blaue Blüte keck und lustig, wie auf einem Bein, fertig zum Frühlingstanz in der warmen Luft. Fünf Blütenblätter bilden die Blüte, fünf Kelchblätter umschließen sie außen. Aus blauer Seide sind die ersten, grün ist der Überwurf, und die übrigen Blätter bilden das Unterkleid von gleicher Farbe. Ein goldener Schmuck ist vorn auf der Brust, und einen Sporn hat das untere Blütenblatt, gleich einem vornehmen Ritter und Herrn. Auch der trotzige Bart fehlt ihm nicht, an den Seitenblättern sitzt ein solcher. Des Weilchens Sporn ist jedoch zart und weich und dient dem Weilchen jetzt in seinem Reichthum als Borrathskammer. In den himmelblauen Saal seiner Blüte führt eine goldene Pforte, fünf Staubgefäße und ein Stempel bilden sie, unten ist ein offenes Thor, dunkle Linien auf hellerem Grunde zeigen den ankommenden Gästen den Weg zur reichen Tafel. Honigmale nennt man diese Streifen, denn süßer Honig ist die aufgetragene Speise. Wunderholde Schmetterlinge flattern im Sonnenschein dem Weilchen zu, fleißige Bienen eilen summend zu seinem Reichthum; alle schmausen, und doch verlangt das Weilchen von keinem Bezahlung. Es gedenkt der Milde, mit welcher die Büsche ihm Blätter zum

Schutze geliebet, als er selbst noch arm und dürstig war und spendet nun auch freundlich jedem, der kommt, seine Schätze. Wenn nun der gelbe Citronenfalter und die rothgezeichnete Aurora, die mancherlei goldglänzenden Fliegen und Bienen beisammen sitzen und schmausen beim fröhlichen Mahle, dann erzählt das Weilchen als ein lustiger Wirt seinen Gästen schaurige Märchen von seinen Verwandten, dem bunten Blümchen, das die Menschen Stiefmütterchen nennen — von dem blassen Weilchen im Walde und im Sumpf und von den gelben und den großblumigen tiefblauen hoch droben auf der Alp, — bis die sinkende Sonne die Gäste zum Scheiden ermahnt. So verstreicht heiter Tag für Tag, und am Sonntag kommen die Kinder zur Hecke, das Weilchen zu suchen. Inbehold tragen sie es heim und pflanzen es ins Gärtchen, pflegen es bis es verblüht oder pflücken es zum duftenden Strauß.

Ist es im Garten verblüht, so folgen ihm die großblumigen, bunten Verwandten, die erwähnten Stiefmütterchen mit herrlichem Farbenschmuck — freilich ohne den lieblichen Duft. Einige von ihnen zog der Gärtner aus dem dreifarbigem Weilchen des Feldes, die größten und schönsten Sorten aber von Alpenweilchen, die mit besonders großen und schönen Blumen in der Nähe der Gletscher ursprünglich zu Hause sind. Manche von ihnen tragen dunkle Flecken auf hellem Grunde; andere dagegen sehen so reizend und sammetartig aus, daß sie mit Recht an vielen Orten die Stelle des Bergijsmeinnicht vertreten und unter dem Namen Penseez „Gedenke mein!“ dem scheidenden Freunde als Erinnerungsgabe geboten werden.

(Hermann Wagner.)

56. Edelweiß.

Unter allen Blumen der Welt ist wohl keine zweite, an deren Erlangung soviel Muth und Kühnheit gesetzt würde, und deren verlockender Reiz schon soviel Menschenleben vernichtet hätte, wie das viel umworbene, vielbesungene Edelweiß unserer Alpen. In der Ebene glaubt man, dass diese Blume nur an den gefährlichsten Orten, an den steilsten Abhängen und auf den schroffsten Klippen wachse, und dass sie deshalb nur von gemsengleich kletternden Hirten und geübten Bergsteigern zu erlangen sei. Das ist aber keineswegs der Fall. Das Edelweiß ist vielmehr in einer Höhe von zweitausend Meter auf Kalkunterlage eine sehr verbreitete Blume, nur ist sie an allen Orten, wo ein bedeutender Fremdenverkehr und gesteigerte Nachfrage nach derselben ist, auf den leicht zugänglichen Plätzen gänzlich ausgerottet,

so dass sie sich nur mehr auf den gefährlicheren, nicht jedermann erreichbaren Standorten behaupten kann.

Die Versuche, das Edelweiß in unseren Gärten und Zimmern einzubürgern, sind stets misslungen. Keine Gartenkunst kann ihm die reine, dünne Luft, das klare Himmelslicht seiner Heimat ersetzen. Es lässt sich zwar, wenn man ihm besondere Sorgfalt widmet, einige Jahre im Garten cultivieren; allein es verliert schon nach kurzer Zeit den dichten, weißen Filz, der das Gewächs so einzig schmückt, und statt an Schönheit zu gewinnen wie andere Alpenpflanzen, die wir an unsere Gärten und Töpfe gewöhnt haben, erinnert es in seiner kümmerlichen Erscheinung an die gefangenen Vöglein, die der Mensch ihrer Freiheit beraubt und im Käfige dahinschmachten lässt.

Das Edelweiß gleicht einem aus vielen einzelnen Korbblumen gebildeten Strauße, der das Ansehen einer einfachen Blume angenommen hat. In der Regel sind die vier bis acht äußeren Körbchen mit der größten Regelmäßigkeit um ein größeres Mittelkörnchen geordnet und zu einem natürlichen Kreise verbunden. Jedes einzelne der durch ein schwarzes Krönchen umgrenzten Körbchen schließt zwanzig bis dreißig männliche und vierzig bis sechzig weibliche Blüten ein, so dass die scheinbar einfache Straußblume viele hundert Einzelblüten enthält. Ihre charakteristische Schönheit aber gewinnt diese Blüten-gemeinschaft erst durch die mit weißem Filz überzogene, einen mehr oder minder großen, vier- bis zwanzigzackigen Stern bildende Manschette, die aus den oberen Stengelblättern gebildet wird.

Das Edelweiß ist ein echtes Miniaturbild seiner Heimat, der Hochalpennatur, in ihrer ganzen erhabenen Reinheit und Schönheit. — Die Farbe dieser herrlichen Blume ist so rein wie der Firnschnee der zackigen Bergeshäupter im Sonnen- und Mondenglanz, der dichte, schneeige Filz, der die Blumenblätter bekleidet, ist der Nachbarschaft des ewigen Schnees angemessen, und der Blumenstern selbst ist ein Abbild des Schneesternes, dem die Firnen, Gletscher und alle die Wunder der Hochalpen ihren Ursprung verdanken.

(Nach Carus Sterne.)

57. Ein Fliederbusch.

In meinem Garten steht ein blühender Fliederbusch; hunderte von blaßblauen Blütendolden stehen fast aufrecht von den grünen Blätterzweigen zum Himmel empor; goldiges Sonnenlicht liegt über dem gigan-

tischen Blumenstrauch, der Wind bewegt ihn leise, und unten, wo die Buschstämme aus der Erde wachsen, ist tiefes, geheimnisvolles Dunkel. Die Äste hängen aber auch bis zum Boden herab, die Grashalme sprießen zwischen sie hinein, und einzelne der schweren blauen Blüentrauben haben sich in den Rasen gebettet und wiegen sich dort an den dünnen Zweigen auf und nieder. Berauscher Dufte strömt von den unzähligen kleinen Kelchen durch die Frühlingsluft; weit in das Thal hinaus prangen die blühenden Äste, und man glaubt es dem herrlich geschmückten Strauche anzusehen, daß er in diesem Augenblicke keine andere Aufgabe hat, als wunderbar prächtig und schön zu sein.

Des Morgens, beim ersten Sonnenstrahle, beginnt es in den Zweigen zu summen und sich zu regen; unter den Ästen und Blättern hervor kommen kleine, beflügelte Gäste, die hier ihr Nachtquartier genommen; die winzige, schwarze Ameise, welche unten an dem Stämmchen im lockeren Erdreiche ihre Ansiedlung eingerichtet hat, beginnt ihren unermüdlichen, geschäftigen Lauf in das Sonnenlicht hinaus und wieder zurück in den dunklen Erdschacht unter den Wurzeln; ein Heer von kleinen und großen Fliegen, die langleibige, kriegerische Wespe an der Spitze und die dickleibige, borstige Hummel umkreisen den blühenden Strauch; von weit her kommt die ernste, bedächtige Hausfrau, die Biene, und sitzt nieder und steckt den Kopf in jedes Blütentöpfchen und prüft mit klugem Sinne den süßen Saft, der da zu holen ist, und fliegt endlich nach langem Verweilen reich beladen in das Thal hinaus. Langweilige Schnecken kriechen mit Sack und Pack die braunen Stämme hinauf, ebenso langweilige Raupen schieben sich darauf langsam vorwärts, während da und dort eine winzige Spannraupe den Borderleib in die Höhe hebt, nach rechts und links gleichsam in die Luft hinaustastet und dann ihren Weg beruhigt weiter nimmt. Große, schwerfällige Käfer kommen angeflogen; der braune Maikäfer und der wunderbar schillernde Goldkäfer mit dem grünen, bronzefarbenen Flügelkleide, das im Sonnenlicht wie Smaragde funkelt und glänzt; eine ganze Gesellschaft derselben hat sich nach und nach zusammengefunden, plump und täppisch klettern die schimmernden Gäste zwischen den Blättern auf und nieder und plumpen zuweilen kopfüber in das Gras hinab.

Mit dem wärmeren Sonnenscheine kommen die Tagfalter geflogen; der Kohlweißling, der gelbe Citronenvogel, eine ganze, große Familie von Schwalbenschwänzen fliegt, von dem Dufte der Blumen angezogen, über die grüne Wiese her und beginnt ihren flatternden, schwebenden Tanz rings um den Busch; bald oben, bald unten hangen die zarten Flügelgestalten,

wie große, fremdländische Blumen. haften sie für Augenblicke an den Zweigen und huschen dann hinter einander her in lustigem, übermüthigem Treiben, oder tauchen, gleich der Biene, mit dem Kopfe in die Blütenkelche hinein. Von Zeit zu Zeit jagen sie sich mit den surrend daherfliegenden Goldkäfern, umkreisen und umspielen sie und lassen dann die breitschultrigen Gesellen mit ihrem Gebrumme allein. Je höher die Sonne steigt, desto höher und fecker fliegt das kleine Insectenvolk, das sich bei dem Busche eingefunden, und desto bemerklicher wird sein Treiben; um jeden Ast schwirrt und flattert es, die Luft ist von dem leisen Gesumme erfüllt und über dem Gipfel der Blüten zittert eine Mückensäule hoch in die Luft hinauf.

Das sind die täglichen Besucher, die kommen und gehen; aber es ist noch anderes Volk da, welches hier sein Wesen treibt und das sich den Busch zur Herberge ausersuchen. Das ist das winzige Gesichter der Blattläuse, das an den Blätterstielen sitzt und in scheinbarer Unthätigkeit sich im Sonnenlichte wärmt; da hat eine große Kreuzspinne ihre Fäden von einem Aste zum anderen gezogen und sitzt mitten in ihrem prächtigen Schleierhause und schaut mit begierigen Blicken nach allen Seiten aus; bald rechts, bald links zuckt es an den hängenden Fäden, bald oben, bald unten summt und flattert es kläglich in dem zitternden Netze; wie ein Pfeil schießt die Spinne herzu, mit den Füßen ergreift sie das zappelnde Opfer, wickelt es in eine dichte Fadenhülle und geht zurück auf ihre Warte, um nach neuem Fange auszuspähen. Indessen fliegt draußen die kleine Tanzfliege auf und nieder; wie im Spiele treibt sie ihr Tagewerk; sie schaukelt ab und zu, bald nahe, bald ferne, lustig gaukelt sie in den Lüften; aber wehe dem Insecte, das ihr nahe kommt; mit einem einzigen Rucke schwingt sie sich auf dessen Rücken, mit festen Füßen wie mit Armen umklammert sie ihren Raub, aus dessen Leib sie mit heißer Mordgier Blut und Leben saugt. Ein anderer Räuber hockt drinnen im Busche; still und fast ungesehen verfolgt er seine Opfer. Ein kleines, winziges Würmchen, sitzt die Wade der Schwebefliege mitten unter dem friedlichen Volke der Blattläuse; sie ist wie angelebt, ein grünliches, längliches Pünktchen, das regungslos nach seinen Opfern schaut, bis es eines erkliest hat; dann fährt es plötzlich aus seiner Ruhe auf, der Körper verlängert sich, wie eine Harpune faßt die Spitze des Kopfes nach dem kleinen, nichts ahnenden Thierchen, und eben so schnell fährt der Wurm in seine frühere, ruhende Stellung zurück, in der er sein Opfer mit Heißhunger ausfaugt.

Noblere Jäger, aber doch Räuber und Mörder wie es die anderen sind, treibt sich ein Rothkehlchenpärchen im Garten herum. Hoch oben vom

Baume herab singt das Männchen seine Lieder, wunderbar weich und schön; im nächsten Augenblicke fährt es auf den grünen Busch herab, umkreist ihn einige Secunden, das Summen verstummt, die Schmetterlinge verflattern, die Fliegen zucken im Fluge unstät hin und her, und der Vogel fliegt wieder seinem Baume zu. Kaum ist er fort, so beginnt im Busche das frühere Leben, die zerstobte Säule der Mücken findet sich tanzend zusammen, die Käfer summen ihr altes Lied, und die Falter wiegen sich im Sonnenlichte.

So geht es den ganzen Tag über fort, bis die Sonne sinkt; dann verschwinden zuerst die zartesten Gäste, die Schmetterlinge, und verbergen sich vor der Abendluft; dann die Fliegen und Mücken, die noch die Dämmerung durchtanzen, und endlich die Käfer, welche noch brummend und summend zuweilen auffliegen und sich zur Nachtruhe zurechtrücken, bis auch sie ein Plätzchen gefunden, das sie vor Zufällen schützen und schirmen soll. Aber damit wird es in dem Busche nicht stille; die Tagesgäste sind zur Ruhe, aber da kommen nun andere, fremde Gestalten; da huscht es und regt sich's; da gaukeln die seltener gesehnen Nachtfalter, da tanzen die Räuber, die im Dunkel ihr Handwerk treiben; eine große Fledermaus zuckt um den Busch herum, eine zweite, eine dritte folgt ihr, ein Frosch quakt sein ungeschlachtetes Lied in die Nacht hinaus und schreitet ungesehen vielleicht zur Sühne so mancher Missethat, die hier am Tage, im hellen Sonnenlichte ein Herbergskamerad am andern begangen hat.

Der Fliederbusch aber steht immerzu in voller Pracht; die Zweige prangen, die Blüten duften, und rings um ihn her summt und surrt und fliegt und schwebt alles voll Frühlingslust und Glück.

58. Der Frühling in den Alpen.

Lauliche und wärmere Luftzüge verkünden den Frühling und helfen emsig der langsamen Sonne das alte Schneelinnen zerstückeln und zerpfücken — ein mühseliges Werk. Ist es halb gelungen, so überschüttet es ein trauriger Tag wieder mit hohem Gestöber; aber nicht für lange. Wo nur einmal die alte, zähe Rinde weggefressen ist, hält die letzte Lieferung nicht mehr vor. Die Wälder und Büsche schütteln unwillig die unbequeme Last ab; das Grüne arbeitet sich immer mehr heraus und sticht sich rasch mit weißen, gelben und blauen Blüten, wo es nur ein wenig Herr geworden. Die ganze Gebirgslandschaft fängt an zu tönen und zu rauschen in Wind und Wasser. Erst ein Stündchen oder zwei im höchsten Mittag,

dann auch nachmittags, bald auch abends und nachts und endlich Tag und Nacht durch bleiben die rieselnden, plätschernden, rauschenden, brausenden Wasser lebendig. Die Felsen tropfen, die Bäche haben sich durch die Schneebrücken und Gestrümmern gefressen; neue Zuflüsse rinnen von jeder Terrasse, von jedem Schneelager nach. An den jähen Wänden krachen die Eiszäulen des Wasserfalls, von frischen Güssen überströmt, und stürzen mit donnerähnlichem Gepolter zusammen in das tiefausgewühlte Bett der Cascade. Eisblöcke, vom frischen Wasser unterjagt, rasseln ihnen über die Felswand herunter nach und verpflanzen mit ihren Eispplittern tausend knatternde Töne durch die Luft. Dazu die donnernden Höhen mit ihren dumpf hinrollenden Lawinen und krachenden Gletschern, die polternden Steine, welche der Frost in den Fugen der Felswand gehoben und die Feuchtigkeit gelöst hat, das Zusammenbrechen der unterhöhlten Schneeabänke — gewiß der Frühling kündigt den Einzug seiner jungen Lebensmächte tausendtönig schon durch die leblose Natur an. Es poltert und kracht und zischt und plätschert und rieselt und donnert ringsum durch die ganze Landschaft hin wie von Geisterunfug. Dann bleibt auch die Welt der freien Organismen nicht zurück; nur die Blumenwelt, die ewig stille. Specht und Amsel, Häher und Elster, Meise und Schnepfe, Drossel und Goldhähnchen, Adler und Gule, Fink und Kuckuck, Steinhuhn und Auerhahn pfeifen, schreien, krächzen, hämmern, trillern, balzen den Frühling in allen Tonarten durch. Bald gesellt sich ihnen die schwirrende Fledermaus, der pfauchende Marder, das raschelnde Eichhorn, der brummende Dachs zu, dann Grillen und Unken, Cicaden und Käfer, Hummeln und Bienen, Wespen und Fliegen, jedes mit seiner Stimme und seinen Tönen, die zuletzt von dem hinaufsteigenden Leben der zahmen Bergthiere, von den meckernden Ziegen, wiehernden Pferden, brüllenden Stieren, bellenden Hunden, gackernden Hühnern, von den hundertstimmigen Glocken und Schellen, singenden Kindern und jodelnden Sennen strichweise verschlungen werden. Der Frühling ist die laute, die tönende, tausendstimmige Naturperiode.

Aber die stumme Welt der Pflanzen ergänzt in ihrer Weise mit stillem Blätter- und Blüten schmuck das Schauspiel der erwachten Lebensmächte, die von Tag zu Tag gewaltiger werden. Haben Föhn, Sonne und Regen die Schneedecke weggeleckt, so stehen noch überall die Spuren des Todes und Schlafes. Die Wiesen und Weiden sind fahlgelb oder rothbraun. Von den Quellen und dem Thale her überzieht sie aber in wenigen Tagen ein lichtiges, helles Grün, das immer klarer und tiefer wird. Die Haselbüsche streuen ihren Goldregen aus, die gelben Huslattichblüten über-

ziehen die feuchten Lehm- und Sandhalden mit leuchtenden Decken, der Spizahorn zeigt das erste Baumgrün, und achtzehn Tage nach dem ersten Bodengrün blühen auf den milderen Bergwiesen schon die Kirschbäume, und fangen die Buchenwälder an, langsam vom Thal auf sich zu belauben. Fast drei Wochen hat der Frühling von dem untersten Kirschbaume, den er mit Blüten schmückt, bis zum obersten hinaufzusteigen; und so vergeht mehr als der halbe Mai, bis er an der oberen Grenze der Bergregion anlangt. Noch später gelingt ihm die Vollendung der aufsteigenden Belaubung der Buchen, während im Herbst die von oben her anfangende Vergilbung der Wälder sich weit rascher nach unten vollzieht. Nur in der Berg- und unteren Alpenregion hat der Frühling Zeit, auch zum Sommer zu werden, in der höheren Alpenregion nicht mehr; und während wir in der ersteren auch noch einen Herbst mit brausenden und in den herrlichsten Tinten abfärbenden Wäldern, lachenden Stein- und Kernfrüchten und regem Menschenleben haben, finden wir höher oben nur den ewigen Streit zwischen Lenz und Winter.

(Friedrich von Tschudi.)

59. Unsere Brunnen.

Wer ein neues Haus baut, legt zuerst den Brunnen an, wenn nicht etwa ein solcher bereits in der Nähe vorhanden ist. Die Maurer erhalten auf diese Weise das erforderliche Wasser zum Mörtel und bekommen gleichzeitig genauere Kenntniss von der Beschaffenheit des Grundes, auf welchem die Mauern ruhen müssen.

Wie tief man zu graben hat, um auf Wasser zu gelangen, ist nach den Gegenden und den Örtlichkeiten sehr verschieden. In feuchten Niederungen ist das Wasser schon in so geringer Tiefe unter der Bodenoberfläche zu finden, daß man seine Noth mit ihm hat, um es vom Keller und von den Mauern abzuhalten und außer der Feuchtigkeit in den untern Zimmern auch die Bildung des gefürchteten Hausschwammes abzuwehren. In höheren Lagen richtet es sich sehr nach den Erdschichten und Gesteinsarten, die den Boden bilden, ob man in geringerer oder bedeutenderer Tiefe Wasser finden wird. Ehedem bauten die Ritter ihre Schlösser gern auf die Spitzen der Felsen; bestanden diese aus Kalkstein oder Sandstein, so mußte man mit unendlicher Mühe tiefe Brunnen durch den ganzen Berg hindurch graben bis zur Tiefe des Thales, und mittels großer Räder und Wellen, die getreten oder von Pferden getrieben wurden, konnte man nur mit großer Anstrengung das Wasser heraufwinden lassen. Auf Kalkgebirgen gibt es

Dörfer, in denen nur ein einziger Brunnen mit Trinkwasser vorhanden ist, dessen Wasser allabendlich von der Ortsobrigkeit vertheilt wird. Und diese Dorfbewohner sind dann immer noch besser daran, als die Einwohner zahlreicher Städte in heißen Gegenden, in denen gutes Trinkwasser als die größte Wohlthat gilt, von Wasserträgern oft weit hergebracht und wie bei uns die Milch verkauft wird. Zum Waschen benutzt man an solchen Orten das Regenwasser, das man in Cisternen (Gruben, die unten weit sind und oben nur eine kleine, verschließbare Öffnung haben) während der Regenzeit gesammelt hat. Härtere Gesteine, besonders auch thonreiche Erdschichten, bergen gern Wasser zwischen sich. Wird eine solche Gesteinschicht durchgraben, so trifft man auf Wasservorräthe. Sind solche Erdlagen über eine ganze Gegend muldenförmig verbreitet und hat man sie an einer tiefer gelegenen Stelle beim Graben durchstoßen, so tritt das Wasser bedeutend in die Höhe. Bediente man sich einer Röhre, die man von der Oberfläche bis zu den wasserhaltigen Schichten senkte, so kann es kommen, daß der Druck der seitwärts höher gelegenen Wassermassen das Wasser in der Röhre hinaustreibt, so daß es oben aus derselben von selbst herausquillt, manchmal sogar als Springbrunnen emporspritzt. Dergleichen Brunnen pflegt man artesische zu nennen. Sie versorgen manche Gegenden mit Wasser, in denen man ehemals keines ahnte, reichen aber mit ihrer eisernen Röhre mitunter sehr tief in die Erde, ehe sie jene Gesteinschichten durchbrachen, welche die Wasser zurückhielten.

In den meisten Gegenden unserer Heimat findet man Trinkwasser schon in geringerer Tiefe im Boden. Man gräbt dann ein rundes Loch senkrecht in die Erde und mauert dasselbe ringsum aus, wenn die Gesteinslager nicht sehr felsig und fest genug sind, um hinreichenden Halt zu gewähren. Hat man endlich Wasser gefunden, so kann man wieder verschiedene Mittel anwenden, um es aus der Tiefe zutage zu fördern. Die Beduinen helfen sich einfach mit einem Ledersack, den sie durch einen eingezippten Reifen offen erhalten und an einem Strick befestigt hinablassen. Damit er untertaucht, binden sie einen Stein daran. Schon vollkommener sind die Ziehbrunnen, bei denen man mittels eines großen Schwengels sich das Herausziehen des Eimers, der an einer Stange mit eisernen Haken hängt, erleichtert. Noch besser und bequemer sind die Pumpen.

Der Kolben oder Stempel einer Pumpe ist so eingerichtet, daß er sich mittels eines Schwengels bequem in dem Rohre hinauf und hinab bewegen läßt, und unter ihm liegen im Rohre Klappen aus Metall und Leder, die sich mitheben, sobald der Stempel emporgezogen wird, und die

dadurch dem Wasser gestatten, in das Rohr einzutreten, ihm aber den Rücktritt verwehren, wenn der Stempel zurückkehrt. In letzterem Falle wird dem Wasser durch eine Klappe (Ventil) im Stempel selbst ein Ausweg nach oben geöffnet und dann dasselbe beim abermaligen Aufziehen des Stempels mit hinaufgehoben, bis es zum Auslaufloche gelangt.

Noch bequemer sind freilich die fließenden Röhrunnen. Bei ihnen ist es stets nöthig, daß der Quell, welcher das Wasser liefert, höher liegt als die Ausflußröhre des Brunnens. Die Röhren, in denen das Wasser hergeleitet wird, werden vom Pumpenmacher mittels langer Bohrer sorgsam aus Kiefern- oder Tannenstämmen gebohrt und ihre Enden wasserdicht in einander gesteckt. Dergleichen Wasserleitungen führen das Trinkwasser mitunter stundenweit nach den Städten hin. In manchen Gegenden hat man statt solcher hölzerner Leitungen auch wohl steinerne eingerichtet, die dann, wenn sie über dazwischenliegende tiefe Thäler hinweg müssen, zu großartigen Prachtbauten werden. Mehrere solche Wasserleitungen waren in der alten Zeit wegen ihrer Länge und wegen der Höhe ihrer Bogen besonders berühmt geworden, sie werden aber weit übertroffen durch die Vorrichtungen, mittels derer man gegenwärtig die großen Städte mit Wasser versorgt. Man wendet dabei die Dampfkraft an. Zunächst wird das nöthige Wasser mittels Druckpumpen und Dampfmaschinen in hochgelegene, große Vorrathsbehälter gepumpt und gereinigt. Von hier aus leitet man es in mächtige, eiserne Röhren, die sich in kleinere und immer kleinere zertheilen und so gleich einem Adernetz die Stadt durchziehen. Die kleinsten jener Röhren steigen in den Wohnhäusern bis zu den obersten Stockwerken empor, münden in den Küchen oder Zimmern und spenden daselbst ihr Wasser, sobald die Hähne geöffnet werden, die sie verschließen. Auf diese Weise wird nicht nur jeder Einwohner des Ortes mit Wasser versorgt, sondern solches ist auch bei etwa ausbrechendem Schadenfeuer allenthalben vorhanden.

Die Wärme des Brunnenwassers richtet sich nach der Tiefe, aus welcher es stammt. Cisternenwasser ist im Winter kalt bis zum Gefrieren, im Sommer so warm wie die Luft. Tiefere Pumpen und Brunnen, sowie Quellen, deren Wasser aus etwas tieferen Erdschichten kommt, behalten zu jeder Jahreszeit ziemlich dieselbe Wärme, ähnlich wie die Luft im Keller. Ihr Wasser erscheint uns deshalb im Sommer sehr kalt, da wir es mit der warmen Luft oder dem warmen Regenwasser vergleichen; im Winter dagegen kann es bei strenger Kälte sogar dampfen, zumal wenn der Brunnen oder die Pumpe durch Umwickeln mit Stroh oder Decken vor dem Frost hinreichend geschützt ist. Prüfen wir es mit dem Thermometer,

so wird es bei uns 6—8 Grad Wärme zeigen. Artesische Brunnen und solche Quellen, deren Wasser aus noch bedeutenderen Tiefen her stammt, enthalten dagegen wärmeres Wasser. Man kann ungefähr annehmen, daß bei je 20—30 Meter größerer Tiefe die Wärme um 1 Grad zunimmt. So trifft man Quellen, deren Wasser sogar kochend heiß ist.

Fast nie ist das Brunnenvasser gänzlich rein, in den meisten Fällen enthält es sehr verschiedenartige Stoffe aufgelöst. Regenwasser und Wasser von geschmolzenem Schnee ist schon reiner, schmeckt aber deshalb nicht gerade besser. Im Gegentheil bekommt das Wasser seinen angenehmen Geschmack meist erst durch einzelne seiner beigemischten Bestandtheile, besonders durch die Kohlensäureluft, die es neben gewöhnlicher Luft enthält. Wir können uns von diesem Luftgehalt schon an jedem Trinkglase mit Wasser überzeugen, das etwa über Nacht stehen geblieben ist. Ringsum haben sich am Glase Luftperlen ausgeschieden, und das Wasser schmeckt fade und abgestanden. Durch das Kochen wird die Luft noch rascher entfernt.

Bermöge des Gehaltes an Kohlensäure vermag das Wasser aus dem Erdboden mancherlei Stoffe aufzulösen, vorzüglich den kohlensauren Kalk. Lassen wir Wasser in einem reinen Glase verdunsten, so sehen wir an letzterem einen weißlichen Rücksatz angelegt, der aus Kalk oder auch aus Gips besteht. Töpfe, in denen oft Wasser gekocht wird, belegen sich mit einer Schicht von jenen Gesteinsarten, die man Topfstein nennt. Wasser, das gar keine oder nur wenig erdige Bestandtheile aufgelöst enthält, nennt man weich; solches, das viel davon hat, dagegen hart. Das meiste Quell- und Brunnenvasser enthält auch kleine Mengen von Kiesel, desgleichen Salz, Eisen u. s. w. Wenn Quellwasser größere Mengen von Kohlensäure oder andern Lustarten oder mineralische Bestandtheile enthält, so wird es oft von Ärzten zu Heilungsversuchen benutzt und als Säuerling, Mineralquelle, Gesundbrunnen u. s. w. bezeichnet.

Alles Wasser unserer Brunnen ist ehemals als Regenwasser, Schnee, Thau oder Hagel dem Erdboden zugeführt worden und in denselben eingedrungen. In Gegenden, in denen es selten regnet, gibt es gewöhnlich auch wenig Quellen; und wenn es während mehrerer Wochen im Sommer trocken ist, so werden Quellen, die nur aus den oberen Erdschichten Zufluß erhalten, wasserarm und versiegen wohl ganz.

Es geht aus dem zuletzt Angedeuteten aber auch hervor, daß wir möglichst vorsichtig darauf zu achten haben, daß unser Brunnenvasser nicht verunreinigt wird. Düngergrube, Senkgrube und andere Dinge, die dem Wasser unangenehme und schädliche Stoffe zuführen könnten, müssen mög-

lichst entfernt von ihm gehalten werden. In reinem Wasser findet man selbst mittels des Vergrößerungsglases selten ein thierisches Wesen. Sobald aber dem Wasser durch verwesende Stoffe andere Bestandtheile zugeführt werden, finden sich auch Thierchen und Wasserinsecten ein, deren Genuß ungesund ist. Man hat die Verbreitung mancher ansteckenden Krankheiten, besonders der Cholera, mit vieler Wahrscheinlichkeit dem verunreinigten Trinkwasser schuld gegeben und gerathen, letzteres vor dem Genuße wenigstens abzukochen.

(Hermann Wagner.)

60. Der Blitzableiter.

Im Wohnhause wirken Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch mancherlei Kräfte, die wir meistens gar nicht beachten, eben weil ihre Arbeiten ununterbrochen gleichmäßig fortgehen.

Die Schwerkraft der Erde zieht Wände und Decke, Geräthschaften und Hausbewohner fortwährend an; keiner merkt's, und nur, wenn einmal einer die Treppe hinabstolpert, ein schlechtgestellter Schrank ein Bein verliert und seinen Inhalt an Gläsern und Tassen in das Zimmer schüttet oder bei ähnlichen Vorkommnissen wird man an die Gewalt erinnert, mit welcher Mutter Erde all ihre Kinder zu sich heranzieht.

Die Wärme arbeitet unablässig am Hause, ohne daß es gerade auffällt; sie dehnt, wenn sie stärker wirkt, Mauern und Metall aus und läßt dieselben bei Nacht und im Winter wieder zusammenschrumpfen. Von den Angriffen, welche die Geister der Luft auf unser Eigenthum unternehmen, wollen wir ganz absehen und dagegen ausschließlich unsere Aufmerksamkeit auf ein eng verbundenes Kraftpärchen richten, das wir als positive und negative Electricität bezeichnen.

Die beiden Electricitäten wirkten seit Jahrtausenden ringsum und in den Menschen, und niemand hatte eine Ahnung davon. Vieles ist ja auch heutzutage an ihnen noch unerforscht, obschon man ihnen manches bereits abgelauscht hat.

Die beiden Electricitäten sind in allen Dingen der Erde vorhanden, halten sich aber gewöhnlich gegenseitig so das Gleichgewicht, daß man sie ebensowenig merkt wie die Belastung einer Wage, wenn solche in beiden Schalen gleich groß ist. Man erkennt ihre Gegenwart nur, wenn jenes Gleichgewicht gestört, die beiden Electricitäten getrennt sind und vorzugsweise dann, wenn sich beide plötzlich mit Geräusch und Lichterscheinung wieder vereinigen.

Bei Gewitterbildung ist das Gleichgewicht der Electricitäten in den Wolken und in der Erde ebenfalls gestört. Wodurch dies eigentlich geschieht, weiß man nicht bestimmt. Oft enthält die eine Wolke sogenannte positive Electricität, eine andere negative. Beide ziehen sich gegenseitig an. Es kann auch bei ihnen der Fall eintreten, daß sie ihre verschiedenartigen Electricitäten ganz allmählich ausgleichen, noch häufiger aber geschieht eine solche Vereinigung derselben plötzlich, durch einen Blitz. Der Blitz ist ein großer elektrischer Funke. Der dabei stattfindende Knall, der von den verschiedenen Stellen in verschiedenen Zeiten zu unserm Ohr kommt und oft durch das Echo verstärkt wird, ist der Donner. Sehr viele Blitze gehen nur von Wolke zu Wolke, und zwar ebenso oft von unteren Wolken nach höher schwebenden wie nach tiefer befindlichen oder seitwärts stehenden. Von ihnen hat kein Mensch etwas zu befürchten, desto mehr aber von jenen, die nach der Erde gehen. Durch letztere gleichen sich die Electricitäten der Wolken und der Erde aus. Die Wolken enthalten gewöhnlich positive, die Erde negative Electricität. Beide können ebenfalls sich ganz allmählich und ohne auffallende äußere Erscheinungen wieder vereinigen und bedienen sich dazu am liebsten guter Leiter, z. B. der Bäume, Felsenspitzen, Thürme, hoher Hausgiebel, überhaupt spitzer Gegenstände, welche über die Erde emporragen.

Findet zwischen der Wolfenelectricität und Erdelectricität eine plötzliche Ausgleichung statt, so pflegen wir zu sagen: Der Blitz hat eingeschlagen. Ist eine solche Ausgleichung durch Gegenstände geschehen, die sich dabei nicht entzündeten, so nennt man solchen Blitz meist einen kalten Schlag. Die äußern Erscheinungen, welche die Electricität bei einer solchen plötzlichen Ausgleichung, einem Blitzschlag, bietet, sind sehr mannigfaltiger Art.

So schön das Schauspiel eines sich entladenden Gewitters mit seinen dunklen, sonderbaren Wolkenballen, seinen grellen Blitzen und dem Krachen des Donners ist, so hat es doch stets die Furcht des Menschen erweckt, da es nicht nur mit Hagel, Wasserfluten und Sturm oft das Eigenthum des Menschen bedroht, sondern eben durch den Blitz sowohl das Haus als auch das eigene Leben gefährdet. Man sah voll Bangigkeit jedem neuen Blitze entgegen und suchte in der Angst nach allen möglichen abergläubischen Mitteln, um ihn vom eigenen Haupte abzulenken. Da wies 1754 ein Österreicher, der mährische Benedictinerordenspriester und Pfarrer Prokop Divisch die Möglichkeit nach, die Electricität gefahrlos aus den Wolken in die Erde zu leiten und stellte den ersten Blitzableiter auf. — Doch nicht

an seinen Namen knüpft sich die Erfindung des Blitzableiters; denn seine Forschung blieb von der Welt unbeachtet. Der Amerikaner Benjamin Franklin, der später die gleichen Versuche anstellte, gilt als Erfinder des Blitzableiters. Sie leiteten die Elektrizität aus einer Gewitterwolke dadurch zur Erde, daß sie einen Papierdrachen, wie ihn die Kinder verfertigen, bis in die Wolke steigen ließen. Da sich nun die Elektrizität der Wolke in dem nassen Bindfaden bis zur Erde herabzog, erkannten sie, daß man durch geeignete Leiter den Blitz ebenso gut beherrschen könne wie den Funken einer Elektrifiziermaschine.

Jedermann kennt heute die Einrichtung des Blitzableiters. Die Leitungstangen werden durch eiserne Träger festgehalten. Bei dieser sowohl wie bei der Auffangspitze muß darauf gesehen werden, daß die Stellen, an welchen sie im Holzwerke des Daches befestigt sind, gegen das Eindringen des Wassers geschützt sind, weil sonst bald durch Fäulnis des Holzes letzteres zerstört und die Befestigung gelockert wird. Manche geben dem Träger noch eine Umhüllung aus Guttapercha oder Porzellan, zwei schlechten Leitern. Andere halten dies für unnöthig, da der Blitz stets denjenigen Körper als Weg wählt, welcher ihn am leichtesten leitet. Er wird also nicht durch den eisernen Träger in den hölzernen Dachstuhl oder in die steinerne Mauer gehen, sondern der eisernen oder kupfernen Leitungstange folgen.

Das untere Ende des Blitzableiters muß bis zu den immerwährend feuchten Erdschichten geleitet werden. Ist ein Brunnen in der Nähe, so wählt man diesen als Endpunkt und nimmt, um das Rosten zu verhüten, als Endstück der Leitung einen Kupferstreifen.

Der Blitzableiter wirkt nur auf Wolken, welche in seine Nähe kommen. Er ist nicht etwa einem Magnet vergleichbar, welcher das Gewitter aus der Ferne herbeizöge. Ist eine Gewitterwolke nahe genug, so kann der Blitzableiter auf dreifach verschiedene Weise wirken. Er kann die Elektrizitäten der Wolken und der Erde ganz allmählich ausgleichen, so daß es zu keinem Blitzschlag kommt. Der Blitzableiter kann aber auch eine plötzliche Ausgleichung der Elektrizitäten, einen Blitz, in solcher Weise vermitteln, daß weder dem Hause noch dessen Bewohnern ein Leid geschieht, und zwar kann ebenso gut die Elektrizität der Wolke nach der Erde wie jene nach der Wolke hingeleitet werden, obgleich ersteres am häufigsten vorkommt.

So ist der Blitzableiter zum Schutzpatron des Hauses geworden, der die Furcht von dem Haupte des Menschen genommen. Der Bewohner eines

in geschützten Hause wird zwar bei heftigem Gewitter es auch vermeiden, dem eisernen Ofen oder der äußeren Hausmauer zu nahe sich aufzuhalten und lieber mehr in der Mitte des Zimmers verweilen; er braucht aber weder für seine Wohnung noch für sein Leben mehr zu zittern, sobald eine dunkle Wolke am Horizont aufsteht. Er wird sich ohne bange Sorge über die Schönheit des Naturschauspiels freuen und Gott für die Segnungen danken können, die es mit sich bringt.

61. Kunstindustrie.

So leicht es scheinen mag, diesen Ausdruck zu erklären, so stellen sich doch dieser Erklärung mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Es ist vorher nöthig, zwischen den beiden Wörtern, aus welchen der Ausdruck „Kunstindustrie“ zusammengesetzt ist, zu unterscheiden; nämlich zwischen Kunst und Industrie.

Die Werke der Kunst: Malerei, Zeichenkunst und Bildhauerkunst, sollen nichts anderes sein als schöne Dinge, und sie haben den Zweck, das Schönheitsgefühl zu befriedigen. Das Gewerbe hingegen hat die Aufgabe, den praktischen Bedürfnissen des Menschen zu dienen.

Die Kunstindustrie sucht beiden Anforderungen zugleich zu genügen. Was sie schafft, muß zweckmäßig sein, gleichzeitig aber den Gesetzen der Schönheit entsprechen; es muß das Nützliche durch die ihm angepasste Form und Verzierung veredelt werden. Das Stück Leinen, welches der Weber, — der Topf, welchen der Hafner, — der Sessel, welchen der Tischler uns für den täglichen Gebrauch und nur mit Rücksicht auf den Gebrauch liefern, gehören in das Gewerbe. — Wenn aber der Weber ein Muster in die Leinwand webt oder eine farbige Bordure hinzufügt; oder wenn der Hafner dem Topfe eine gefällige Form gibt oder ihn bemalt; wenn ferner der Tischler Füße und Lehne des Sessels zierlich gestaltet, mit Schnitzwerk oder eingelegter Arbeit versieht: dann gehören diese Erzeugnisse der Kunstindustrie an. Es ist aber Bedingung, daß der betreffende Handwerker wirklich Empfindung für die Schönheit besitze und Bekanntschaft mit ihren Gesetzen bekunde; das bloße Streben nach Schönheit oder das Anbringen irgend einer Verzierung macht die Sache noch nicht zu einem kunstgewerblichen Gegenstande.

Die erste Regel für die Kunstindustrie aber ist, daß der Schmuck eines Gegenstandes weder dessen Brauchbarkeit aufheben oder erschweren, noch auch in der Idee dem Zwecke widersprechen darf. Ein Pokal mit

ausgezacktem Rande macht das Trinken unmöglich oder doch höchst un bequem, und ein Sessel, mit hoch erhobenem Schnitzwerk geziert, ist nicht zu benützen. Widersinnig ist es, eine Schmuckschale mit kriegerischen Ab zeichen zu verzieren oder ein Taschentuch mit Bildern zu bedrucken. — Außerdem widerspricht es dem gefunden Gefühle, eine bildliche Darstellung auf einem Teller anzubringen, welche mit Messer und Gabel bearbeitet werden soll.

Nicht weniger maßgebend ist der Stoff, aus welchem eine Sache besteht, für deren Schmuck. Ein frei flatterndes Band, von Porzellan dargestellt, ist ein Widerspruch in sich selbst. Ebenso verwerflich ist die Mode, Glas so zu bemalen, daß man es für Porzellan halten könnte; denn mit der Durchsichtigkeit und der Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, büßt ersteres gerade die Eigenschaften ein, welche es schätzbar machen. Dadurch also, daß die Kunstindustrie durch gefällige Ausführung und Ausschmückung der täglichen Gebrauchsgegenstände diese den Gesetzen der Schönheit gemäß veredelt, fällt ihr eine große Aufgabe in den Cultur bestrebungen der Menschen zu: den Sinn für das Edle und Schöne zu wecken und zu fördern.

(Nach B. Bucher.)

62. Das Flechten.

Die Flechterei ist eine der ursprünglichsten Künste der Menschen. Die von der Natur so mannigfach dargebotenen Ruthen und Rohre, Halmen, Wurzeln und Basten mußten sehr bald als ein bequemes Material zur Herstellung von allerhand Nutz- und Zierstücken erkannt werden, und wenn wir sehen, daß Kinder sich so gerne mit dem Flechten beschäftigen, so könnte man versucht sein, einen besonderen Flechtrieb im Menschen anzunehmen. Zeichnen sich doch sonst culturlose Völker durch ganz überraschende Flechtkünste aus. So die Kaffernstämme Afrikas. Bei ihnen findet man die Hütten der Häuptlinge mit kunstreich geflochtenen Matten ausgelegt; die Wassereimer sind aus Binsen so dicht geflochten, daß sie keinen Tropfen durchlassen, und aus den Dornen des Stachelschweines slicht der Kaffer das zierliche Körbchen, das ein Europäer mit Vergnügen für seinen Karitäten kasten ankauft.

Das Hauptmaterial unserer heimischen Flechtünstler sind die Korb weide und das spanische Rohr. Die Ruthen der Korbweide werden im April oder Mai geschnitten und entweder sammt der Schale verarbeitet, oder im frischen Zustande geschält. Dann werden die Ruthen so schnell als möglich

getrocknet, um vor der Verarbeitung wieder eingeweicht zu werden. Meist werden die Ruthen noch gespalten und geglättet, eine Behandlung, die besonders mit dem spanischen Rohre vorgenommen wird. Die Arbeit des Korbmachens und Flechtens überhaupt beruht auf kleinen Handgriffen; der Boden des Korbes wird stets zuerst gefertigt; in denselben werden dann die Längsstäbe eingesteckt, und die Querruthen von unten nach oben schlangenförmig eingeflochten.

Eckige, geschweifte und ähnliche Körbe werden über hölzernen Formen oder Klößen geflochten. Die fertigen Körbe können noch lackiert oder bronziert werden.

Die Flechtwaren-Industrie hat sich in neuerer Zeit bedeutend gehoben, da ihre Erzeugnisse durch Leichtigkeit und Wohlfeilheit sich bald in Gunst setzten.

Ein der Frauen- und Mädchenwelt ganz eigenes Gebiet und zwar das unbefrittenste bildet das Strohflechten. Denn während von dem andern weiblichen Arbeitsfelde, der Spitzen-Klöppelei und Stickerie, die Maschine schon ein beträchtliches Stück abgepflügt hat, hat noch keine Maschine versucht, mit den geschmeidigen Fingern der Flechterinnen in Wettstreit zu treten. Das beste Strohflecht liefert Italien; denn der italienische Boden erzeugt das feine, geschmeidige Stroh in ganzer Vollkommenheit. Von Toscana, dem Stammsitze der Flechtereie aus, hat sie sich allmählich über Oberitalien, die Schweiz, Frankreich, Deutschland und Oesterreich verbreitet und steht jetzt in diesen Ländern in ebenso hoher Ausbildung wie im Mutterlande selbst.

Das Stroh des Sommerweizens, das beste Material zum Flechten, wird eigens zu diesem Zwecke gebaut und gezogen, und zwar wird es sehr eng gesäet, damit man viele und schlanke Halme bekommt. Das Stroh wird dann mit der größten Sorgfalt getrocknet und gebleicht. Die eigentliche Verarbeitung der Halme beginnt damit, daß man sie je nach dem Grade ihrer Feinheit sortiert. Die besseren Halme theilt man von Knoten zu Knoten und gewinnt so acht bis neun Centimeter lange Ruthenstücke. Das Zusammenflechten dieser Halme zu schmälern oder breiteren Bändern macht die eigentliche Kunst aus. Zu gewissen Waren werden die Halme in ihrer ganzen Rundung verarbeitet, die Streifen dann flach gepreßt und geglättet; für andere Zwecke zerlegt man den Halm in Streifen und Zähne. Die Unterschiede in der Stärke des Materials und ebenso die verschiedenen Arten der Verflechtung, wie sie meist von toscanischen Mädchen erfunden wurden, lassen eine große Mannigfaltigkeit in den Feinheitsgraden der Geflechte und

in ihrem Ansehen zu. Die Toscanerinnen haben auch schon seit längerer Zeit ihren Arbeiten durch Mitverwendung von Seide und Pferdehaar noch mehr Abwechslung und Reiz zu geben gewußt.

Im sächsischen Erzgebirge und auch in angrenzenden Böhmen wird viel Strohflechterei betrieben, und zwar wird das Stroh in der Nähe der Städte Altenberg und Dippoldiswalde gebaut. In den Nebendistricten des schlesischen Gebirges ist das Strohflechten erst ganz kürzlich als neuer Erwerbszweig zum Ersatz für die in Verfall gerathene Weberei eingeführt worden. Man hat Flechtchulen eröffnet, und der Erfolg ist ein sehr erfreulicher, denn es werden bereits sehr gute Geflechte geliefert. Namentlich wird auch die Schönheit des Materials hervorgehoben, das der dortige Boden liefert. Dasselbe soll so vorzüglich sein, daß selbst Geflechte aus ungepaltenen Halmen daraus hergestellt werden können. (Buch der Erfindungen.)

63. Die Papierfabrication.

Erst mit der Fabrication des Papieres aus feinen, pflanzlichen Fasern, war für die Buchdruckerkunst das gewünschte, billige Material gewonnen. Die alten Egypter stellten aus dem Marke eines linsenartigen Gewächses, das sie Papyrus nannten, die Unterlage für ihre Urkunden her, daher die Bezeichnung Papier. Später benützte man das Pergament zu schriftlichen Aufzeichnungen. Diese Materialien waren zwar sehr dauerhaft, aber auch sehr theuer.

Es mochte wohl im 11. oder 12. Jahrhundert gewesen sein, als die Araber das durch Stoßen und Schöpfen dargestellte Baumwollpapier nach Europa brachten. Dieses erfüllte jedoch seinen Zweck nicht und wurde seiner geringen Dauerhaftigkeit wegen für den öffentlichen Gebrauch verboten. Alle wichtigeren Schriftstücke, die wir aus jener Zeit besitzen, sind auf Pergament geschrieben.

Erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts kam das Linnenpapier in Gebrauch. Dieses ist bedeutend fester und dauerhafter als das Baumwollpapier, und zum Schreiben besser verwendbar. Die erste deutsche Papiermühle wurde 1390 zu Nürnberg errichtet. Heute sind in Europa allein etwa 3000 Fabriken mit der Erzeugung der verschiedensten Papiersorten beschäftigt, und es werden jährlich gewiss mehr als 10 Millionen metrische Centner Papier hergestellt.

Zur Fabrication des gewöhnlichen Schreib- und Zeichenpapieres verwendet man Abfälle von Leinenstoffen (Lumpen, Hadern), welche

zunächst nach ihrer Verwendbarkeit sortiert, dann zerschnitten, gekocht und gewaschen werden. Das Kochen geschieht zumeist in rotierenden Kesseln durch unmittelbare Einwirkung des Dampfes. Die gekochten Hadern werden in einer hiezu bestimmten Maschine in reinem Wasser gewaschen, dann in ovale Kästen gefüllt, und in diesen mittels Walzen, die mit Messern besetzt sind, zerkleinert.

Durch diese Behandlung entsteht allmählich eine breiartige Masse, welche dann noch auf chemischem Wege gebleicht und neuerdings gewaschen wird.

Die Verfertigung des Papierses kann auf zweifache Art geschehen. Die ältere Methode, die Bereitung des geschöpften Papiers, besteht darin, dass man den Papierbrei in eine Bütte leitet und aus dieser auf eine drahtsiebartige Form soviel schöpft, als zur Herstellung eines Papierbogens nothwendig ist. Das Wasser läuft durch das Sieb ab, lässt auf diesem eine dünne Schichte zurück, welche auf eine Filzplatte umgestülpt und sodann mit anderen in gleicher Weise erzeugten Blättern gepresst wird. Die so entstandenen feuchten Papierbogen kommen in den Trockenraum, werden geleimt, geglättet und schließlich sortiert und verpackt.

In neuerer Zeit findet das auf einem fortlaufenden Drahtgeflechte hergestellte Maschinenpapier häufiger Verwendung. Die zu diesem Zwecke dienende Maschine erzeugt aus dem gleichmäßig zufließenden, milchähnlichem Stoffe einen breiten, endlosen Papierstreifen, der zunächst durch Pressen und Walzen vom Wassergehalt befreit, dann auf einen Haspel aufgewunden und durch eigene Schneidevorrichtungen in die Bogenform gebracht wird.

Der Papierverbrauch ist in den letzten Jahren so enorm gestiegen, dass die verfügbaren Hadern nicht mehr ausreichten, um den Bedarf zu decken. Man sah sich daher genöthigt, zu Ersatzmitteln zu greifen, zu welchen vor allem der Holzstoff zählt.

Dieser wird aus dem Holze der Espe, Tanne, Fichte oder Pappel entweder durch mechanische Mittel, wie Schleifen, Mahlen, oder auf chemischem Wege durch Zerfasern des Holzes erzeugt. Auch Stroh, namentlich Maisstroh, dient zu gleichem Zwecke; doch kann man dasselbe ebenso, wie den Holzstoff allein, nur zur Verfertigung der ordinären Sorten, insbesondere zu Packpapier verwenden, da sie selbst mit Lumpen gemischt nur ein sprödes, brüchiges Papier liefern. Aus wollenen Lumpen pflegt man nur Löschpapier zu bereiten.

Die außerordentlich leichte und billige Herstellung des Papiers hat zur großen Verbreitung desselben wesentlich beigetragen. Wer zählt heute all die vielen Arten desselben, vom Brief-, Schreib- und Zeichenpapier angefangen, bis zu den ordinärsten Sorten des Packpapiers; der übrigen Fabrikate, wie des Pappdeckels, der Dachpappe und des Papiermaché nicht zu gedenken. Man versuche es heute den Gedanken zu fassen, es würde alles Papier von der Erde verschwinden. Welche unbeschreibliche Verwirrung und Geschäftsstockung müsste dies zur Folge haben, und welchen Rückschritt in geistiger Beziehung würde ein solcher Verlust bedeuten! (Nach Dr. F. J. von Haymerle).

64. Die Nähmaschine.

Vor etwa fünfzig Jahren arbeitete in der Werkstätte eines berühmten Mechanikers zu Boston, in den vereinigten Staaten Nordamerikas, ein junger Mann, namens Elias Howe. Howe war ein geschickter Arbeiter und ein grübelnder Kopf, der schon verschiedene mechanische Instrumente ausgeklügelt hatte; allein er war nichts weniger als praktisch, und trotz seiner zwanzig Jahre läppisch und kindisch und ein Feind anstrengender Arbeit.

Eines Tages traten zwei Bostoner Bürger, die eine von ihnen erfundene Strickmaschine nicht in Gang bringen konnten, in die Werkstatt seines Meisters, um sich bei ihm Rath zu holen. Bei der Besichtigung des verfehlten Apparates entstand in Howe sofort die Idee, eine Nähmaschine zu construieren. Tag und Nacht hieng er dem Gedanken nach, schlenderte bei den Schneidern umher und sah immer wieder der Procedur des Nähens mit einer Aufmerksamkeit zu, dass die Leute an seinem Verstande zu zweifeln begannen. Sie lachten laut auf, wenn er seufzend die Haufen zugeschnittener Tuchstreifen betrachtete, die sämmtlich eines und desselben Stiches bedurften, um sie zu Kleidern zusammenzufügen, und klagte, dass eine so einfache, so wenig Kraftaufwand erfordernde Arbeit nicht mit einer Maschine bewerkstelligt werden könne.

So vergiengen Jahre, Howe hatte ein eigenes Geschäft eröffnet; aber es wollte nicht vorwärts. Sorgenvoll saß er auf seinem elenden Dachstübchen und wusste oft nicht, wie er für seine hungernde Familie Brot schaffen sollte. Unablässig aber brütete er über seiner Maschine und musste gar manchmal von seinen Bekannten, ja von

seinem eigenen Weibe den Vorwurf hören, dass er wohl Besseres thun könne, als unaufhörlich Hirngespinsten nachhängen, bei denen doch nimmermehr etwas herauskommen werde.

Nach jahrelangen, fruchtlosen Versuchen kam ihm der Gedanke, ob es denn auch nothwendig sei, dass die Maschine die Thätigkeit der menschlichen Hand nachahme, ob denn nicht ein anderer Stich möglich sei. Er nahm nun zwei Fäden und bewerkstelligte den Stich mittels einer gebogenen Nadel mit dem Ohr an der Spitze und mittels eines Webeschiffes. Sofort wusste er, dass er nunmehr erreicht hatte, was so lange all sein Denken und Sinnen, sein Streben und Mühen war. Im October 1844 konnte er durch ein rohes Modell von Holz und Draht sich überzeugen, dass die von ihm gefertigte Maschine wirklich nähte.

Im Winter von 1844 auf 1845 arbeitete Howe, nachdem er einen ehemaligen Mitschüler Georg Fischer, der einen einträglichen Kohlenhandel betrieb, für seine Idee gewonnen hatte, an der Herstellung seiner Maschine aus Stahl, und im Juni 1845 giengen die sämmtlichen Nähte zweier vollständiger Anzüge aus seiner Maschine hervor.

Diese erste Nähmaschine ist noch in New-York zu sehen, und alle Sachkenner gestehen zu, dass kein anderer Erfinder jemals mit dem ersten Versuche die Idee seiner Erfindung so vollkommen und praktisch verwirklicht hat, wie Howe. Es ist ein kleines Ding, diese erste Nähmaschine, eine Schachtel von kaum zwei Cubikdecimeter kann sie bequem bergen; sie hat seitdem eine Menge von Veränderungen und Verbesserungen erfahren; aber es ist keine einzige der zahlreichen Nachahmungen, — es gibt heute an siebenhundert Systeme — welche nicht im wesentlichen auf Howes Urmaschine basieren würde. — Die Nähmaschine war erfunden, aber Howes Leidensgeschichte begann erst. Er wanderte mit seiner Maschine von einem Schneider zum andern; keiner war zu bewegen, ein Kleidungsstück damit zu nähen; sie fürchteten den Ruin ihres Gewerbes. Da stellte er seine Maschine in einem großen Kleidergeschäfte auf und erbot sich, damit jedwede Naht zu fertigen, die man ihm vorlegen würde. So nähte Howe vierzehn Tage lang von früh bis abends für alle Welt. Endlich forderte er fünf der flinksten und geschicktesten Arbeiterinnen zu einem Wettnähen mit ihm heraus. Zehn Nähte von gleicher Länge wurden hergerichtet; davon sollte fünf die Maschine,

die übrigen fünf die Mädchen herstellen. — Der Geschäftsinhaber, welcher, die Uhr in der Hand, als Kampfrichter fungierte, versicherte, dass die Näherinnen schneller gearbeitet als gewöhnlich, und dennoch war Howe mit seinen fünf Nähten eher fertig als die Mädchen und seine Arbeit die sauberste und haltbarste.

Und noch immer ließ sich niemand zur Anschaffung einer Maschine bestimmen.

Howes Freund Fischer, der ihn mit den nöthigen Geldmitteln versehen, den Erfinder und dessen Familie monatelang erhalten und mehr als zweitausend Dollars der Sache geopfert hatte, verlor jetzt allen Muth und trennte sich von Howe, der ärmer und unglücklicher als je in seines Vaters Haus zurückkehrte.

Nun versuchte er mit Unterstützung seines Vaters in England seiner Maschine Boden zu schaffen, nachdem ihm dies in Amerika nicht gelingen wollte und schickte seinen Bruder nach London. Ein englischer Fabrikant kaufte eine Maschine und lud Howe ein, nach London zu kommen und neue Maschinen zu construieren. Da sich ihm nirgends andere Aussichten eröffneten, gieng Howe nach London, richtete die Fabrik mit seinen Maschinen ein, fand aber nicht die gehoffte Anerkennung: der Fabriksherr löste nach zwei Jahren das Dienstverhältnis, in das Howe zu ihm getreten war — und dieser war aller Mittel zur Heimfahrt so entblößt, dass er seine kostbare, erste Maschine verpfänden musste, um die Reisekosten nach New-York zu bezahlen.

Zu seinem Erstaunen gewahrte Howe bei seiner Rückkehr nach Amerika, dass unterdessen die Nähmaschine berühmt geworden war, wenn auch ihr Erfinder vergessen schien. Mehrere geschickte Mechaniker, die seine Maschine gesehen oder von ihr gelesen hatten, hatten sich an der Construction der Nähmaschinen versucht und auf Howes Grundlage weiter gebaut. In New-York und an anderen Orten der vereinigten Staaten waren Nähmaschinen öffentlich ausgestellt, und in Boston waren solche bereits in mehreren Etablissements in Thätigkeit.

Howe unternahm sofort den Rechtsstreit gegen die Nachahmer seiner Erfindung, gewann denselben, wurde als erster Erfinder der Nähmaschine 1850 anerkannt und erntete nun die Früchte seines Fleißes. —

Bald traten auch andere mit neuen Maschinen vor die Öffentlichkeit, so Isak Singer, der durch seine kühne, rastlose Thatkraft

und zähe Ausdauer dem Publicum die neue Erfindung aufzwang. — die englischen Firmen Grover und Baker, ferner Wheeler und Wilson und andere.

Fast alles, was nur die Nadel verrichten kann, das vollbringt auch die Nähmaschine in ihrer gegenwärtigen Verbesserung und Vervollkommnung. Eine gute Näherin macht durchschnittlich fünf- unddreißig Stiche in der Minute, die schnellsten Nähmaschinen können bis zu dreitausend in der Minute leisten. Zu einem soliden Hemde gehören etwa sechsundzwanzigtausend Stiche; welche Ersparnis an Zeit und Arbeit gewährt mithin die Nähmaschine!

Unser Nationalwohlstand ist diesem kleinen Apparate mit seinem einfachen Mechanismus hundertmal mehr schuldig geworden als vielen anderen Erfindungen von weit anspruchsvollerem Charakter. Die Nähmaschine bringt auch in die kleinste Wohnung Gewinn und Behagen und hat tausenden von Arbeiterinnen zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen.

(Nach der Gartenlaube.)

65. Die Verkehrsmittel der Gegenwart.

Bis gegen das Ende des achtzehnten und den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es für den Verkehr zu Lande kein anderes Mittel als die Verwendung menschlicher oder thierischer Kräfte, für den Verkehr auf Flüssen und zur See die Segelschiffe. Mit diesen Mitteln war bereits im sechzehnten Jahrhundert ein regelmäßiger Postverkehr in den meisten europäischen Staaten eingerichtet worden.

Nachdem durch die Dampfmaschine, deren Erfindung in das Jahr 1769 fällt und dem Engländer James Watt zugeschrieben wird, eine Kraft gefunden war, die geeignet schien, menschliche und thierische Kräfte zu ersetzen, gieng das Streben der Geister dahin, die Dampfmaschinen für Ortsveränderungen brauchbar zu machen und neue Mittel für den Verkehr zu schaffen.

Dies gelang zuerst beim Dampfschiffe (1807), etwas später bei der Locomotive (1827.)

Der Physiker Papin, der Erfinder des nach ihm benannten papinischen Topfes, war der erste, der ein Schiff durch Dampf trieb. Im September des Jahres 1707 landete er in Minden mit einem kleinen Dampfer, auf welchem er von Kassel die Fulda herabkam. Die Schiffer von Minden zerklugen ihm sein Fahrzeug aus Brotneid. Ähnliche Versuche, ein Dampfboot zu bauen, unternahm 1783 ein Franzose Joffroy und

1788 ein Schottländer Miller. Jedoch erst dem Amerikaner Robert Fulton gelang es, ein für den regelmäßigen Verkehr verwendbares Dampfschiff zu erbauen. Das von ihm construierte Schiff, „Clermont“ genannt, legte eine Distanz von ein hundert und zwanzig Seemeilen in zwei und dreißig Stunden stromabwärts zurück. Es hatte eine Maschine von zwanzig Pferdekraft und war für Passagiere in einer damals Aufsehen erregenden Weise bequem eingerichtet.

Rasch verbreitete sich das Dampfschiff nun über alle Culturstaaten der Welt. Im Jahre 1830 wurden bereits alle großen Flüsse und Seen Europas von der Wolga bis zur Seine und Loire mit Dampfern befahren. In demselben Jahre wurde auch die österreichische Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft gegründet, welche heute über mehr als einhundert und siebenzig Dampfer und siebenhundert Schlepper verfügt und an Ausdehnung der Fahrt, Größe und Bedeutung von wenig Gesellschaften der Erde übertroffen wird.

Heute gehen die Flußdampfer in allen fünf Erdtheilen; sie kommen nun regelmäßig in Gegenden, welche vor dreißig Jahren der Fuß eines Europäers nicht betreten hat. So weit der Europäer in fremde Erdtheile vordringt, ebensoweit begleitet ihn das Dampfboot. Es erweist gerade in Ländern ohne Kunststraßen seinen ganzen Wert, da es die Benützung der besten und billigsten Straßen, der Flüsse, ermöglicht und durch diese Verkehrswege dem Reisenden und Forscher das Innere der bis dahin unzugänglichen Länder erschließt.

Das Dampfboot ist eines der wichtigsten Verkehrsmittel unseres Jahrhunderts. Heute baut man in Amerika die größten Flußdampfer. Auf den amerikanischen Riesenströmen gehen Dampfer von 130 Meter Länge, drei Stockwerke hoch, mit Speisejälen und gesonderten Schlafcabinen für sechshundert Menschen.

Nachdem es gelungen war, die Dampfmaschine als Bewegungsmittel für Schiffe zu verwenden, lag die Erfindung von Dampfswagen für den Verkehr zu Lande sehr nahe.

Ein Umstand war aber für die Benützung eines vom Dampfe getriebenen Wagens sehr erschwerend, daß nämlich beim Dampfswagen auch der geeignete Weg für denselben hergestellt werden mußte, der beim Dampfschiffe schon vorhanden war. Die bereits im 17. Jahrhundert in den Bergwerken benützten Schienen führten zu dem Gedanken, eine Bahn mit Eisenbahnschienen zu erbauen, auf welchen die Räder mit möglichst geringer Reibung sich bewegen konnten.

An der Erfindung des Dampfwagens arbeiteten in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts viele Köpfe. Dem Engländer Stephenson gelang es, eine Locomotive zu erbauen, mit der er am 30. September 1829 zum erstenmal auf dem hierzu gelegten Schienenwege von Liverpool nach Manchester fuhr. Seine Zeitgenossen konnten die unermessliche Bedeutung des neuen Verkehrsmittels für das wirtschaftliche Leben und die Cultur-entwicklung der Menschheit nicht würdigen. Adel und Capital, Bürger und Bauer widersezten sich der neuen Erfindung. In Wahrheit folgte ihr auch ein Umsturz ungeheurer Art.

An die Stelle beengter Zustände traten neue Einrichtungen, welche den Verkehr der ganzen Welt umgestalteten. Die neue Erfindung griff so tief in alle Lebensverhältnisse ein, daß die Menschheit einige Zeit bedurfte, bis sie mit ihr rechnen lernte.

Ihm Jahre 1831 begann der Eisenbahnbau in Belgien, dem die belgische Eisenindustrie ihre heutige Bedeutung verdankt; in demselben Jahre wurde die erste Pferdebahn in Osterreich, von Gmunden nach Budweis, zunächst zur Beförderung des Salzes aus dem Salzkammergute nach Böhmen, gebaut; in den vereinigten Staaten Nordamerikas verkehrte 1833 die erste Eisenbahn von Baltimore nach Carolina. Deutschland begann 1835 den Bau von Eisenbahnen, Osterreich 1836 mit dem Bau der Locomotivbahn von Wien nach Brünn; 1837 kam Frankreich an die Reihe: ihm folgten nach und nach alle europäischen Staaten.

Ähnlich wie das Dampfschiff hat der Europäer auch die Eisenbahn in andere Erdtheile verpflanzt. Nicht nur alle fünf Erdtheile, sondern alle größeren Inseln haben heute ihre Eisenbahnen. Derzeit verfügt die ganze Erde über mindestens 300.000 Kilometer Schienenwege für den Dampfbetrieb, wovon auf Europa und Amerika fast je eine Hälfte entfallen, während nur ein kleiner Bruchtheil auf Asien, Afrika und Australien kommt.

Die Schnelligkeit der Locomotiven, welche bei der von Stephenson erbauten Maschine noch 20 Kilometer per Stunde betrug, wurde bald auf 50 bis 100 Kilometer in der Stunde erhöht. Die schnellsten Locomotiven und die bequemsten Waggons, mit Salon-, Schlaf- und Hotelwagen baut man in Nordamerika.

Der Eisenbahnbau hat derartige Fortschritte gemacht, daß es für denselben eigentlich keine unüberwindlichen Hindernisse mehr gibt. Nicht nur in der Ebene, über breite Flüsse und Seen; in den engsten Thälern, über die höchsten Gebirgspässe der Alpen fährt heute der Dampfwagen.

III. Vermischte Aufsätze, Briefe.

66. Von der Freundschaft.

(Matthias Claudius.)

Ich habe dir früher einmal die Feindschaft erklärt und wie man dazu gelangen könne und wann ein ehrlicher Mensch sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer, sie sei überall, der andere, sie sei nirgends, und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie dann Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern lobt, damit er ihn wieder lobe, und sie sich so einander wechselweise zu Narren haben; denn wie du siehst, ist hier, wie in vielen andren Fällen, ein jeder von ihnen sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften“ zu nennen. Wenn du einen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist ein trocken, schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's vom Herzen siehst und nun Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkommt. Die Delicateffe, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtlei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's noth ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vor den Mund, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund etwas an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu deinem Freunde; ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest du denn sein Freund? Das soll ja jeder

wildfremde, unparteiische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Schutz nehmen.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde und können ein das andere nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen; aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung, und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt, und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl, und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript: Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

67. Schmeichelei und Dienstfertigkeit.

(Johann Gottfried Seume.)

Schmeichelei ist es, wenn man jemandem erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihn geflissentlich angenehm davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei sei grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln wegen seiner Geldkästen, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeichelei ziemlich grob, und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeichelei blenden und betrügen lassen, sind schwache, eitle Leute; und diejenigen, welche sich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und Neigungen auszuspiiren, um sodann ihre Maßregeln danach zu nehmen.

Jeder ehrliebende Mensch schämt sich, nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein

Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann etwas verächtlicher sein als diese Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf so niedrige Art erhaschen; oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst eine niedrige Seele und ist in Gefahr, bald ihr Gefelle zu werden. „Er hat sich seine Habe erheuchelt und erschmeichelt,“ sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist; und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend, welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt; jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in eine gute Eigenschaft verwandelt! Bei dem Schmeichler heißt der Cille ehrliebend, der Stolz ansehnlich, ernsthaft und stattlich, der Schwelger fröhlich und heiter, der Geizige wirklich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen und erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen.

Mit der Schmeichelei darf aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit, Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit, andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet, Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen, billigen Wünsche — das alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Manne ziemen und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit zu beleidigen, und ohne seine übrigen wichtigeren Pflichten zu veräümen. Mancher wird als Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß höflich und gefällig ist, und wird von anderen beneidet, welche selbst diese Gabe nicht besitzen oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vortheile zu erwerben.

Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist alles, was er ist, aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheils; und er sucht nie deswegen an jemandem das Gute zu ver-

größern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

68. Von der Ordnung.

(Johann Gottfried Seume.)

„Ordnung ist das halbe Leben,“ heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage manches Unordentlichen ansieht, so dürfte man wohl sagen: „Ordnung ist das ganze Leben!“ Das höchste Muster aller Ordnung und der höchsten Übereinstimmung ist Gott in seiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemessene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächst und nimmt ab; die Jahreszeiten kommen und gehen, und alles nach den weisesten, festesten Regeln. Alles ist und bleibt und gedeihet, wie es soll; alles ist zum Glück der Geschöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen seinen Theilen glücklich ist, wenn alle Stände vom Throne bis zur geringsten Strohütte ihre Pflicht thun und einander mit Eifer wechselseitig unterstützen, so sagen wir: „Es ist Ordnung im Lande!“ Und wenn wir sagen: „Es ist keine Ordnung im Lande!“ so ist das der schärfste Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ergehen lassen. Ebenso ist es in der Stadt und in der Gemeinde, und ebenso ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. „Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau!“ ist ein allgemeines, vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unannehmlichkeit vermieden oder bald beigelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorhergesehen und abgewandt. „Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch!“ hört man von einem Menschen, den man zuweilen wohl noch härter einen Taugenichts nennt. — Hat irgend jemand Ordnung nöthig, so ist es der Landmann, da sein ganzes Leben in einer Verkettung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu sein scheinen, die aber im ganzen die Seele der Landwirtschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußeren Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil: Hier wohnen gute, oder hier wohnen schlechte Wirte? Wo

die Dächer löcherig, die Thore verfallen sind, wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt, wo in den Gärten die Bäume dünne und verbrochen stehen, wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Knie geht, wo das Vieh aussieht wie die theure Zeit in Egypten: da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltungen und um die Gemeine schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar und reinlich sind, wo die Thiere mit den Menschen sich wohlbefinden: da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen. Es ist ein Vergnügen, wenn man zuweilen vor einem Hofe vorbeigeht und sieht, wie alles vom Hause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. „Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirt,“ sagt der Fremde und betrachtet die Pflanzung und den Bau einigemal mit Zufriedenheit, ehe er weiter geht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirtschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöchernten, zerbrochenen Thorwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig muthmaßet. Freilich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachlässigkeit und Unordnung schuld des traurigen Anblicks ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens sein und ihn hindern, so viel wieder herzustellen und auszubessern, als nöthig wäre und er wohl wünschet. Aber dieses ist doch der seltenere Fall.

Es ist eine böse, sündliche Vernachlässigung, nicht mehr thun zu wollen, als wir zur Noth für uns zu brauchen glauben. Wenn unsere Vorfahren ebenso gedacht hätten, wie würde es jetzt auf der Erde aussehen? Wenn sie keine guten Häuser gebaut, kein Holz, keine Bäume angepflanzt hätten, wie traurig würde es um uns und unsere Zeitgenossen stehen? Gott gab uns die Erde mit dem Befehl, sie zu bauen. Es ist also nicht allein Vernachlässigung unseres eigenen Glücks, es ist Verachtung des göttlichen Gebots, wenn wir es nicht thun oder nicht so gut thun, als wir können. Es ist so wohl, wir sind so glücklich, wenn wir unter einem Baume sitzen, seinen Schatten genießen oder von seinen Früchten zehren, und wenn dann die Alten sagen: „Diesen Baum hat mein Großvater gesetzt; er war der Lieblingsbaum meines Vaters; so lange und so viel hat er schon getragen, und so lange verspricht er noch zu leben und so viel noch zu tragen. Wir genießen schon seit Jahrhunderten das Glück, daß wir freie Leute sind. Keine Gewalt, keine Willkür kann uns aus dem rechtlichen Besitze unserer väterlichen Güter vertreiben. Geseze und Gerechtigkeit schützen uns vor allen

Eingriffen, und niemand schränkt uns ungebührlich in unsern Eigenthumsrechten ein. Unsere Kinder und Enkel sind gewisse Erben alles dessen, was wir von unsern Vätern bekamen und durch unsern Fleiß erwerben. Sollten wir nicht für sie pflanzen und bauen, soviel wir können, damit sie uns einst ebenso danken wie wir jetzt unseren Vorfahren?" Sollte nicht jeder gute, menschenfreundliche Wirt bei der Pflanzung eines Baumes, wenn er auch vielleicht nicht mehr hoffen kann, seine Früchte zu essen, bei sich selbst mit innigem Vergnügen denken: „Meine Enkel und Urenkel werden einst hier sitzen und glücklich sein und mich segnen?“ Das ist gut und edel gedacht und gehandelt, und solche Gedanken und Handlungen belohnen sich schon durch sich selbst. Der Gute findet Vergnügen im Gutes thun.

Die Ordnung und ihr Vortheil zeigt sich überall, im kleinsten wie im größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein gutes Zutrauen zu ihm, sowie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch meistens schon im äußeren Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat, und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der seine eigenen nicht inacht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle und alle in der Beschaffenheit, wie sie sein sollen. Reinlichkeit und Nettigkeit herrscht überall, wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug sogleich finden, jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht. Von dem Pfluge und dem Wagen als den Hauptinstrumenten des Landmanns bis zu der Dreschlegelkappe und dem kleinsten Nagel an der Tennewand ist alles, wie es sein soll. Da geht alles, wie und wenn es gehen soll. Die Äcker sind bestellt zur rechten Zeit; die Gräben sind gezogen, ehe der Regen einbricht; das Heu wird gemacht, ehe es das Wasser verderben kann; und der Schnee kommt nicht, ehe die Winterfaat besorgt ist. Der Dünger liegt nicht monatelang auf dem Felde, ehe er eingepflügt wird; die Maulwurfshügel machen die Wiese nicht unsichtbar, und die Sense muß nicht erst aus der Stadt geholt werden, wenn die Nachbarn schon Heu verzehren. Es kann zwar einmal der Marder die Hühner im Stalle würgen, und die Sperlinge und Elstern können einmal die Käse aus dem Korbe verzehren; aber wenn es oft geschieht, so verdient der Hausherr, daß die Marder seine Hühner würgen und die Sperlinge und Elstern seine Käse verzehren.

Nichts geht in der Welt über die Ordnung, und wie weit man in der Welt mit Sinn für Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beispiele, welche aufmunternd sein sollten. Eine ziemlich arme Gemeinde besetzte

auf Anrathen und Vorstellung einiger vernünftiger Mitglieder etliche leere, fast unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen; in zehn Jahren verkauften sie schon das Obst jährlich für eine beträchtliche Summe und konnten in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde nach Besorgung einiger andern geringern Nothwendigkeiten sich eine Spritze und ein Haus dazu bauen lassen und die übrigen Feuergeräthschaften in bessern Zustand setzen. Durch die Pflanzung werden also sonst ungebrauchte Stellen benutzt, die Gegend schöner und anmuthiger gemacht und einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen, das, wenn es hätte sollen durch baren Geldbeitrag besorgt werden, gewiß würde schwer geworden oder vielleicht noch lange aufgeschoben worden sein. So kann man durch Aufmerksamkeit und Ordnung manches zu großem Vortheil benutzen.

69. Die Liebe zur Heimat.

Wenn die Pflanze aus ihrem mütterlichen Boden gerissen und in ferne, fremde Gegenden verpflanzt wird, gedeiht sie nicht mehr in ihrer früheren Üppigkeit; sie läßt gleichsam aus Schmerz über die Trennung von der heimatlichen Erde ihre Blätter hängen; ihre ganze Haltung drückt Trauer aus. So sehnt sich auch der Mensch, den sein Geschick in fremde Himmelsstriche versezt hat, wo andere Sterne über seinem Haupte kreisen, andere Sitten herrschen, eine andere Sprache gesprochen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt in seine Heimat zurück. Diese Liebe, diese treue Anhänglichkeit, welche der Mensch zu seinem Vaterlande hegt, hat nicht immer in der Anmuth und Schönheit seiner Heimatstätte ihren Grund; andere Bande sind es, die ihn an die Heimat fetten.

Schon deshalb ist diese dem Menschen lieb und wert, weil er in ihr seine theuern Eltern findet; kindliche Liebe und Dankbarkeit ziehen sein Herz zu ihnen, denen er sein Dasein verdankt, die vom ersten Augenblicke seines Lebens mit sorgsamer Pflege über ihn wachten, ihn vor allen Gefahren, die seiner Jugend drohten, zu bewahren suchten, ihn mit Wohlthaten überhäufte und nichts so sehr im Auge hatten, als ihn zu einem gesitteten, braven Menschen zu erziehen.

Wenn wir nun schon mit großer Liebe an der Heimat hängen, weil die in ihrem Schoße weilen, mit denen uns die heiligsten Bande verknüpfen, so ist sie uns auch noch deshalb wert und theuer, weil wir in ihr unsere frische und fröhliche Jugendzeit verlebt haben. Denn wer liebt nicht den Ort, an den sich so viele süße Erinnerungen aus der Kindheit knüpfen, aus

dieser schönen Zeit, die nur die einfachen, reinen, unschuldigen Freuden Augenblickes kennt, für die Vergangenheit keine Reue, für die Zukunft keine Sorge hat. Ja, heilig muß dem Menschen der Ort sein, wo er zu Gottes Güte und Weisheit kennen lernte, wo er sein erstes Gebet zu dem Vater aller Menschen, empor sandte; heilig und ehrwürdig der Ort, die ersten Keime zu seiner Bildung gelegt wurden, wo er sich mit dem Eifer eines unverdorbenen Gemüthes dem Worte und der Ermahnung seines Lehrers hingab.

Die heimatlichen Fluren haben einen eigenen Reiz für jeden; erscheint in einem schöneren Lichte; selbst öde Strecken, kahle Felsen selbst sprechen uns mehr an, als die fruchtbarsten Gefilde, die herrlichen Landschaften, die uns anderswo begegnen. Jeder Gegenstand, der sich der Heimat unseren Blicken darbietet, redet zu uns in einer Sprache, nur wir verstehen. Dort der Berg mit seiner entzückenden Aussicht in die Ferne, an dessen waldbegrenztem Fuße die grüne Wiese, unser Tumme und Zeuge fröhlicher Spiele; hier der klare Bach, der sich mit anmutigen Windungen, oft von Gebüsch versteckt, durch die Wiese schlängelt; dort die uralte Linde, unter deren dichtbelaubten Zweigen wir so oft Schutz vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne fanden, oder mit unseren Vätern im traulichen Geplauder an schönen Sommerabenden saßen, — und dort das Häuschen mit dem moosigen Dache, dem Schwalbennest über der Thore: jeder Stein, jeder Strauch, jedes Blättchen ruft in uns die Erinnerung an froh verlebte Tage zurück. Ein eigenthümliches Gefühl, welches wir uns selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen, ein Gefühl, welches wir nur empfinden, nicht aber beschreiben können, fesselt uns an die wohneten Gegenden, und die Trennung von den väterlichen Fluren ist schmerzlich. — Wer die Heimat nie verlassen mußte, wer nie in der Fremde zu leben gezwungen war, kennt das Gefühl nicht, das die Armen Heimlich nennen. Wer es aber kennen gelernt, der erkrankt an Leib und Seele. Heimweh treibt den Schweizer zur Flucht von der Fahne, der er als Eidgenosse geschworen hat; — Heimweh macht den von Kraft strotzenden Körper des deutschen Einwanderers in der Tropenwelt Amerikas zu einem Kranken, Heimweh nach den Steppen seines rauhen Vaterlandes bringt den Lappen den Tod.

Wir finden keinen Menschen, in dessen Brust nicht die Liebe zur Heimat wohnt, kein Volk, keine Nation, welche nicht von diesem Gefühl innig durchdrungen wäre.

70. Sinnsprüche.

(Johann Paul Friedrich Richter.)

Ich bin übel gelaunt! — Das ist schlimm, wirst du sagen — das soll der Mensch nie und nirgend sein! Unwillig magst du sein — traurig, ja auch zornig; das ist oft alles am rechten Plage — aber die üble Laune ist ein giftiges Insect, das seine Eier in die Puppen unserer schönsten Freuden legt, und wenn der Schmetterling der heiteren Stunde die zarte Hülle abwerfen soll, ist nichts darin als eine häßliche Schmeißfliege, und was die üble Laune gerade am meisten vermehrt, ist das Gefühl — unrecht zu haben.

Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.

Verzage nicht, wenn du einmal fehltest, und deine ganze Reue sei eine schönere That.

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selber verzeiht.

Wie man nicht wehren kann, daß einem die Vögel nicht über den Kopf herfliegen, aber wohl, daß sie nicht auf dem Kopfe nisten, so kann man auch bösen Gedanken nicht wehren, aber wohl, daß sie nicht in uns einwurzeln und böse Thaten hervorbringen.

Ach, wie wenig wissen wir doch die Zärtlichkeit einer Mutter zu schätzen, solange sie lebt! Wie wenig achten wir in der Jugend auf alle ihre liebevollen Bekümmernisse um uns! Aber wenn sie todt und dahin ist, — wenn die Sorge und Kälte der Welt erstarrend auf unser Herz wirken, — wenn wir erkennen, wie schwer es ist, wahres Mitgefühl zu finden, wie wenig Leute uns um unserer selbst willen lieben — wie wenige sich im Unglück unserer annehmen — dann erst gedenken wir der Mutter, die wir verloren haben!

(Von Platen.)

Der Zweck deines Lebens sei Bervollkommnung im Guten.

Sei immer wahr und offen und hasse jede Art von Gezwungenheit und Verstellung.

Wenn du zwischen Wahrheit und Lüge in die Enge kommst, so entscheide dich ohne Nachsinnen für die Wahrheit.

Wenn du des Morgens erwachst, überwinne den Tag.

(Von Goethe.)

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist mehr, als er glaubt.

Wer meine Fehler erträgt, ist mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

Unseren Vorsätzen geht es wie unseren Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu thun, was vor uns liegt.

71. Schiller an seine Schwester.

Jena, den 6. Mai 1796.

Zu meinem Troste, liebste Schwester, erfahre ich heute durch Deinen Mann, daß Du die Reise zu unseren franken Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe und lasse uns alle die erwarteten, guten Folgen davon ernten. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist; nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nöthig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen lassen. Ich werde Deinem Manne für seine Einwilligung zu Deiner Abreise herzlich danken.

Und nun, liebe Schwester, bitte ich Dich inständig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zustande der lieben Anstigen. Grüße sie alle tausendmal. Ich umarme Dich.

Dein treuer Bruder Friedrich.

72. Schiller an seine Mutter. (1796.)

Liebste Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag.

Daran zu denken, daß etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren; daß so etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unserm Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken, ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst wie Sie, theuerste, liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlornen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung umso schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne besondere Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringses, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Wüßte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben; aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuern Vater ist wohl, und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus meinem Herzen erlöschten, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger untereinander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas sein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander alle in diesem Punkt und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, theure Mutter, müssen sich Ihr Schicksal jetzt ganz selbst wählen, und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am liebsten leben, hier bei mir oder bei Christophinen oder im Vaterland mit Luise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu schaffen. Vorderhand müssen Sie ja doch, der Umstände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen alles arrangieren.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun sofort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.

Alles, was unser theurer Vater an Briefschaften und Manuscripten hinterlassen, kann mir durch Christophinen mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, der auch für Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll.

Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schwestern. Meine Lotte würde selbst geschrieben haben, aber wir haben das Haus voll Gäste, und in dieser Zerstreung war's unmöglich. Sie hat mit mir den vereinigten Vater, der sie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr Antheil an diesem Verluste hat sie mir noch lieber und theurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, die gerade hier sind, sind sehr davon gerührt worden und lassen tausendmal grüßen.

Ihr ewig dankbarer Sohn

Fr. Schiller.

73. Kaiserin Elisabeth an Die Herzogin Maria über die Gründung eines Fonds zur Vermehrung der Stiftungsplätze in dem Officierstöchter-Bildungsinstitute in Hernalz.

1.

Liebe Frau Muhme Erzherzogin Maria!

Es ist Mein inniger, auch von Sr. Majestät, Meinem kaiserlichen Herrn und Gemahl, getheilter Wunsch, dass die bisher gestiftete Zahl von siebenzig Zöglingsplätzen im Hernalser Officierstöchter-Bildungsinstitute eine dem sichtbar gesteigerten Bedürfnisse wenigstens einigermaßen entsprechende Vermehrung erhalten möge.

Das demnächst eintretende hundertjährige Jubiläum des Bestehens der durch Unsere erlauchten Vorfahren, Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. begründeten und segensreich wirkenden Anstalt erachte Ich als den geeignetsten Zeitpunkt, um durch einen an Österreich-Ungarns Mildthätigkeit noch niemals vergeblich gerichteten Aufruf die Mittel für die angestrebte Erweiterung zu erlangen.

Indem Ich Meinerseits dem gedachten, die schweren Familien-sorgen vieler braver Officiere lindernden Zwecke einen Betrag von

zehntausend Gulden widme und Mich der Sympathie Eurer Liebden für diese zunächst uns Frauen nahegehende Angelegenheit versichert halte, erbitte ich Mir Ihre wirksame Unterstützung zu dem Ende, um in Meinem Namen durch Eurer Liebden persönliche Einflussnahme einer so segensreichen Idee in weitesten Kreisen der hiesigen Reichshälfte fördernden Schutz angedeihen zu lassen.

Ich verharre mit der Gesinnung der vollkommensten Hochachtung
Eurer Liebden gutwillige Muhme Elisabeth,

Gö d ö l l ö, am 2. November 1875.

2.

Liebe Frau Muhme Erzherzogin Maria!

Als Ich in Meinem Schreiben vom November v. J. Eurer Liebden Meine Absichten in Bezug auf die Vermehrung der Stiftungsplätze im Hernalser Officierstöchter-Erzehungsinstitute bekannt gab und Mir Ihre fördernde Unterstützung bei diesem Unternehmen erbat, hat Mich die Zuversicht auf die stets bewährte Mildthätigkeit der Frauen Österreich-Ungarns im vorhinein der Besorgnis eines ungenügenden Erfolges enthoben.

Das nunmehr bekannte Endergebnis der Sammlungen hat jedoch alle Meine Erwartungen übertroffen und bietet nicht nur die Mittel für die angestrebte allmähliche Vermehrung der Stiftungsplätze um die Zahl von vierzig, sondern ermöglicht auch die infolge dessen unumgänglich nothwendigen Erweiterungsbauten des Institutsgebäudes.

Dieses glänzende Resultat, wodurch schwerer Familienkummer mancher braven Söhne des Vaterlandes gelindert werden wird, verdanke Ich zunächst dem eifrigen Bemühen Eurer Liebden und den von Ihnen gebildeten Damencomités.

Mögen Sie selbst und alle die Frauen, die sich diesem edlen Werke gewidmet haben, in dem Bewusstsein einer schönen That und in der unausbleiblichen Dankbarkeit der hiedurch Beglückten den Lohn Ihrer Bemühungen finden; Ich folge gleichwohl dem Drange Meines Herzens, indem Ich Ihnen, liebe Frau Muhme, und sämmtlichen bei den Comités theilhaftig gewesenen Damen Meinen aufrichtigsten Dank und Meine vollste Anerkennung ausspreche.

Mit Gesinnungen vollkommener Hochachtung verbleibe Ich

Eurer Liebden gutwillige Muhme

Wien, am 30. Mai 1876.

Elisabeth,

IV. Epische Poesie.

74. Der Hänfling.

(Magnus Gottfried Lichtwer.)

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Nester trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigener Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich,“ sprach er, „wie
ein König,
Vergleichen Nester gibt es wenig.“
Raum stand das Nest, so ward's
verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Dass unser Hänfling auswärts war;
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zerplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuch
So sehen macht ihn der Fall der E
Doch Staub und Würmer zwar
ihn,
Zum andernmal davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte N
Und las ein dunkles Büschchen
Wo er den Wolken nicht so nah
Doch nicht die Erde vor sich sah
Ein Ort, der in der Ruhe liegt
Da lebt er noch und lebt vergnüg

Vergnügte Tage findet man,
Woserne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nie
Hütten.

Kannst du vom Himmel es erbi
So sei dein eigener Herr und Kr
Dies bleibt des Mittelstandes H

75. Die Schildkröte im Brunnen.

(Friedrich Rückert.)

Es war ein großer Garten,
Hatt' einen reichen Herrn,
Der drin hielt aller Arten
Gewäch' und Thiere gern.
Es thäten Quellen springen,
Und schöne Blumen blühen,
Und bunte Vögel giengen
Luftwandelnd durch das Grün.

Der Pfaue sprach zum Rabe
„Dein rothes Stiefelein
Sollt' ich am Fuße haben;
Es muß verwechelt sein.
Als uns der Herr gewogen
Hervorrief aus der Nacht,
Hast du dir's angezogen,
Mir war es zugebracht.

Ich nahm von schwarzem Boden
 Hier dieses aus Verseh'n;
 Es paßt zu deiner Feder,
 Zu meiner will's nicht steh'n.
 So paßt nur mein Gefieder
 Zum rothen Stiefel ein;
 Gib mir, was mein ist, wieder,
 Und nimm zurück, was dein!"

Der Rabe sprach dagegen:
 „Ein Irrthum ist gescheh'n,
 Doch nicht der Stiefel wegen,
 Am Kleid liegt das Verseh'n;
 Denn einseh'n muß ein jeder:
 Es paßt ein buntes Kleid,
 Und keine schwarze Feder
 Zu diesem Fußgeschmeid.

Als uns der Herr erweckte
 Vom Schlaf mit seiner Hand,
 War ich betäubt und steckte
 Mein Haupt durch dein Gewand;
 So strecktest du das deine
 Aus meines Röckleins Zier:
 Gib mir zurück das meine,
 Und nimm das deine dir!" —

Ihr Streit war ungeschieden,
 Da hob ihr leises Ohr
 Aus eines Brunnens Frieden
 Die Schildkröt' empor;
 Sie sprach in ernsten Tönen,
 Und jene horchten gern:
 „Was wollt ihr habend höhnen
 Die Weisheit eures Herrn?"

Es that der Herr, der Meister,
 Nur was ihm billig schien;
 Nicht einem seiner Geister
 Hat alles er verlieh'n.
 Er hat sein Gut vertheilet
 Zu vieler Pfündner Glück;
 Und was im Garten weilet,
 Ein jedes hat ein Stück.

Dem Pfauen, sich zu brüsten,
 Hat er gestickt sein Kleid,
 Dem Raben nach Gelüsten
 Geschmückt das Fußgeschmeid.
 Und wem er hat gegeben
 Ein ungeschmücktes Sein,
 Der dank' ihm auch das Leben,
 Das sei sein Schmuck allein!"

76. Die Ente.

(Christian Fürchtegott Bellert.)

Die Ente schwamm auf einer Pfütze
 Und sah am Rande Gänse geh'n
 Und konnt' aus angebornem Wize
 Der Spöttelei unmöglich widersteh'n.
 Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
 Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
 Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
 So glücklich ist, ihm Lust zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb steh'n,
 „Was“ sprach sie, „hast du uns zu sagen?“
 „Ach nichts! Ich hab' euch zugeseh'n;
 Ihr könnt vortrefflich auswärts geh'n.
 Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen.“
 „Das,“ sprach die Gans, „will ich dir gerne sagen;
 Allein du mußt mit mir spazieren geh'n.“

77. Leben und Tod.

(Friedrich Rückert.)

Es gieng ein Mann im Syrerland,
 Führt' ein Kameel am Halfterband.
 Das Thier mit grimmigem Geberden
 Urplötzlich anfieng scheu zu werden
 Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
 Der Führer vor ihm mußst' entlaufen.
 Er lief und einen Brunnen sah
 Von ungefähr am Wege da.
 Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
 Das mußst' ihm die Befinnung rauben.
 Er in den Schacht des Brunnens kroch,
 Er stürzte nicht, er schwebte noch.
 Gewachsen war ein Brombeerstrauch
 Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
 Daran der Mann sich fest that klammern
 Und seinen Zustand drauf bejammern.
 Er blickte in die Höh' und sah
 Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
 Das ihn wollt' oben fassen wieder.
 Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
 Da sah am Grund er einen Drachen
 Aufgähnen mit entsperrem Rachen,
 Der drunten ihn verschlingen wollte,
 Wenn er hinunter fallen sollte.
 So schwebend in der beiden Mitte,
 Da sah der Arme noch das dritte.

Wo in die Mauerpalte gieng
 Des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
 Da sah er still ein Mäusepaar,
 Schwarz eine, weiß die andre war.
 Er sah die schwarze mit der weißen
 Abwechselnd an der Wurzel beißen.
 Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
 Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
 Und wie sie rieselnd niederrann,
 Der Drach' im Grund ausblickte dann,
 Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
 Der Strauch entwurzelt fallen würde.
 Der Mann in Angst und Furcht und Noth
 Umstellt, umlagert und umdroht,
 Im Stand des jammerhaften Schwebens,
 Sah sich nach Rettung um vergebens.
 Und da er also um sich blickte,
 Sah er ein Zweiglein, welches nickte
 Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren
 Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
 Er sah nicht des Kameeles Wuth
 Und nicht den Drachen in der Flut
 Und nicht der Mäuse Tückenspiel,
 Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
 Er ließ das Thier von oben rauschen
 Und unter sich den Drachen lauschen
 Und neben sich die Mäuse nagen,
 Griff nach den Beerlein mit Behagen,
 Sie dächten ihm zu essen gut,
 Aß Beer' auf Beerlein wohlgenuth,
 Und durch die Süßigkeit im Essen
 War alle seine Furcht vergessen.
 Du fragst: Wer ist der thöricht Mann,
 Der so die Furcht vergessen kann?
 So wiss', o Freund, der Mann bist du;
 Vernimm die Deutung auch dazu.
 Es ist der Drach' im Brunnengrund
 Des Todes aufgesperrter Schlund;

Und das Kameel, das oben droht,
 Es ist des Lebens Angst und Noth.
 Du bist's, der zwischen Tod und Leben
 Am grünen Strauch der Welt mußst schweben.
 Die beiden, so die Wurzel nagen,
 Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
 Zu liefern in des Todes Macht,
 Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
 Es nagt die schwarze wohl verborgen
 Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
 Es nagt vom Morgen bis zum Abend
 Die weiße, wurzeluntergrabend.
 Und zwischen diesem Graus und Wust
 Lockt dich die eitle Erdenlust,
 Dafs du Kameel, die Lebensnoth,
 Dafs du im Grund den Drachen, Tod,
 Dafs du die Mäuse, Tag und Nacht,
 Vergiffest und auf nichts hast acht,
 Als dafs du recht viel Beerlein haschest,
 Aus Grabes Brunnenrizen naschest.

78. Die Armut.

(Friedrich Rückert.)

Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte,
 Der dachte schweigend nachts auf seiner harten Schütte:

„Ich sehe Müß' und Fleiß mit Reichthum nie belohnt,
 Weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.

Ich wollte, dafs einmal sie zu Gesicht mir käme,
 So hät' ich sie, dafs sie wo anders Wohnung nähme.“

Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
 Und in bescheidenem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.

Ein rüstig Mädchen gieng ihr an der Hand,
 Indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.

Sie sprach zum Staunenden: „Ich bin, die du verachtest,
 Die Armut, die du aus dem Haus zu bannen trachtest.

Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit,
Und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.

Das Mädchen schafft, was ich bedarf — es ist nicht viel, —
Und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.

Leb' wohl! Wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
Weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen!“

Da ruft der Mann: „Halt an, geh nicht, mein lieber Gast!
Ich dachte nicht, daß du ein solch Gefolge hast. —

Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
Um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken.“

79. Die Elfen.

(Friedrich Halm)

Es gieng im Abenddunkel
Das Kind im Erlenthal,
Da sah es die Elfen tanzen
Beim lichten Mondenstrahl.

Es locken's die schmucken Kinder,
Des Mondes heller Glanz;
Und näher schleicht's und näher
Und mischt sich in den Tanz.

Da fassen es die Elfen
Und führen es durch die Nacht
Und zeigen ihm die Paläste
Tief unten im Erdschacht.

Sie tauchen mit ihm in den Weiher,
Tief unter die spiegelnde Flut,
Wo im krystillnen Hause
Die Nixe singend ruht.

Sie heben's zu Eichenwipfeln
In heiterm Flug hinan
Und tragen es wieder schäfernd
Herab auf den Wiesenplan.

Sie holen ihm flimmernde Steine
Tief aus der Erde Schoß,
Sie brechen vom Himmel Sterne
Zum Spielgeräth ihm los. —

Nach einer Stunde aber
Begehrt das Kind nach Haus;
Es fürchtet, wenn es säume,
Die Mutter schelt' es aus.

Es scheidet von seinen GeSpielen
Und schreitet durch den Wald,
Und in der Ferne sterbend
Der Elfen gesang verhallt.

Da wird dem Kind so bange,
Es weiß sich nicht mehr Rath,
Die Bäume ragen höher,
Und dunkler scheint der Pfad.

Es kennt, zum Dorf gekommen,
Das Vaterhaus nicht mehr,
Und fremde Gesichter drängen
Sich um den Fremdling her.

„Die Stunde, daß du spieltest,
Schlang Jahr auf Jahr hinab;
Arm Kind, wer soll dich schelten?
Die Mutter schläft im Grab;

Der Vater ist verdorben,
Der Bruder gieng übers Meer;
Und suchest du deine Lieben,
Was sämnest du so sehr?“

Herz, laß dies Bild dich warnen;
Trau nicht dem Mondenlicht,
Das funkelnd in deines Lebens
Walddunkle Schatten bricht;

Und spiel' nicht mit der Elfen
Himwirbelnd flücht'gem Heer!
Wer mit den Elfen spielte,
Hat keine Heimat mehr.

80. Die Sage vom Untersberg bei Salzburg.

(Johann N. Vogl.)

Ein Schäfer stand am Untersberg
Noch spät im Abendschein,
Da trat zu ihm ein brauner Zwerg
Hervor aus dem Gestein.

„Magst du den Kaiser Karol seh'n
Du muntre Hirtknab'?
So steig mit mir von diesen Höh'n
Zur Bergestief' hinab.“

Der Knab' gleich mit dem Männ-
lein geht
Hinunter sonder Graun,
Den Kaiser, der dort wohnen thät',
Wücht gar zu gern er schau'n.

Wohl führt der Zwerg den
Knaben da
Durch Schluffen aus und ein,
Sein' Tage dort die Sonne sah
Nicht nieder ins Gestein.

Und tief und tiefer immer gieng's
Hinab die schwarze Schluff,
Ringsum voll grauer Felsen hieng's
Aus nachtumflorter Luft.

Da aber ward es plötzlich hell
Von einer Ampel Licht,
Und beide standen jetzt zur Stell'
Vor einer Pforte dicht.

Aufprasselt die mit einemmal,
Was war mir da für Glanz;
Weit offen stand ein räum'ger Saal,
Der schien von Silber ganz.

Da ragte Säul' an Säul' herum,
Da flimmert' Wand an Wand,
Dran standen Wächter, starr und
stumm,
Den Spieß in eh'rner Hand.

Den Helmsturz zu, den Schild am
Arm,
Bildsäulen alle gleich,
Kein Herz schlug unterm Panzer
warm
In diesem öden Reich.

In Mitt' des Saales aber saß
Der alte Kaiser da,
Der hat des Schlafes keine Maß,
Nicht rechts noch links er sah,

Es zierte eine Krone fein
 Sein Haupt, nur karg behaart,
 Und durch den Tisch von Marmel-
 stein
 Wuchs ihm fein weißer Bart.

Er nickte, wie im Schummer
 schwer,
 Und zog die busch'gen Brau'n,
 Als hätte just im Traume er
 Viel sondre Ding zu schau'n.

Auch saßen dort am Tischesrand
 Viel stolze Herren umher,
 Das Haupt gestützt auf ihre Hand,
 Die nickten so wie er.

Sie trugen Wämser aller Art
 Von buntem Farbgemisch,
 Und, wie dem Kaiser, wuchs der
 Bart
 Jedwedem durch den Tisch.

Der Knab', dies sehend mit Bedacht,
 Neigt sich vor Karol tief,
 Der wackelt mit dem Haupte sacht,
 Doch nach wie vor er schlief.

Dann aber hebt, wie ist's ihm
 schwer,
 Das Haupt der ernste Greis
 Und wendet sich zum Hirten her
 Und fragt ihn solcher Weiß':

„Sprich, fliegen wohl die Raben
 noch
 Um diesen Berg zur Stund?“
 „„Sie fliegen jetzt, wie früher noch
 Herum,““ so spricht sein Mund.

Da senkt der Greis, wie schwer
 verlegt
 Das Haupt mit weißem Haar
 Und murmelt drauf: „So muß ich
 jetzt
 Noch schlafen hundert Jahr!“

Dann wieder schläft der Kaiser
 fort
 Und zieht die Brauen sehr,
 Und um ihn schlafen alle dort
 Und nickten so wie er.

Da winkt der Zwerg dem Hirten
 sacht,
 Der folget ihm mit Gast;
 Und wieder führet durch die Nacht
 Der Gnom' den jungen Gast.

Und wie sie auf des Berges
 Haupt
 Jetzt steh'n, von Grün umsäumt,
 Ist fort der Zwerg, der Knabe
 glaubt,
 Es hab' ihm nur geträumt.

31. Klein Roland.

(Ludwig Uhland.)

Frau Bertha saß in der Felsenklust,
 Sie klagt ihr bitteres Los,
 Klein Roland spielt' in freier Lust,
 Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
 O daß ich floh von dir!
 Um Milon ließ ich Pracht und Ehr',
 Nun zürnst du schrecklich mir.“

O Wilson! mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Treue alles ließ,
Nun läßt die Treue mich.

Klein Roland, du mein theures
Kind!

Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt
hinab,
Zu bitten um Speis und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab'
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Ritteraal.
Die Diener ließen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut.
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis
Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die off'ne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar
Bierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettler-
schar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß
ich seh'n?"

Das ist ein sonderer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
So lassen's die andern auch.

Es stand nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du fecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußst' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von
Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem
Brunnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und
Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?"

Sag' an, wer ist denn ihr Truch-
seß?

Sag' an, wer ist ihr Schenk?"

„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke die ist ihr Schenk.“

„Sag' an, wer ist ihr Wächter treu?"

„Mein' Augen blau allstund.“

„Sag' an, wer ist ihr Säng'er frei?"

„Der ist mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener,
traum!

Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau'n,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die off'ne Tafel hält.“

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohl auf, drei Damen! auf, drei
Herrn!

Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher
flink

Hinaus zum Brunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:

„Hilf Himmel! seh' ich recht?

Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Bertha
bleich,

Im grauen Pilgergewand!

Hilf Himmel! in meinem Brunksaal
reich,

Den Bettelstab in der Hand!“

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.

Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohn begrüßt er laut.

Da spricht der König mit mildem
Ton;

„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Bertha hebt sich freudevoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.“

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem
Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland!“

82. Roland Schildträger.

(Ludwig Uhland.)

1 Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Nachen mit den Fürsten.
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2 Da sprach Herr Karl, der starke
Held:

„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde fein
Tief im Ardenner Walde.“

3 Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Rains von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4 Jung Roland, Sohn des Milon,
sprach:

„Lieb Vater, hört! ich bitte:
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach.
Dass ich mit Riesen stritte;
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

5 Die sechs Genossen ritten bald
Bereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.

Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer
Des Helden Schild zu tragen!

6 Bei Sonnenschein und Mondensic
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.

Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

7 Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wal
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchte
Er sah, es kam von einem Schild
Den trug ein Riese, groß und wil
Bom Berge niedersteigend.

8 Roland gedacht' im Herzen sein
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild in
Schwert,

Es wacht Roland der junge.“

9 Roland das Schwert zur Seite band
Herrn Milons starkes Waffnen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Ross bestieg er dan
Und ritt ganz sachte durch den Tan
Den Vater nicht zu wecken.

10 Und als er kam zur Felsenwand
Da sprach der Rief' mit Lachen:

Was will doch dieser kleine Fant
 auf solchem Rosse machen?
 Sein Schwert ist zwief solang als er,
 Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
 Der Schild will ihn erdrücken."

7 Jung Roland rief: „Wohlauf zum
 Streit!

ich reuet noch dein Necken.
 ab' ich die Tartsche lang und breit,
 umm sie mich besser decken;
 ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
 ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
 muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug,
 auslangend in die Weite;
 umm Roland schwenkte schnell genug
 ein Ross noch auf die Seite.
 Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
 doch von dem Wunderschilde sprang
 auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
 das Schwert in beide Hände,
 der Riese nach dem seinen faßt',
 was war zu unbehende;
 mit flinkem Hiebe schlug Roland
 umm unterm Schild die linke Hand,
 das Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth
 dahin,
 wie ihm der Schild entrisfen,
 das Kleinod, das ihm Kraft verlieh'n,
 faßt' er mit Schmerzen missen.
 Was er lief er gleich dem Schilde nach,
 doch Roland in das Knie ihm stach,
 daß er zu Boden stürzte.

15 Roland ihn bei den Haaren griff,
 Hieb ihm das Haupt herunter,
 Ein großer Strom von Blute lief
 Ins tiefe Thal hinunter;
 Und aus des Todten Schild hernach
 Roland das lichte Kleinod brach
 Und freute sich am Glanze.

16 Dann barg er's unterm Kleide gut
 Und gieng zu einem Quelle,
 Da wusch er sich von Staub und Blut
 Gewand und Waffen helle.
 Zurück ritt der jung' Roland,
 Dahin, wo er den Vater fand
 Noch schlafend bei der Eiche.

17 Er legt' sich an des Vaters Seit',
 Vom Schlafe selbst bezwungen,
 Bis in der kühlen Abendzeit
 Herr Milon aufgesprungen:
 „Wach' auf, wach' auf, mein Sohn
 Roland!

Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
 Daß wir den Riesen suchen!"

18 Sie stiegen auf und eilten sehr,
 Zu schweifen in der Wilde.
 Roland ritt hinterm Vater her
 Mit dessen Speer und Schilde.
 Sie kamen bald zu jener Stätt',
 Wo Roland jüngst gestritten hätt';
 Der Riese lag im Blute.

19 Roland kaum seinen Augen glaubt',
 Als nicht mehr war zu schauen
 Die linke Hand, dazu das Haupt,
 So er ihm abgehauen,
 Nicht mehr des Riesen Schwert und
 Speer,
 Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
 Nur Kumpf und blut'ge Glieder.

- 20 Wilson behah den großen Kumpf:
 „Was ist das für 'ne Leiche?
 Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
 Wie mächtig war die Eiche.
 Das ist der Riese. Frag' ich mehr?
 Verschlafen hab ich Sieg und Ehr',
 Drum muß ich ewig trauern.“ —
- 21 Zu Nachen vor dem Schlosse stund
 Der König Karl gar bange:
 „Sind meine Helden wohl gesund?
 Sie weilen allzu lange.
 Doch, seh' ich recht, auf Königswort!
 So reitet Herzog Haimon dort,
 Des Riesen Haupt am Speere.“
- 22 Herr Haimon ritt in trübem Muth,
 Und mit gesenktem Spieße
 Legt' er das Haupt, besprengt mit
 Blut,
 Dem König vor die Füße:
 „Ich fand den Kopf im wilden Hag,
 Und fünfzig Schritte weiter lag
 Des Riesen Kumpf am Boden.“
- 23 Bald auch der Erzbischof Turpin
 Den Riesenhandschuh brachte,
 Die ungefüge Hand noch drin;
 Er zog sie aus und lachte:
 „Das ist ein schön Reliquienstück;
 Ich bring' es aus dem Wald zurück,
 Fand es schon zugehauen.“
- 24 Der Herzog Rains von Baierland
 Kam mit des Riesen Stange:
 „Schaut an, was ich im Walde fand!
 Ein Waffen, stark und lange.
 Wohl schwitz' ich von dem schweren
 Druck.
 Hei! bairisch Bier, ein guter Schluck
 Sollt' mir gar köstlich munden!“
- 25 Graf Richard kam zu Fuß daher,
 Gieng neben seinem Pferde;
 Das trug des Riesen schwere Wehr,
 Den Harnisch sammt dem Schwerte:
 „Wer suchen will im wilden Tann,
 Manch Waffenstück noch finden kann,
 Ist mir zu viel gewesen.“
- 26 Der Graf Garin thät ferne schon
 Den Schild des Riesen schwingen.
 „Der hat den Schild, des ist die Kron',
 Der wird das Kleinod bringen!“
 „Den Schild hab' ich, ihr lieben
 Herrn!
 Das Kleinod hatt' ich gar so gern,
 Doch das ist ausgebrochen.“
- 27 Zuletzt thät man Herrn Wilson seh'n,
 Der nach dem Schlosse lenkte;
 Er ließ das Kößlein langsam geh'n,
 Das Haupt er traurig senkte.
 Roland ritt hinterm Vater her,
 Und trug ihm seinen starken Speer
 Zusammt dem festen Schilde.
- 28 Doch wie sie kamen vor das Schloß
 Und zu den Herrn geritten,
 Macht' er von Vaters Schilde los
 Den Zierat in der Mitten;
 Das Riesenkleinod setzt er ein,
 Das gab so wunderklaren Schein
 Als wie die liebe Sonne.
- 29 Und als nun diese helle Glut
 Im Schilde Wilsons brannte,
 Da rief der König frohgemuth:
 „Heil Wilson von Anglante!
 Der hat den Riesen übermannt,
 Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
 Das Kleinod ihm entrißen.“

30 Herr Milon hatte sich gewandt,
 Sah staunend all die Helle:
 „Roland, sag' an, du junger Fant!
 Wer gab dir das, Gefelle?“ —
 „Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
 Daß ich erschlug den groben Wicht,
 Derweil Ihr eben schließet.“

83. Das Kind der Witwe.

(Friedrich Haln.)

Es dampft das Thal, der Berge Gipfel flammen,
 Und hell beginnt der Morgen seinen Lauf,
 Da rafft Frau Bärbe sich vom Lager auf
 Und Sichel sucht und Schleifstein sie zusammen,
 Den Tragkorb schwingt sie hurtig auf den Rücken,
 Und aus dem engen, moosbedeckten Haus
 Tritt hastig sie ins grüne Thal hinaus,
 Das Morgenroth und Thauesperlen schmücken.
 Hinflüsternd still vor sich den Morgenregen,
 Am Walde hin, aus dessen dunklem Schoß
 In Trümmern ragt das alte Grafenschloß,
 Klimmt mühsam sie empor auf steilen Wegen
 Und eilt, das Haupt gesenkt, die bleichen Wangen
 Geröthet leise von des Morgens Glut,
 Den Höhen zu, wo tiefe Stille ruht,
 Indes im Thal verworr'ne Stimmen klangen.
 Ein Muttergottesbild steht nächst den Mauern
 Der alten Burg am grünen Bergeshang;
 Dort hält Frau Bärbe an vom raschen Gang
 Und blickt zum Bild empor in stillem Trauern;
 Und ihre Wangen werden blaß und blässer,
 Und Thränen füllen den erhobnen Blick;
 Doch trüb zur Erde kehrt das Aug' zurück,
 Als sprach's: In deinem Schoße wär' mir besser.
 Da tauchen aus dem Tragkorb rothe Backen,
 Tiefblaue Auglein blitzen draus hervor,
 Und kleine Hände strecken sich empor
 Und langen spielend nach der Mutter Nacken;

Und sich — sie weint und drückt den holden Jungen,
 Dem Korb entnommen, an ihr schwellend Herz,
 Und bitter lächelnd spricht sie himmelwärts,
 Die Seele tief von herbem Gram durchdrungen:

„Du nahmst mir alles! — Alle sind begraben,
 Die lieben Eltern und der theure Mann;
 Wenn nun auch mir des Lebens Quell verrann,
 Wer wacht dann über meinen blonden Knaben?
 Wer pflegt ihn, wenn mich Gram und Kummer tödten,
 Wer liebt ihn, hüllt das Leichentuch mich ein,
 Wer wird dem Kind der Witwe Vater sein,
 Wer führt es schützend durch des Lebens Nöthen?“

Sie schweigt und horcht, als müßt' ihr Antwort werden,
 Doch Antwort gibt der Wiederhall ihr bloß,
 Und arglos spielt das Kind in ihrem Schoß
 Und achtet nicht der Mutter Angstgeberden;
 Da springt sie auf und trockenet ihre Augen:
 „Zeit ist es; Gras zu mähen muß ich fort,
 Du aber, Hänschen, komm, der Zwinger dort
 Im alten Schloß soll dir als Spielplatz taugen!

Dort magst du Blumen pflücken, Steine sammeln,
 Und sei mir fromm, indes ich ferne bin!“
 Und faßt das Kind und trägt's zum Zwinger hin,
 Mit Küßen Antwort gebend seinem Stammeln;
 Und als sie's dort gebettet weich im Moose,
 Oft rückwärts blickend, lenkt sie ihren Lauf
 Den Höhen zu, zu denen fern herauf
 Vom Thalgrund scholl des Jahrmarkts wirr Getöse.

Um Mittag war es, und zur Heimkehr wendet
 Frau Barbe sich mit ihrer Bürde Wucht,
 Es ist ihr Herz, das ihren Knaben sucht,
 Jetzt, da die Noth ihr Tagewerk vollendet;
 Doch an des Waldes Schattensaum gekommen,
 Vernimmt sie Sturmgeläut' von unten her
 Und sieht bestürzt die Stadt ein Flammenmeer,
 Von Thor zu Thor in wildem Brand entglommen.

Und Grauen will unheimlich sie befallen,
 Und fortgetrieben ohne Raft und Ruh
 Gilt athemlos dem alten Schloß sie zu;
 Da wird rings Zuruf laut, und Schüsse knallen.
 „Kommt,“ ruft es, „laßt das Pfortlein uns gewinnen!
 Ihr eilt zum Mauerbruch dort übers Feld,
 So ist die grimme Bestie umstellt
 Und soll dem Zwinger nicht entriunen!“

„Wer ist umstellt, und wer soll nicht entweichen?“
 Ruft Bärbe angsterfüllt die Jäger an,
 Die jetzt ihr nahen mit gespanntem Hahn.
 Und dies erwidern sie der Todesbleichen:
 „Hier ist's gefährlich, Bärbe; bleibt von hinnen!
 Denn wisset, auf dem Jahrmarkt dort entsprang
 Ein Löwe in des Brandes Noth und Drang;
 Nun liegt das grimme Thier im Zwinger drinnen.“

Da wirft sie von sich des Tragforbs Last
 Und hat die Sichel verzweifelnd erfaßt
 Und hört nicht Bitten, hört nicht Rath
 Und stößt zurücke, wer ihr naht,
 Und dringt und drängt und reißt sich los,
 Und wie der Blitz aus der Wolke Schoß,
 Aus der Männer umringendem Schwarme,
 Über Trümmer und Schutt und Felsgestein,
 Die Sichel schwingend mit schwachem Arme,
 Stürmt in den Zwinger sie hinein.

Sie stürmt hinein; kaum aber eingetreten,
 Erstaunt, betroffen weicht sie scheu zurück
 Und faßt es kaum und traut nicht ihrem Blick
 Und weiß nicht, soll sie jauchzen oder beten.
 Denn friedlich ruht der Löwe dort im Zwinger,
 Und über ihn liegt Hänschen hingestreckt
 Und hat mit Blumen spielend ihn bedeckt
 Und wickelt seine Mähnen um die Finger.
 Und als er jetzt der Mutter Schritt vernommen,
 Laut jauchzt er auf, und lächelnd ruft sein Mund:
 „Sieh, Mutter, mir den großen, gelben Hund,
 Der muß mit uns in unsre Hütte kommen!“

Frau Bärbe aber war hinzugesprungen,
 Und wie auch drohend in erwachter Wuth
 Der Blick des Löwen flammend auf ihr ruht,
 Die Mutter faßt ihr Kind und hält's umschlungen
 Und reißt's an sich, trägt's fort gleich Sturmeswinden;
 Da fährt der Löwe grimmig wild empor,
 Doch eine Kugel blitzt aus sicherem Rohr,
 Er wankt, er stürzt, und Bärbes Sinne schwinden, —
 Der gelbe Hund war längst hinweggebracht,
 Und schluchzend hält ihr Hänschen sie umfassen,
 Als zögernd zum Bewußtsein sie erwacht.
 Liebkosend trockenet sie des Kindes Wangen
 Und herzt und drückt's und küßt und küßt es wieder,
 Und also betend wirft sie jetzt sich nieder:
 „Ich fragte heut, o Herr, in meinem Wahn,
 Da alle, die mir theuer, ich begraben,
 Wer wachen würde über meinen Knaben,
 Wenn nun auch mir des Lebens Quell verrann?
 Ich fragte, wenn mich Gram und Kummer tödten,
 Wer wird dem Kind der Witwe Vater sein,
 Wer liebt es, hüllt das Leichentuch mich ein,
 Wer führt es schützend durch des Lebens Nöthen?

Jetzt weiß ich's, Herr! denn Antwort mir gegeben
 Hat dieser herben Stunde Angst und Qual;
 Du, der mit Glanz die Lilie schmückt im Thal
 Und schafft, wovon des Waldes Thiere leben,
 Du, der behütet in des Löwen Rachen
 Dies Kindeshaupt, da fern die Mutter war;
 Jetzt weiß ich, Ewiger, du wirst's bewachen
 Und retten auch aus schlimmerer Gefahr!
 Du führst es schützend durch des Lebens Nöthen,
 Du pflegst es, wenn mich Gram und Kummer tödten,
 Du liebst es, hüllt das Leichentuch mich ein!
 Jetzt weiß ich, du, den Erd' und Himmel preisen,
 Du Tröster der Betrübten, Schirm der Waisen,
 Du wirst dem Kind der Witwe Vater sein!“

84. Das Kind am Brunnen.

(Friedrich Hebbel.)

Frau Anne, Frau Anne, das Kind ist erwacht!

Doch die liegt ruhig im Schläfe.

Die Vögel zwitschern, die Sonne lacht,

Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Anne, Frau Anne, das Kind steht auf,

Es wagt sich weiter und weiter!

Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,

Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Anne, Frau Anne, der Brunnen ist tief!

Sie schläft, als läge sie drinnen!

Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,

Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,

Nun pflückt es die Blumen sich munter,

Doch bald ermüdet das reizende Spiel,

Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,

Mit Augen so hell und so süße.

Es ist fein eig'nes, das weiß es noch nicht;

Viel stumme, freundliche Grüße.

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind

Winkt aus der Tiefe ihm wieder.

Herauf! Herauf! so meint's das Kind;

Der Schatten: Hernieder! Hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.

Frau Anne, du schläfst noch immer!

Da fallen die Blumen ihm aus der Hand

Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,

Verschluckt von der hüpfenden Welle.

Das Kind durchschauert's fremd und kalt,

Und schnell enteilt es der Stelle.

85. Das Christusbild in Wien.

(Karl Simrock.)

Ist euch vom Christusbild zu Wien	Ich weiß nicht, ob das Christusbild
Die Sage nicht bekannt,	Sich dort noch schauen läßt,
Das immer zollbreit größer schien,	Doch, daß von Christus selber gilt
Als wer da vor ihm stand?	Die Sage, glaub' ich fest:
Und war der Mann auch noch so klein,	Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Es ließ sich zu ihm nieder,	Daß er ihn nicht erschrecke,
Und hätt' er riesenhast Gebein,	Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Doch überragt' es seine Glieder.	Der Größte nicht, wie er sich strecke.

So spricht auch sein verkündend Wort
 Schlicht zu dem schlichten Mann,
 Daß aller Erdenweisheit Hort
 Doch nie erreichen kann.
 Wähnt einer jetzt, er komm' ihm gleich,
 Schon ist's emporgeschossen;
 So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
 Die Geister aufwärts unverdrossen.

86. Johann, der muntre Seifensieder.

(Friedrich v. Sagedorn.)

Johann, der muntre Seifensieder,
 Erlernte viele schöne Lieder
 Und sang mit unbesorgtem Sinn
 Vom Morgen bis zum Abend hin,
 Früh mit den Lerchen um die Wette,
 Spät, schon mit einem Fuß im Bette;
 Und wenn er sang, so war's mit Lust,
 Aus vollem Hals' und freier Brust.
 Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
 Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Nicht weit von unserm Seifensieder
 Ließ sich ein träger Brasser nieder,
 Der, reich, stolz und verschwenderisch,
 Die Nächte saß beim vollen Tisch.

Raum hatte mit den Morgenstunden
 Sein erster Schlaf sich eingefunden,
 So ließ ihm den Genuß der Ruh
 Johann, der Sänger, nimmer zu.
 „Zum Kuckuck, schreißt du dort schon wieder
 Aus vollem Halse, Seifensieder?
 Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
 Der Schlaf hier wie die Auster'n feil!“
 Den Sänger, den er früh vernommen,
 Last er an einem Morgen kommen
 Und spricht: „Mein lustiger Johann,
 Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
 Es rühmt ein jeder Eure Ware,
 Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?“

„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
 Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
 So rechn' ich nicht! Ein Tag beschert,
 Was der, so auf ihn kömmt, verzehrt.
 Dies folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
 Dreihundertfunfundsechzigmal.“

„Ganz recht! doch könnt Ihr mir nicht sagen,
 Was wohl ein Tag pflegt einzutragen?“
 „Mein Herr, Ihr forschet allzuehr:
 Der eine wenig, mancher mehr;
 So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
 Nichts, als die vielen Feiertage,
 Und wer sie alle roth gefärbt,
 Der hatte wohl wie Ihr geerbt;
 Dem war die Arbeit sehr zuwider;
 Der war gewis kein Seifensieder.“

Dies scheint den Reichen zu erfreu'n.
 „Hans,“ spricht er, „du sollst glücklich sein,
 Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler,
 Da hast du bare fünfzig Thaler,
 Nur unterla mir den Gesang!
 Das Geld hat einen bessern Klang.“

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
 Mit mehr als Diebesfurcht zurücke,
 Hält seinen Beutel dicht umfaßt
 Und herzt und wägt die schöne Last.
 Dann wird, sobald er heimgekommen,
 Des Beutels Inhalt vorgenommen,
 Gezählt, mit stummer Lust beschaut
 Und einem Kasten anvertraut,
 Den, allen Dieben Trotz zu bieten,
 Ein dreifach Schloß und Bänder hüten,
 Und den der karge Thor bei Nacht
 Mit banger Vorsicht selbst bewacht.

Sobald sich nur der Haushahn reget,
 Sobald der Kater sich bewegt,
 Durchsucht er alles, weil er glaubt,
 Daß ihn ein schlauer Dieb beraubt.

Er lernt zuletzt, daß Gut und Geld
 Nicht für die Freuden schadlos hält,
 Die der Zufriedene genießet,
 Dem Arbeit kost und Schlaf versüßet,
 Der braucht, was ihm sein Fleiß beschert,
 Und nie vermißt, was er entbehrt.

Dem Nachbar, den er singend weckte,
 Wenn kaum der Schlaf sein Auge deckte,
 Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
 Den vollen Beutel wieder zu
 Und spricht: „Herr, lehrt mich bessere Sachen,
 Als, statt des Singens, Geld bewachen.
 Nehmt Euren Beutel wieder hin,
 Und laßt mir meinen frohen Sinn.
 Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
 Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
 Der Himmel hat mich recht geliebt,
 Daß er Gesang mir wiedergibt.
 Was ich gewesen, werd' ich wieder!
 Johann, der muntre Seifensieder!“

87. Das Vaterhaus.

(Von Fiabella Braun.)

Ob prächtig schaut mit Thurm und Bogen
 Das Vaterhaus ins weite Land, —
 Ob sich's mit Ephen dicht umzogen
 Gemüthlich lehnt an Waldesrand, —
 Ob an der Straßen langer Reihe,
 Im kleinen Dorf, im Felde draus,
 Ihm mangelt nie die rechte Weihe,
 Es ist und bleibt das liebste Haus.

Denn holde Bilder drinnen prangen
 Aus einer theuren Jugendzeit:
 Das Mutterherz, voll Lust und Bangen,
 Das Vateraug' voll Bärtlichkeit,
 Des Schwesterchens geliebte Züge
 Mit ihrem Köpfchen, rund und kraus,
 Der Brüder lustig laute Kriege —
 Dies alles zeigt das Vaterhaus.

Und mancher schöne Festesmorgen,
 Und mancher Abend, lieb und traut,
 Und manche Hoffnung still verborgen,
 Die sich das Kinderherz erbaut:
 Das Weihnachtsbäumchen voller Schöne,
 Der Osterhas, der Nikolaus —
 Und all die hellen Freudentöne,
 Sie kommen aus dem Vaterhaus.

Doch auch manch Lied voll Schmerz und Trauer
 Mischt unvertilgbar sich hinein,
 Manch Lied voll Thränen, Furcht und Schauer,
 Der enge, schwarze Todtenschrein,
 Wenn einen aus dem lieben Kreise
 Zur ew'gen Ruh man trug hinaus,
 Und alle weinen bang und leise
 Im gramersfüllten Vaterhaus.

O Vaterhaus, mit deinem Frieden
 Sei uns gegrüßt viel tausendfach!

Ob längst wir auch von dir geschieden,
 Ob uns noch deckt das traute Dach:
 Nimm unsern Dank, — laß uns den Segen,
 Der immer strömt vom Vater aus;
 Wir denken dein auf allen Wegen,
 Geliebtes, theures Vaterhaus!

88. Das Kirchlein am Berge.

(Johann Gabriel Seidl.)

Am Berge steht ein Kirchlein,
 Bergeffen steht es da,
 Der Menschenwelt so ferne,
 Dem Himmelszelt so nah.

Auf seiner Pforte Stufen,
 Die grünes Moos bedeckt,
 Ruht selten nur ein Jäger,
 Vom Wetter hingeschreckt.

Die alten Glocken hangen
 Seit langem stumm im Thurm;
 Der sie noch manchmal läutet,
 Der Glöckner ist der Sturm.

Die Blitze nur verschonen
 Das stille Gotteshaus
 Und wählen sich die Wipfel,
 Die es umrauschen, aus.

Wohl mocht' es Zeiten geben,
 Wo mancher laute Zug
 Mit Sang und Klang sein Opfer
 Herauf vom Thale trug.

Jetzt wallen keine Beter
 Den Waldpfad mehr empor;
 Verschuchte Vögel singen
 Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten sind verklungen,
 Verhallt ist Sang und Wort,
 Der Geist der Andacht aber,
 Der webt im Kirchlein fort.

Und sollt' es mit den Jahren
 Auch ganz in Trümmer geh'n,
 Noch um die Trümmer würde
 Der Geist der Andacht weh'n.

Und überwüchß' auch Rasen
 Schon wuchernd Schutt und Sand,
 So sagte jedes Gräschen,
 Dafs hier ein Kirchlein stand!

89. Der Glockengufs zu Breslau.

(Wilhelm Müller.)

War einst ein Glockengießer
 Zu Breslau in der Stadt,
 Ein ehrenwerter Meister,
 Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
 Viel Glocken, gelb und weiß,
 Für Kirchen und Kapellen
 Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Dass alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!“

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein;

Und zücht ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht; —
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gesteh'n;
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, dass er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann;
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen
Und sieht, und will's nicht seh'n,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießeß gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Dafs man ihn führt hinaus,
Da ward ihm angeboten
Der letzte Gnadenjchmaus.

„Ich dank' Euch,“ spricht der
Meister,

„Ihr Herren, lieb und wert,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von Euch begehrt.

Laßt mich doch einmal hören
Der neuen Glocke Klang,
Ich hab' sie ja bereitet;
Möcht' wissen, ob's gelang.“

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering,
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode gieng.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

90. Der Brief aus der Heimat.

(Annette von Droste-Hülshoff.)

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch;
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht:
Ach, weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht;
Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —

Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet:
 Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
 Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,
 Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,
 Als sie zum erstenmal zu festem Stand
 Die zarten Kinderfüßchen hat gelenkt;
 Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
 Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;
 Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
 Ach, eine Leiche sah die Heimat schon,
 Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
 Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
 Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
 Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfängen;
 Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
 Und Züge dämmern wie in halber Nacht;
 Wer ist's? — Sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
 Sie hört mit ihrer ganzen Seele Macht;
 Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen
 Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
 Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
 Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
 Und zitternd ruft sie mit des Weinens Spur:
 „Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“
 Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
 Die überall aus ihren Ufern schwellen;
 Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

91. Das Glücklein des Glücks.

(Johann Gabriel Seidl.)

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
 Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.
 „Mein Sohn!“ so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir;
 Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir.

Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Luft,
 Mein Sohn, das ist nicht also, sei dessen früh bewußt!
 Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück;
 Ich gab in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
 Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
 Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
 Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
 Worin er schläft und sinnet und sitzt beim frohen Mahl,
 Läßt er ein Glöcklein hängen, von hellem Silberklang,
 Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
 So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand.
 Und traun! — zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
 An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürste zieh'n.

Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
 Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
 Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht:
 Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er voll des Glückes erhörter Freundschaft hin:
 „Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin!“
 Da kocht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint:
 „Herr, den du Freund geheiß'n, verrieth dich wie ein — Feind!“

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
 Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand.
 Er hat noch grüne Felder und Wiesen voll von Duft,
 Und drauf den Fleiß von Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
 Und Wiege seines Glückes bedünkt ihm jedes Haus.
 Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
 Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl,
 So rauchen unsere Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!“
 „Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst im wilden Glüh'n.
 Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n. —

Schon bleichen seine Haare, vom Dulden wird er schwach,
 Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
 Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
 Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt.

Doch als er nun zu sterben in seinem Stuhle saß,
 Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
 „Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“
 „Ach Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vorm Haus!“

„Herein mit meinen Kindern: — Und war man mir denn gut?“ —
 „Stünd, Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften dein's mit Blut!“
 Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
 Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „Ja!“
 Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
 Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
 Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

92. Der Fischer.

(Wolfgang Goethe.)

Das Wasser rauscht', das Wasser
 schwall,
 Ein Fischer saß daran,
 Sah nach der Angel ruhevoll,
 Kühl bis ans Herz hinan.
 Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
 Theilt sich die Flut empor;
 Aus dem bewegten Wasser rauscht
 Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
 Was lockst du meine Brut
 Mit Menschenwitz und Menschenlist
 Hinauf in Todesglut?
 Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
 So wohlfig auf dem Grund,
 Du stiegst herunter, wie du bist,
 Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtverklärte Blau?
 Lockt dich dein Angesicht
 Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser
 schwall,
 Neigt' ihm den nackten Fuß;
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
 Wie bei der Liebsten Gruß.
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
 Da war's um ihn geschel'n:
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin —
 Und ward nicht mehr geschel'n.

93. Das Schloß im See.

(Wilhelm Müller.)

Leis auf den Bergwald sinkt die Nacht,
 Der See liegt tief im dunkeln.
 Wer nur in der Fischerhütte noch
 wacht?
 Die Flammen des Herdes funkeln.
 Großmütterchen erzählt so lang
 In stiller, niederer Stube,
 Die Mädchen lauschen zitternd und bang,
 Großäugig lauscht der Bube.

Allmählich aber wird's still und
 stumm,
 Es schlafen die Jungen und Alten,
 Der Knabe nur wälzt sich um und um,
 Er denkt an die Märchengestalten.
 Und Mitternacht schlägt die alte Uhr,
 Da hebt er sich brennend vom Kissen:
 „Setzt komm' ich der Wahrheit auf
 die Spur,
 Ich will die Wahrheit wissen.“

Er schleicht sich vors Haus, er
 schreitet zur Flut,
 Er löst den Rahm vom Seile,
 Er rudert hinaus mit erhitztem Muth
 Zu des Wassers Mitte in Eile.
 Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein
 Chor,

Das ist fern süßes Singen:
 Die Harfen und Flöten tönen hervor,
 Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt sich über des Schiffleins
 Rand
 Und schaut in die schaurigen Tiefen,
 Draus klinget's, als ob aus anderm Land
 Verworrene Stimmen riesen.

„Bei Gott, dort ragt der krySTALLNE
 Palast,
 Phantastisch sind Thürme und Hallen,
 Mit Muschelgärten ist er umfaßt,
 Gebüsch' und Blum' sind Korallen!“

Der Park und der Hof sind still
 wie das Grab,
 Doch brennt es von Lichtern im Saale,
 Die Diener stürmen hinauf und hinab.
 Es schwelgen die Wohner beim Mahle.
 Dort schimmert's von Früchten, dort
 perl't's von Wein,
 Dort klingt es von rauschenden Liedern,
 Dort wirbeln im Tanze die reizenden
 Reih'n
 Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben ist irr beim bunten
 Gewirr,
 Im Grunde rajet es wilder —
 O, welch ein bachantisches, tolles
 Geschwirr
 Verwilderter, üppiger Bilder!
 Da sieht er ein seliges Mädchen Gesicht,
 Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
 „Großmütterchen,“ rief er, „du loigest
 nicht!“
 Ein Sprung — und er sinket zum
 Grunde. —

Es kam der Morgen so feucht von
 den Höhn,
 Es gieng durch den Wald ein Geflüster,
 Durchs Seeschilf klang unheimlich
 Getön,
 Der Schiffer naht angstvoll und düster.

In der Mitte des Sees schwimmt
leer der Kahn:

„O, furchtbare Ahnung entweiche!“
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche!

Leis auf den Bergwald sinket die
Nacht,
Der See liegt tief im dunkeln.

Wer nur in der Fischerhütte noch
wacht? —

Es ist eines Lichtleins Junkeln. —
Großmütterchen betet den Rosenkranz
In der stillen, niedern Stube,
Auf der Bahre liegt bei der Lampe
Glanz

Der todte Fischerbube.

94. C o l u m b u s.

(Louise Brachmann.)

„Was willst du, Fernando, so trüb
und bleich?

Du bringst mir traurige Mär!“

„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer;
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen
will,

So seid Ihr ein Opfer der Wuth:
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heiliges Blut.“

Und eh noch dem Ritter das Wort
entflohn,

Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden,
schon

Gleich Wogen ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden
Blick,

Auf bleichen Gesichtern der Tod:

„Verräther! wo ist nun dein glei-
fendes Glück?

Jetzt rett' uns vom Gipfel der
Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib
uns dein Blut!“

„Blut!“ rief das entzügelte Heer. —

Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.

„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt
es und lebt!

Doch bis noch ein einzigesmal
Die Sonne dem feurigen Osten ent-
schwebt,

Bergönnt mir den segnenden Strahl!

Beleuchtet der Morgen kein rettend
Gestad',

So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen
Pfad

Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger
Blick

Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers
zurück

Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch
hebt sich der Strahl

Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten-
mal!

So zittre der strafenden Hand!“

Vom Golde der steigenden Sonne
 bestrahlt,
 Erhob sich das winkende Glück,
 Was kaum noch geahnet der jagende
 Sinn,
 Was muthvoll der Große gedacht.
 Sie stürzten zu Füßen des Herr-
 lichen hin
 Und priesen die göttliche Macht.

95. Die Kraniche des Ibykus.

(Friedrich Schiller.)

- 1 Zum Kampf der Wagen und
 Gesänge,
 Der auf Korinthus' Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Zog Ibykus, der Götterfreund.
 Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund, Apoll:
 So wandert' er an leichtem Stabe
 Aus Rhegium, des Gottes voll.
- 2 Schon winkt auf hohem Berges-
 rücken
 Akrokorinth des Wandrers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur
 Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulichem Geschwader zieh'n.
- 3 „Seid mir begrüßt, befreund'te
 Scharen,
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
 Mein Los, es ist dem euren gleich.
 Von fernher kommen wir gezogen
 Und flehen um ein wirtlich Dach;
 Sei uns der Gastliche gewogen,
 Der von dem Fremdling wehrt die
 Schmach!“
- 4 Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gedrangem Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muss er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand;
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft ge-
 spannt.
- 5 Er ruft die Menschen an, die
 Götter,
 Sein Flehen dringt zu keinem Ret-
 ter;
 Wie weit er auch die Stimme
 schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.
 „So muss ich hier verlassen sterben,
 Auf fremdem Boden, unbeweint,
 Durch böser Buben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir er-
 scheint!“
- 6 Und schwer getroffen sinkt er
 nieder;
 Da rauscht der Kraniche Gefieder.
 Er hört, — schon kann er nicht
 mehr seh'n, —
 Die nahen Stimmen furchtbarkrah'n.
 „Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,

Sei meines Mordes Klag' erhoben!
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7 Der nackte Leichnam wird gefunden,

Und bald, obgleich entstellt von Wunden,

Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.

„Und muss ich so dich wieder finden,

Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,

Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

8 Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;

Verloren hat ihn jedes Herz.

Und stürmend drängt sich zum Prytanen

Das Volk; es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

9 Doch wo die Spur, die aus der Menge,

Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?

Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?

That's neidisch ein verborgner Feind?

Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10 Er geht vielleicht mit fre Schritt

Jetzt eben durch der Gr Mitte

Und während ihn die Rache
Genießt er seines Frevels F
Auf ihres eig'nen Tempels Sch
Trotzt er vielleicht den G
meng

Sich dreist in jene Menschen
Die dort sich zum Theater d

11 Denn Bank an Bank ged
sitzen, —

Es brechen fast der
Stützen, —

Herbeigeströmt von fern und
Der Griechen Völker warter
Dampf brausend wie des M
Wogen

Von Menschen wimmelnd v
der Ba

In weiter stets geschweiftem
Hinauf bis in des Himmels

12 Wer zählt die Völker, nen
Namen

Die gastlich hier zusammen ka
Von Theseus' Stadt, von
Strand,

Von Phocis, vom Spartanerl
Von Asiens entlegner Küste
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaug
Des Chores grauser Melodie.

13 Der streng und ernst nach
Sitte

Mit langsam abgemess'nem Sc
Hervortritt aus dem Hinterg

Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus,
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

14 Ein schwarzer Mantel schlägt
die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten
Händen

Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich
weh'n,

Da sieht man Schlangen hier und
Nattern

Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.

15 Und schauerlich gedreht im
Kreise,

Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreibend
dringt,

Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang.

Er schallt, des Hörers Mark ver-
zehrend,

Und duldet nicht der Leier Klang:

16 Wohl dem, der frei von Schuld
und Fehle

Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere That voll-
bracht;

Wir heften uns an seine Sohlen,

Das furchtbare Geschlecht der
Nacht!

17 Und glaubt er fliehend zu ent-
springen,

Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen
Fuß,

Dass er zu Boden fallen muss.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten, —
Versöhnen kann uns keine Reu', —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht
frei.“

18 So singend tanzen sieden Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schwei-
gen,

Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär';
Und feierlich nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

19 Und zwischen Trug und Wahrheit
schwebet

Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Schleier
flieht,

Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch flieheth vor dem Sonnenlicht.

20 Da hört man auf den höchsten
Stufen

Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —

Und finster plötzlich wird der
Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Ge-
wimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

21 „Des Ibykus!“ — Der theure
Name

Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde
schnell:

„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er
meinen?

Was ist's mit diesem Kranich-
zug?“ —

22 Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzes-
schlage

Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich
dar!

Ergreift ihn, der das Wort ge-
sprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

23 Doch dem war kaum das Wort
entfahren,
Möcht er's im Busen gern be-
wahren.

Umsonst! der schreckenbleiche
Mund
Macht schnell die Schuldbewussten
kund.

Man reißt und schleppt sie vor den
Richter,

Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl!

96. Der Ring des Polykrates.

(Friedrich Schiller.)

1 Er stand auf seines Daches
Zinnen,

Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.

„Dies alles ist mir unterthänig,“
Begann er zu Egyptens König,
„Gestehe, dass ich glücklich bin.“ —

2 „Du hast der Götter Gunst
erfahren!

Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters
Macht.

Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich
sprechen,

So lang des Feindes Auge wacht.“ —

3 Und eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:

„Lass, Herr, des Opfers Däfte
steigen,

Und mit des Lorbeers muntern
Zweigen

Bekränze dir dein festlich Haar!

73 Getroffen sank dein Feind vom
 Speere,
 Mich sendet mit der frohen Märe
 Dein treuer Feldherr Polydor —
 Und nimmt aus einem schwarzen
 Becken,
 Noch blutig zu der beiden
 Schrecken,
 Ein wohlbekanntes Haupt hervor.
 5 Der König tritt zurück mit
 Grauen,
 „Doch warn' ich dich, dem Glück
 zu trauen,“
 Versetzt er mit besorgtem Blick.
 „Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
 Wie leicht kann sie der Sturm
 zerschellen —
 Schwimmt deiner Flotte zweifelnd
 Glück.“ —
 6 Und eh er noch das Wort ge-
 sprochen,
 Hat ihn der Jubel unterbrochen,
 Der von der Rhede jauchzend
 schallt.
 Mit fremden Schätzen reich beladen,
 Kehrt zu den heimischen Gestaden
 Der Schiffe mastenreicher Wald,
 4 Der königliche Gast erstaunet:
 „Dein Glück ist heute gut gelaunet,
 Doch fürchte seinen Unbestand.
 Der Kreter waffenkund'ge Scharen
 Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
 Schon nahe sind sie diesem Strand.“
 8 Und eh ihm noch das Wort
 entfallen,
 Da sieht man's von den Schiffen
 wallen,

Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
 Von Feindesnoth sind wir befreiet,
 Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
 Vorbei, geendet ist der Krieg!“

9 Das hört der Gastfreund mit
 Entsetzen.

„Fürwahr, ich muss dich glücklich
 schätzen!

Doch,“ spricht er, „zitr' ich für
 dein Heil.

Mir grauet vor der Götter Neide;
 Des Lebens ungemischte Freude
 Ward keinem Irdischen zu theil.

10 Auch mir ist alles wohl gerathen,
 Bei allen meinen Herrscherthaten
 Begleitet' mich des Himmels Huld;
 Doch hatt' ich einen theuren Erben,
 Den nahm mir Gott, ich sah ihn
 sterben,

Dem Glück bezahlt' ich meine
 Schuld.

11 Drum willst du dich vor Leid
 bewahren,

So flehe zu den Unsichtbaren,
 Dass sie zum Glück den Schmerz
 verleihn.

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
 Auf den mit immer vollen Händen
 Die Götter ihre Gaben streun.

12 Und wenn's die Götter nicht
 gewähren,

So acht' auf eines Freundes Lehren
 Und rufe selbst das Unglück her;
 Und was von allen deinen Schätzen
 Dein Herz am höchsten mag er-
 götzen,

Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

13 Und jener spricht, von Furcht
beweget:

„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann ver-
zeihen,“

Und wirft das Kleinod in die Flut.

14 Und bei des nächsten Morgens
Lichte —

Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab'ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

15 Und als der Koch den Fisch
zertheilet,

Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hoherstauntem Blick;
„Sieh, Herr, den Ring, den du
getragen,

Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

16 Hier wendet sich der Gast mit
Grausen:

„So kann ich hier nicht ferner
hausen,

Mein Freund kannst du nicht weiter
sein.

Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu
sterben.“

Und sprach's und schiffte schnell
sich ein.

97. Arion.

(August Wilhelm Schlegel.)

1 Arion war der Töne Meister, a
Die Zither lebt' in seiner Hand; b
Damit ergöht' er alle Geister, a
Und gern empfing ihn jedes Land. b
Er schiffte goldbeladen c

Setzt von Tarents Gestaden, c
Zum schönen Hellas heimgewandt. b

2 Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Oh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat er ihn, brüderlich gefinnt:

„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!

Viel kann verlieren, wer gewinnt.“

3 Arion sprach: „„Ein wandernd
Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler tausend Lust.

An wohlervornnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

4 Er steht im Schiff am zweiten
Morgen,

Die Lüfte wehen lind und warm;

„„O Periander, eitle Sorgen!
Bergiß sie nun in meinem Arm!

Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“

5 Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut.
Er hat nicht allzuviel den Bogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.

Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6 „Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“

„„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.““

7 „Nein, nein, wir lassen dich nicht
wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Berrieth'st du, daß wir dich beraubt?

Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht
erlaubt.“ —

8 „„Gewährt mir denn noch eine
Bitte,
Bilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich, nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.

Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!““

9 Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.

„„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Läßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich
hin.““ —

10 Der Jüngling hüllt die schönen
Glieder

In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11 Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgenjonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

12 Er sang: „„Gefährtin meiner
Stimme
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn
gleich.“

Elfyiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

13 Doch könnt ihr mich des Grams
entbinden?

Ich lasse meinen Freund zurück.
Du giengst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

14 Ich muß hinab, ich will nicht
zagen!

Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblastet, wenn ich untergeh!
Den Gast, zu euch gebettet,

Ihr Nereiden rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

15 Ihn decken allsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort!

Oh Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16 Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verließ'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.

Sie konnt' ihn oft bestrieken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

17 So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier;
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,

Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

18 Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.

Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz;

19 „„Leb' wohl, und könnt' ich dich
belohnen,

Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur
wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verließ'n!

Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügel'n,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n.“

20 Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthos Zinnen.
Er wandelt singend durch die Flur;
Mit Lieb' und Lust geboren,
Bergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

21 Er tritt hinein: „„Vom Wan-
derleben

Nun ruh ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler tausend Lust.

Zwar falsche Räuber haben
Die wohl erworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms
bewußt.“

22 Dann spricht er von den Wunder-
dingen,

Daß Periander staunend horcht.

„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?

Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt.“ —

23 Und als im Hafen Schiffer
kommen,

Bescheidet er sie zu sich her.

„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.“ —

„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.“

Da siehe! tritt Arion her.

24 Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,

Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen,

Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

25 Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.

Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes
Schein.

„Ihn wollten wir ermorden;

Er ist zum Gotte worden;

O schläng' uns nur die Erd' hinein!“

26 Er lebet noch, der Töne Meister,
Der Säng' er steht in heil'ger Hut;

Sch rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.

Fern mögt ihr zu Barbaren,

Des Geizes Knechte, fahren;

Nie labe Schönes euren Muth!“

93. Der Mönch zu Pisa.

(3. N. Vogl).

Zu Pisa in dem Klostergarten geht

Ein finst'rer Mönch, wo Blum' an Blume steht.

Sein Antlitz ist gebleicht von langem Gram;

Man weiß nicht, wer er war, woher er kam.

Stumm wandelt er zu jeder Abendzeit

Hin durch die Gänge mit verschloss'nem Leid.

Jetzt blickt er nach der Tulpe Farbenlicht,

Nach der Karthäusernelke, zart und schlicht,

Jetzt nach der Rose, nach der Lilie rein:

„Ach, wer wie Blumen könnte schuldlos sein!“

Nun lauscht er zu der Zweige grünem Kranz,

Wo Vöglein flattern noch im goldnen Glanz.

Er lauscht, das Haupt gesenkt, dem süßen Klang:

„Ach, wer noch Tröstung fände im Gesang!“

Dann aber senkt sein Blick, von Thränen feucht,

Zur Erde sich, von der er nimmer weicht.

„O Erde, öffne du dich mir in Huld,

Denn nur du tilgest meine blut'ge Schuld!“

Doch als der Lenz nun wieder kommt ins Land,

Der Mönch nicht wieder bei den Blumen stand.

Nicht lauschte er den Sängern in den Höhn,

Doch war dafür ein neues Grab zu seh'n,

Ein schlichter Stein in grauer Klosterwand,

Auf dem „Johannes Parricida“ stand.

99. Die letzte Markgräfin von Tirol.

(Von Lud. Aug. Frankl.)

Im Land Tirol zu Bogen, im sonnenhellen Dom,
Hart einer heil'gen Handlung ein bunter Menschenstrom.
Die Wände sind mit Purpur gar festlich ausgeschmückt,
Durch bunte Fensterscheiben das Sonnenantlitz blickt.

Da tritt herein ein Ritter, der hell in Purpur flammt.
Ein Weib geht ihm zur Seite in schwarzem Trauersammt.
Will Hochzeit denn die Freude nun machen mit dem Gram,
Dass in so sonderm Anzug das Paar zur Kirche kam?

Und ihnen folgt von Rittern ein silberblanker Chor,
So strebt aus weißen Säulen ein lichter Gang hervor.
Da tritt die Frau in Trauer, Markgräfin in Tirol,
Vor des Altares Stufen und redet frei und wohl:

„Todt ist der Markgraf Ludwig, mein seliger Gemahl,
Mir stieg der Sohn zu Grabe im hellen Jugendstrahl.
Ich bin nun eine Wittib, die gern der Thränen pflegt;
Bin traurig, weil der Mutter kein Kinderherz mehr schlägt.

In meinen Händen zittert der goldne Fürstenstab,
Drum will ich einsam wandeln bis an mein stilles Grab.
Ein Heldenvolk verdient ein freies Fürstenherz,
Mein Herz erfüllt nur Trauer, der Mutter banger Schmerz.

Dank euch für eure Liebe, Dank euch viel tausendmal!
Ihr theiltet meine Freude, ihr theiltet meine Qual.
So nehmt als dankbar Erbe von eurer Fürstin Hand
Den Herrn, der mild wird walten im schönen Tirolerland.

Es ist Erzherzog Rudolf, voll Milde und voll Kraft,
Er ist die schönste Blume der deutschen Ritterschaft.
Er wird der Waisen Vater, der Wittwen Schützer sein,
Er führt das Glück, den Frieden in eure Thäler ein.

Er wird euch innig lieben, sowie sein Osterreich.
Seht hin, welch Land der Erde blüht seinem Lande gleich?
Heil, Heil dem biedern Habsburg!“ — Wie sie die Worte sprach,
Hallt es von tausend Lippen, aus tausend Herzen nach.

100. Herzog Friedl.

(Von J. G. Seidl.)

Vom Adlerberg herunter
Steigt kummervoll ein Mann,
Der sieht gar wenig munter
Das heitre Thal sich an.

Er sieht es an, als riefen
Vor seinem düstren Blick
Die Höhen und die Tiefen
Manch trübes Bild zurück.

Man meint, es sei ein Ritter
Nach Haltung, Stirn und Bart;
Doch hängt ihm eine Zither
Vom Hals nach Sängertart.

So wandert er im Thale,
Wie sonder Ziel und Zweck,
Da führt beim Abendstrahle
Sein Pfad ihn nach Landeck.

In bunten Gruppen stehen
Die Bürger längs dem Inn;
Er drängt sich, übersehen,
Zu ihnen laufchend hin.

Sie plaudern, und sie streiten,
Wie's eben Fug und Brauch,
Von bessern alten Zeiten
Und schlimmern neuen auch.

Oft hört er einen Namen,
Der ringsum wiederhallt
Und wie ein tröstlich Amen
Zu seinen Ohren schallt.

„Der Friedel,“ heißt's, „muß lauern
Zu Kostnig in der Haft;
Was hilft ihm das Bedauern,
Wenn niemand Rettung schafft!“

Da fährt dem fremden Säng'ern
Durchs Herz ein mächtig Glühn;
Da hält er sich nicht länger
Und faßt die Zither kühn.

Rasch tritt er aus dem Kreise,
Der ihn bemerkt, hervor
Und steigt nach Sängertweise
Die nächste Stuf' empor.

Erwartend lauschen alle
Dem liederkund'gen Mann;
Er hebt mit lautem Schalle
Zum Klang der Zither an:

„Ich will ein Lied euch singen,
Das echt tirolisch scheint;
Mein Reimspiel soll euch zwingen
Zu sagen, was ihr meint! —

Es war einmal ein Ritter,
Geliebt im ganzen Gau;
Da brach ein Ungewitter
Herein auf Strom und Au.

Und die ihn redlich lieben,
Die bleiben ihm getreu;
Doch mancher Schelm im trüben
Meint, daß's gut fischen sei!

Und leider sind auf Erden
Die Schelme dicht gefäet;
Drum muß er flüchtig werden,
Was auch die Treu besteht!

Fern von den Lieben allen,
Verpottet und verkannt,
In Feindschaft verfallen,
Denkt er ans Vaterland.

Da leiht ihm Sehnsucht Flügel,
Da leiht ihm Liebe Kraft;
Er sprengt des Kerkers Riegel
Und flieht aus seiner Haft.

Schon steht er an der Grenze,
Sieht auf die Heimat hin;
Doch wie sie mild auch glänze,
Jetzt ist er fremd darin.

Fremd sind ihm alle Stege,
Und Berg und Thäler fremd,
Und alle seine Wege
Von Feindes Trutz verdämmt.

Bang, daß man ihn nicht hasche,
Mißtrauend jedem Ort,
Irrt er mit leerer Tasche
Und vollem Herzen fort.

Da tritt er ungesehen
In einen Ort hinein,
Wo Menschen ihn umstehen,
Die noch gedenken sein.

Die ihn zwar nicht erkennen,
Nicht ahnen, daß er kam,
Doch seinen Namen nennen,
Doch theilen seinen Gram.

Er hört's, er sieht es schmerzlich,
Sein Drang läßt ihn nicht ruh'n;
Tiroler, sagt mir's herzlich,
Was soll der Ritter thun?"

„Der Ritter soll sich nennen,“
So ruft ein Mann von fern. —
„Wenn sie den Herrn erkennen,
So steh'n sie für den Herrn!“

Da blickt, das Aug' voll Feuer
Er nach dem Sprecher um:
„Hans Müllinen — mein Treue
Und sie umfahn sich stumm.

„Was Reimspiel und was
Zither“,
Ruft Hans — „die Täuschung n
Tiroler! Seht — der Ritter
Ist euer Friederich!“

Er steht in eurer Mitte,
Er baut auf eure That;
Bewahret seine Schritte,
Bewahrt ihn vor Berrath!“

„Der Friedel;“ schallt's im Ra
„Er ist's, — der Friedel! — fi
Und wie im halben Traume
Umstauen sie das Paar.

Das Staunen wird zum Ru
Der Ruf zum Segenswort,
Sie tragen von der Stufe
Den Herzog jubelnd fort.

Ob Wetter rings sich thürm
Ob Haß und Rache droht,
Sie schwören, ihn zu schirmen
Im Leben und im Tod.

Voll Kummer und Beschwerde
Kam er vom Berg daher,
Nun ist wohl auf der Erde
Kein Fürst so reich als er.

des Papstes

101. Die Leiche zu Sct. Just. 1558

(Anastasius Grün.)

Aus Sanct Justi Klosterhallen
Tönt ein träges Todtenlied,
Hocken summen von den Thürmen
Für den Mönch, der heut verschied.

Seht den Todten! — Wie von
welkern Blute
Schlingt ein rother Reif sich um
sein Haupt;
Ob einst drauf zur Buß' ein Dorn-
kranz ruhte?
Wein, die Krone lag auf diesem Haupt!

Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
Tief jetzt übers Auge zu,
Dass die böse Spur der Krone
Drinn verhüllt, verborgen ruh'.

Einst den Scepter hielt sein Arm
erhoben;
Küttelte gleich dran die halbe Welt,
Er hielt fest und höher ihn nach oben
Wie ein Fels, der eine Tanne hält!

Diese Arme beugt dem Todten
Setzt ein Frater zu Sanct Just,
Drückt ein Kreuz darein und beugt
sie —
Ach so leicht! — verschränkt zur Brust.

Wie des Regenbogens Himmelstiege
Blomm der Tag, der ihm das Licht
beschied,

Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied.

Doch ein Mönchchor singt das
Grablied

Jetzt in alter Melodei,
Wie er singt, ob Grabeslegung
Oder Auferstehung sei.

Seht, die Sonne sinkt, die aus
den Reichen
Dieses Todten nie den Ausgang fand;
Dieses Abendroth im Gau der Eichen
Ist ein Morgenroth dem Palmen-
land.

Und die Glocken leiser klingen:
Schöne Thäler, lebet wohl!
Und die Mönche heißer singen:
Schnöde Welt, o fahre wohl!

Einmal noch durchs Kirchenfenster
nieder
Blickt zum Sarg der Sonne mildes
Roth,
Was sie hier sieht, dort zu künden
wieder:
Wie der Herrscher beider Welten todt!
Hirt und Hirtin doch im Thale,
Wie da Glocke klingt und Lied,
Beten still, entblößten Hauptes,
Für den frommen Mönch, der schied.

102. Räthsel.

(Marcus Halter.)

Erđ' und Wasser sind meine Freunde,
Feuer und Luft sind meine Feinde.
Ich lieg' in tiefem Erdengrab,

Ich falle aus der Luft herab;
Ich geh' mit des Blutes warmer
Welle,

Ich schwimme in kalter Segensquelle.
Wenn Feuer mir vernichtend naht,
Gibt doppelt Kraft mir das Wasserbad;
Doch darf die Luft verzehrend wagen,

An meinem starken Leib zu nagen.
Nun möge zu rathen euch belieben;
Das Räthsel wurde mit mir ge-
schrieben.

(Güll.)

Ich schweb' auf Laub und Kraut und
Gras,
Durchsichtig wie Krystall und Glas,
Und funkle wie ein Edelstein

Im hellen Morgen Sonnenschein.
Ein Lufthauch — und ich bin ver-
schwunden
Und werde nirgendsmehr gefunden.

(F. Scherer.)

Ein Säemann schreitet durch das Land
Mit dunklem Mantel angethan;
Die Körner schüttelt vom Gewand
Er über Wald und Wiesenplan.

Da sprosset weder Halm noch Frucht,
Wo er den schlimmen Samen streut;
Sein Fuß zertritt in wilder Flucht,
Was sich des jungen Lebens freut.

(Jud. Bauer.)

Kennt ihr der Riesinnen mächtige
Schar,
Die hoch in den Lüften weben?
Bald mächtig dunkel, bald sonnig klar
Sieht man sie kreisen und schweben.
Sie sterben heute; in Thränenflut
Verschwimmt ihre wallende Reihe
Und wachsen aus Thränen in
Sonnenglut

Ein schreckliches Paar; der eine erhebt
Die furchtbar gewaltige Stimme,
Vor der das Herz der Schwachen erbebt,
Wie vor des Löwen Grimme. —
Der andere zuckt sein gewaltiges
Schwert,

Schon morgen wieder aufs neue.
Jedwede zwei mächtige Söhne trägt
Verborgen im falt'gen Gewande;
Bald liegen sie schlafend und unbewegt,
Bald stürmen sie über die Lande.

Das Bäume und Felsen spaltet,
Und wo es treffend hernieder fährt,
Tod und Vernichtung waltet.
Seht ihr der Riesinnen wallende Schar?
Sie droh'n mit gespenstigen Händen,
Aus denen sie Noth bald, Schreck
und Gefahr,
Bald himmlischen Segen senden.

(Friedrich von Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten

Und scheint, wie du ihr naht, zu
fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und
schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Ich wohne in einem steinernen Haus,
 Da lieg' ich verborgen und schlafe,
 Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
 Gefordert mit eiserner Waffe.
 Erst bin ich unscheinbar, schwach und
 klein,
 Mich kann dein Athem bezwingen,

Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
 Doch mir wachsen im Siege die
 Schwingen.
 Wenn die mächtige Schwester sich zu
 mir gesellt,
 Erwach' ich zum furchtbar'n Gebieter
 der Welt.

Charade.

(Theodor Körner.)

In stiller Anmuth kommt's gezogen,
 Wie Rosenhecken blüht es auf,
 Und durch des Äthers blaue Wogen
 Steigt es mit gold'ner Pracht herauf.
 Kannst du des Räthfels Lösung
 finden?
 Zwei Silben mögen dir's verkünden.
 Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
 Von keinem Auge noch gezählt,
 Sie weidet herrlich fern der Erde,

Vom Glanz des ew'gen Lichts befeelt.
 Willst du der Lämmer Namen kennen?
 Die dritte Silbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
 Und steigt empor mit heit'rem Sinn,
 Und in des Morgens jungem Glanze
 Verkündet's die Gebieterin

Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
 Sprich, kannst du mir das Räthsel
 deuten?

103. Epigramme.

(Johann Gottfried v. Herder.)

Ver schwiegenheit.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimnis,
 Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

Der langsame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
 Glück zu rauben, ist leicht, wiederzugeben so schwer.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
 So, vom Schickal gebeugt, strebet der Gute empor.

Das Gebet.

Allvater, Gutes gib mir, und wenn ich auch nicht darum bäte:
 Böses wende von mir, fleht' ich auch sehnlich darum.

(Wolfgang Goethe.)

Die Dichter sagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft.

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

Nicht größeren Vortheil wüßst' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst zu erkennen.

Suche nicht vergeb'ne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Übereilung
Und zwischen Versäumnis.

Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung!
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern.

(Friedrich Schiller.)

Frei geht das Unglück durch die ganze Erde.

Des Menschen Engel ist die Zeit.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Thener ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

(Friedrich Rückert.)

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Nichts als die Schmeichelei ist so gefährlich dir;
Du weißt es, daß sie lügt, und dennoch glaubst du ihr.

Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist der Preis.

Wenn du Ird'isches willst beginnen, heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'isches vor dem Göttlichen besteht.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

V. Lyrische Poesie.

104. Mit Gott aus Werk.

(C. F. Spitta.)

Gehe hin in Gottes Namen,	Schau' nicht aus nach dem Entfernten;
Greif dein Werk mit Freuden an;	Was dir nah liegt, mußt du thun;
Frühe säe deinen Samen;	Säen mußt du, willst du ernten,
Was gethan ist, ist gethan.	Nur die fleiß'ge Hand wird ruhn.

Müßigstehen ist gefährlich,
Heilsam/Unverdroßner Fleiß,
Und es steht dir abends ehrlich
An der Stirn des Tages Schweiß.

Weißt du auch nicht, was gera-
Der was mißslingen mag,
Folgt doch allen guten Thaten
Gottes Segen für dich nach.

105. Gebet.

(Emanuel Geibel.)

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wangen bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liebe, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Thau den Reben, nichts kann ich selbst;
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

106. Morgenwanderung.

(Emanuel Geibel.)

Wer recht in Freuden wandern will,	a	Da zieht die Andacht wie ein Ha-
Der geh' der Sonn' entgegen;	b	Durch alle Sinnen leise,
Da ist der Wald so kirchenstill,	a	Da pocht ans Herz die Liebe auch
Kein Lüftchen mag sich regen;	b	In ihrer stillen Weise,
Noch sind nicht die Lerchen wach,	c	Pocht und pocht, bis sich's erschlie-
Nur im hohen Gras der Bach	c	Und die Lippe überfließt
Singt leise den Morgensegnen.	b	Von lautem, jubelndem Preise.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Und plötzlich läßt die Nachtige
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Scha
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Läßt uns dem Herrn lobsingen!

107. Ein geistlich Abendlied.

(Gottfried Kinkel.)

Es ist so still geworden,
 Berrauscht des Abends Wehn,
 Nun hört man allerorten
 Der Engel FüÙe gehn.
 Rings in die Thale senket
 Sich Finsternis mit Macht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
 Ihr Tosen ist vorbei,
 Stumm ihrer Freude Reigen
 Und stumm ihr Schmerzensschrei.
 Hat Rosen sie geschenkt,
 Hat Dornen sie gebracht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht.

Und hast du heut gefehlet,
 O schaue nicht zurück;
 Empfunde dich beeelet
 Von freier Gnade Glück.
 Auch des Verirrten denket
 Der Hirt auf hoher Wacht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht!

Nun stehn im Himmelskreise
 Die Stern' in Majestät,
 In gleichem, festem Gleise
 Der goldne Wagen geht.
 Und gleich den Sternen lenket
 Er deinen Weg durch Nacht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht!

108. Der Frühling ist ein starker Held.

(Emanuel Geibel.)

Der Frühling ist ein starker Held,
 Ein Ritter sondergleichen;
 Die rothe KoÙ im grünen Feld,
 Das ist sein Wappen und Zeichen.

Sein Schwert von Sonnenglanze
 schwang
 Er kühn und unermüdet,
 Bis hell der silberne Panzer sprang,
 Den sich der Winter geschmiedet.

Und nun mit triumphierendem
 Schall
 Durchzieht er Land und Wogen;
 Als Herold kommt die Nachtigall
 Vor ihm dahergeslogen.

Und rings erschallt an jedes Herz
 Sein Aufruf allerorten;
 Und hüllt' es sich in dreifach Erz,
 Es muß ihm öffnen die Pforten.

109. Herr Frühling.

(Robert Bruns.)

Herr Frühling zog ins Land herein,
 Der fürstliche Geselle,
 Mit goldnen Locken kraus und fein,
 Mit Augen sternenhelle.

Sein KöÙlein war ein Schmetterling,
 Darauf saÙ er mit Lächeln,
 Und vor ihm her als Page gieng
 Ein lustig Maienfächeln,

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig.
Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: „Hier will ich hausen!“
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und sprach: „Hier will ich schmausen!“

Mailüftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wolkenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab ins Thal,
Die Quellen ließ es springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den wecken Blättern drauf,
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Darinnen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen, klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester;
Das war, versteckt im Blütenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit buntem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschlein auch verstattet.

Als nun der Mai mit muntrem Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Dafs er die Tischglock' läutet.
Der Kuckuck rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edlen Herrn,
Den Frühling anzukünden.

Da sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Gefelle,
Mit goldnen Locken, fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mildgesinnt
Lädt er ringsum zum Feste,
Und alle frohen Leute sind
Des frohen Festes Gäste.

110. Gesang im Grünen.

(Emanuel Geibel.)

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da mag ich gerne mitten drein
Eins singen.

Wie mir zumuth in Leid und Lust,
Im Wachen und im Träumen,
Das stimm' ich an aus voller Brust
Den Bäumen.

Und sie verstehen mich gar fein,
Die Blätter alle lauschen,

Und fall'n am rechten Orte ein
Mit Rauschen.

Und weiter wandeln Schall und Hall
In Wipfeln, Fels und Büschen,
Hell schmettert auch Frau Nachtigall
Dazwischen.

Da fühlt die Brust am eignen Klang,
Sie darf sich was erköhlen;
O frische Lust; — Gesang! Gesang
Im Grünen!

113. Waldlieder.

(Karl Egon Ebert.)

I.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von
Baum zu Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Biel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreun sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' im lustigen
Wald

Und alle Bäum' erklingen,
Und um mich her alles singet und
schallt,

Wie sollt' ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem
Laut

Den, der die Wälder säet,
Der droben die lustige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.

II.

Erfrischend sinkt der Abend
Herab auf Feld und Au
Und sendet, mild erlabend,
Den Blüten seinen Thau.

Und durch des Laubdachs R
Blickt Stutgewölk herab
Und spiegelt einz'ne Blitze
Im nahen Springquell ab.

Schon düster ist's hier innen,
Doch fern winkt roßger Schein,
Und Purpursäden spinnen
Sich durchs Gezweig herein.

Die Vögel flattern müde
Dem dunkeln Dickicht zu,
Und mit dem letzten Liede
Entschlummern sie zur Ruh.

O schlummert, schlummert süß
Und stärkt die kleine Brust,
Dass heller Klang begrüße
Des nächsten Tages Lust!

114. Frühmorgens.

(Josef von Eichendorff.)

Die Nacht war kaum verblühet,
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang:
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume übers Haus
Sah'n weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschar,

Thauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht': Ihr kleinen Bräu
Was schmücket ihr euch so sehr?
Da blickt die eine her:
„Still, still! 's ist Sonntag hei

Schon klingen Morgenglocken
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald.“
Da kniet' ich froh erschrocken.

115. Gefunden.

(Wolfgang Goethe.)

Ich gieng im Walde
für mich hin,
id nichts zu suchen,
is war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
n Blümchen steh'n,
ie Sterne leuchtend,
ie Auglein schön.

Ich wollt' es brechen,
i sagt' es fein:

Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

116. Frühlings Auferstehung.

(Wolfgang Goethe.)

Vom Eise befreit sind Strom und
Bäche
irch des Frühlings holden, bele-
benden Blick;

n Thale grünnet Hoffnungsglück;
er alte Winter in seiner Schwäche
ng sich in rauhe Berge zurück.
on dorthier sendet er fliehend nur
hnmächtige Schauer körnigen Eises
i Streifen über die grünende Flur.
ber die Sonne duldet kein Weißes;
berall regt sich Bildung und
Streben,

ies will sich mit Farben beleben;
och an Blumen fehlt's im Revier,
ie nimmt gepuzte Menschen dafür.
hre dich um, von diesen Höhen
ach der Stadt zurückzusehen.
as dem hohlen, finstern Thor
ringt ein buntes Gewimmel hervor.
der sonnt sich heute so gern;
ie feiern die Auferstehung des Herrn:

Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen
Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und
Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürd'ger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die
Menge

Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt!
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

117. Fürbitte.

(Hermann Lingg.)

Gedenke, daß du Schuldner bist	Laß nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Armen, die nichts haben,	Den Hungrigen durchs Fenster seh'n;
Und deren Recht gleich deinem ist	Verseuche nicht die wilde Taube,
An allen Erdengaben.	Laß hinter dir noch Ähren steh'n,
Wenn jemals noch zu dir des Lebens	Und nimm dem Weinstock nicht die
Gefegnet gold'ne Ströme geh'n,	Lezte Traube!

118. Der Lenz.

(Nikolaus Lenau.)

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,	Und wie sie scherzend sich enthaschen
Den alles lieben muß,	Sein aufgeblühtes Bild.
Herein mit einem Freundsprunge	
Und lächelt seinen Gruß;	Froh lächelt seine Mutter Erde
	Nach ihrem langen Harm;
Und schießt sich gleich mit frohem Recken	Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Zu all den Streichen an,	Das Söhnlein in den Arm.
Die er auch sonst dem alten Recken,	
Dem Winter, angethan.	In ihre Brust greift nun der Lese
Er gibt sie frei, die Bächlein alle,	Und zieht ihr schmeichelnd keck
Wie auch der Alte schilt,	Das sanfte Weisichen und die Rose
Die der in seiner Eisesfalle	Hervor aus dem Versteck.
So streng gefangen hielt.	
Schon zieh'n die Wellen flink von	Und sein geschmeidiges Gefinde
dannen	Schickt er zu Berg und Thal:
Mit Tänzen und Geschwätz	„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Und spötteln über des Tyrannen	Den Freunden allzumal!“
Zerronnenes Geseß.	
Den Jüngling freutes, wie die raschen	Er zieht das Herz an Liebesketten
Hinlärmen durchs Gefild,	Rasch über manche Klust
	Und schleudert seine Singrafeten,
	Die Verchen, in die Luft.

119. Drei Kiele.

(Friedrich Rückert.)

Drei Kiele kenn' ich, die gewaltig sind!
 Der erste Kiel ist, den die Vögel spannen,
 Womit sie über Berg und Thal von dannen
 Zieh'n, hingeschaukelt auf des Himmels Wind.

Der zweite Kiel, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wunderbau von Tannen
Gerüstet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das kühne Menschenkind.

Der dritte Kiel ist aber, der gewaltig
Vor allen ist; wohin kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelspaltig.

Er ist's, der den Gedanken selbst besiegt,
Den unsichtbaren Riesen vielgestaltig,
Dass er gebannt auf zarten Blättern liegt.

120. Gute Nacht.

(Emanuel Geibel.)

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht.
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht:
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre waltet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenpiel verhallt
Im schimmernden Palast;
Im Rachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Raft.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gute Nacht drum, all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

121. Schön, wie's Lied der Nachtigallen.

(Hoffmann von Fallersleben.)

Schön, wie's Lied der Nachtigallen,	Heiter wie voll Gottvertrauen
Schön, wie eines Sternes Licht,	Lächelt es uns allen zu.
Ist des Kindes süßes Lallen,	So in Reden und Geberden
Ist sein lächelnd Angesicht.	Sei auch du den Kindern gleich;
Aus den blauen Augen schauen	Ihnen gab schon hier auf Erden
Himmelsfried' und sel'ge Ruh,	Gott der Herr das Himmelreich.

122. Sturmesmythe.

(Nikolaus Lenau.)

Stumm und regungslos in sich	Haben sich in angstverwornen Scharen
verschlossen,	Um die stumme Schläferin gereiht.
Ruht die tiefe See dahingegossen,	Und sie neigen sich herab und fragen:
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;	„Lebst du noch?“ in lauten Donner-
Ihre Wellenpulse sind versunken,	klagen,
Ungespüret glüh'n die Abendfunken	Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Wie auf einem Todtenangesicht.	Zitternd leuchten sie mit scheuem
Nicht ein Blatt am Strande wagt	Grauen
zu rauschen,	Auf das stille Bett herab und schauen,
Wie betroffen steh'n die Bäume, lauschen,	Ob die alte Mutter todt, die See.
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht,	Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter
Und die Sonne ist hinabgeschieden,	Kummer
Hüllend breitet um den Todesfrieden	Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.	Und sie springt vom Lager hoch empor:
Plötzlich auf am Horizonte tauchen	Mutter — Kinder — brausend sich
Dunkle Wolken, die herüberhauchen	umschlingen,
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;	Und sie tanzen freudewild und singen
Eilig kommen sie heraufgefahren,	Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

123. Herbstlied.

(Johann Gaudenz Salis.)

Bunt sind schon die Wälder,	Wie die volle Traube
Gelb die Stoppelfelder,	Aus dem Nebenlaube
Und der Herbst beginnt.	Purpurfarbig strahlt!
Rothe Blätter fallen,	Am Geländer reifen
Graue Nebel wallen,	Pfirsiche, mit Streifen
Rührler weht der Wind.	Roth und weiß bemalt.

Sieh! wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt!
Dort mit leichten Schritten
Jene goldnen Quitten
In den Landhof trägt!

Klinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh;

Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

124. Hoffnung.

(Emanuel Geibel.)

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trogigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee
umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch
so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Sonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast
mit Macht,
Mir soll darob nicht hängen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr gesehen,

Und lacht in den sonnigen Himmel
hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie slicht sich blühende Kränze
ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und
graunt,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

125. Das Bächlein.

(Wolfgang Goethe.)

Du Bächlein, silberhell und klar,
Du eilst vorüber immerdar,
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her? Wo gehst du hin?

„Ich komm' aus dunkler Felsen
Schoß;
Mein Lauf geht über Blum' und
Moos;

Auf meinem Spiegel schwebt so mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.

Drum hab' ich frohen Kindersinn;
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin,

Der mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk' ich, wird mein Führer
sein."

126. Waldnacht.

(Leberecht Dreves.)

Frühmorgens, wenn die Hähne
frähn,
Eh noch der Wachtel Ruf erschallt,
Eh wärmer all die Lüfte wehn,
Vom Jagdhornruf das Echo hallt:
Dann gehet leise, nach seiner Weise
Der liebe Herrgott durch den Wald.
Die Quelle, die ihn kommen hört,
Hält ihr Gemurmeln auf sogleich,
Auf daß sie nicht in Andacht stört

So groß als klein im Waldbereich;
Die Bäume denken: „Nun laßt uns
senken
Vorm lieben Herrgott das Gezweig.“
Die Blümlein, wenn sie aufgewacht,
Sie ahnen auch den Herrn alsbald
Und schütteln rasch den Schlaf der Nacht
Sich aus den Augen mit Gewalt
Und flüstern leise, ringsum im Kreise:
„Der liebe Gott geht durch den Wald!“

127. Meine Muttersprache.

(Von Klaus Groth.)

O Muttersprache, schön und weich,
Wie traulich klingst du mir!
Wär' auch mein Herz dem Steine
gleich,

Sein Hochmuth wiche dir.
Du beugst den Nacken, und er bricht,
Als bög' ihn Mutterarm;
Du kosest mir ums Angesicht,
Und still ist aller Harm.

O Muttersprache, schön und weich,
Wie hold, wie traulich klingst du mir!

Ich fühle wieder mich als Kind,
Raum noch der Welt bewußt.
Du hauchst mir wie ein Frühlingwind
Gesund die franke Brust.

Mir ist's, als salte Vater dann

Noch jetzt die Hände mir,
Und „Vater unser“ sang ich an,
Als säß' er wieder hier.

O Muttersprache, schön und weich,
Wie hold, wie traulich klingst du mir!

O Muttersprache, recht und schlicht,
Du alte, fromme Red',
Wenn nur ein Mund „mein Vater“
spricht,

So klingt mir's wie Gebet!
So herrlich klingt kein Harfenton,
Singt keine Nachtigall,
Und helle Thränen quellen schon
Hervor bei deinem Schall.

O Muttersprache, schön und weich,
Wie hold, wie traulich klingst du mir!

128. An mein Vaterland.

(J. Gabriel Seidl.)

Ich hab' dich nicht vergessen,
 Mein liebes Österreich!
 Noch macht's, an dich zu denken,
 Das Herz mir immer weich.

Ich sah wohl schöne Alpen,
 Umweht von Balsamhauch,
 Sah Paradiese Gottes, —
 Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen
 Durch manchen grünen Plan,
 Sah Thäler, Auen, Städte;
 Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch anderer Orten
 Manch treues Herz mir zu;
 Doch wer hat sie auf Erden
 Zu tausenden, wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
 Manch selig Stündchen hin;

Allein in deinem Boden
 Schläft ja mein Jugendthum.

Du hast die ersten Freuden
 So treu mit mir getheilt,
 Du hast die ersten Leiden
 So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde
 Viel hundert Plätzchen lieb,
 So hast ja du kein Fleckchen,
 Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,
 Lob' ich die Fremde gleich:
 Ich weiß nur eine Heimat,
 Weiß nur ein Österreich:

Denn was ich in der Fremde
 Geseh'n, gefühlt, erkannt,
 Ist nur ein goldener Reifen
 Um deinen Diamant.

129. Heimkehr.

(Hermann Lingg.)

In meine Heimat kam ich wieder,
 Es war die alte Heimat noch,
 Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
 Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
 Am Waldweg sprang wie sonst das
 Reh,
 Von fern erklang ein Abendsläuten,
 Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor
 Jahren
 Die Mutter stets empfing, dort sah
 Ich fremde Menschen fremd geboren;
 Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
 „Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
 Die du geliebt, sind fortgezogen,
 Sie kehren nimmer, nimmermehr.“

130. Mein Vaterland.

(Hoffmann von Fallersleben.)

Treue Liebe bis zum Grabe
 Schwör' ich dir mit Herz und Hand;

Was ich bin und was ich habe,
 Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Auf ich's Freund und Feinden zu:

Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

131. Mahnung.

(Johann N. Vogl.)

Es sind der Menschen Tage
Ein Eigenthum des Herrn,
Das denk' in jeder Lage,
Wenn Glück und Hoffnung fern.

Dein Wollen und dein Handeln
Sei frei von List und Trug,
Weiß er doch um dein Wandeln,
Und weiß auch, wenn's genug.

Mit Leichtsinm nie vergeude,
Die dir nur bloß geliehn,

Und ach! mit Schmerz und Freude
So traumhaft bald entfliehn.

Einst ruft, der nimmer altet,
Auch dich aus deinem Grab
Und fragt, wie du verwaltet
Sein Gut, das er dir gab.

Drum denk' in jeder Lage,
Wenn Glück und Hoffnung fern:
Es sind der Menschen Tage
Ein Eigenthum des Herrn.

132. Guten Morgen! im Urwald.

(Erzherzog Max.)

Auf weiten, stillen, silberblauen Fluten
Mein Canoe gegen Norden lautlos zieht,
Durch Baumeshallen dringen Morgengluten,
Die friische, dunkle Nacht vom Urwald flieht.

Die leichten Silbernebel rings sich heben,
Rings funkelt in smaragdne Grün der Thau,
Und rings im Dickicht regt sich Morgenleben,
Geweckt von leichten Brisen, sanft und lau.

Durchs Laubgewölbe brechen Sonnenstrahlen,
Und in der Blume Kelche dringen sie,
Mit Gold und Purpur glitzernd sie zu malen,
Und sanft durchschwirrt die Luft der Colibri!

Hoch über Niesenbäume freischend rauschen
 Zum mächt'gen Strom die Papageien hin,
 Mein Auge folgt dem Zug, die Ohren lauschen,
 Doch Grauen still umfängt mir Herz und Sinn.

Allein mit mir in diesen fernen Räumen,
 Allein, die Seele müd und krank das Herz,
 So schwank' ich zwischen Lust und finstern Träumen,
 Bewundrung der Natur und wildem Schmerz.

Und wie ich durch die grünen Hallen gleite
 Und durch Lianen breche meine Bahn,
 Rings um mich her des Urwalds dunkle Weite,
 Begegnet plötzlich mir ein leichter Rahn.

Und „guten Morgen!“ schallt es auf den Wellen
 Aus Frauenmund mit echtem deutschem Ton,
 Ich schrecke auf und fühl' das Herz mir schwellen,
 War's Freundeswort? Sprach's meinem Heimweh Hohn?

Ich jauchze auf und möchte lieber weinen,
 Der Himmelston brach mir das Herz entzwei;
 So kann ein Wort uns Lust und Leid vereinen,
 Und fesselt Phantasie und macht sie frei.

Du schlichte Colonistin, könnt'st du ahnen,
 Wie hingehaucht im Urwald, unbewußt,
 Mir deines Grußes selig deutsches Mahnen
 Zerrissen und gelabt die wunde Brust!

133. Mutterherz.

(Albert Träger.)

Ich hörte trauern euch und klagen,
 Dafs kalt die Welt und liebeleer,
 Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
 Habt ihr denn keine Mutter mehr?
 Habt ihr die Mutter schon vergessen?
 Das treue Herz, dran ihr geruht,
 Den Schoß, drin ihr so weich geessen,
 So sicher wie in Gottes Hut?

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
 Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
 So lange wird die Liebe dauern,
 So lang ein Mutterherz noch schlägt!
 O Mutterherz, du Born der Milde,
 Du gottgeweihter, heil'ger Ort,
 Hast auch die Welt, die rauhe, wilde,
 In dir weist still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden
Glanz,

Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz:
Gequält, gemartert und zerstoehen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch,
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es doch!

Drum hält euch Gram und Leid
umfängen,

Seid eigner Schuld ihr euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An eurer Mutter treue Brust;
Und ist die Mutter euch geschieden,
Weint ihr allein in finst'rer Nacht,
O glaubt! ihr Herz ließ sie hienieden,
Es hielt bei ihrem Kinde Wacht!

134. Sehnsucht.

(Friedrich Schiller.)

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnst' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlst' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düste Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust:
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.

Einen Rachen seh' ich schwancken,
Aber ach, der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Banker!
Seine Segel sind besetzt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

135. Die Mutter an ihre Tochter.

(Friedrich Schiller.)

Es schütze dich auf deinen Wegen,
Mein liebes Kind, des Himmels Huld!
Kings blühe Freude dir 'entgegen,
Fern bleib' dir Vorwurf, Reue, Schuld;

Und will nach manchen Schicksals-
schlägen
Sich Groll und Unmuth in dir regen,
So denke mein und hab' Geduld!

Leb' heiter hin in guten Tagen
Und trüb' nicht ihren Sonnenschein
Dir thöricht selbst mit nicht'gen
Klagen;

Sei thätig, willst du fröhlich sein!
Ernst ist das Leben; lern' es tragen,
Und will dir Kraft und Muth ver-
sagen,

So hab' Geduld und denke mein!

Nicht Troß laß dir das Herz
umweben,
Nicht schließ in Schweigen dumpf
dich ein!

Bergib, so wird auch dir vergeben,
Beglück', so wirst du glücklich sein!
Und wär' vergebens all dein Streben,
Lern' deinen Blick zu Gott erheben,
Und hab' Geduld und denke mein!

